

# Deutscher Glaube und Brauch

im Spiegel der heidnischen Vorzeit

von

Prof. C. L. Nochholz.

---

Erster Band.

Deutscher Unsterblichkeitsglaube.

---

Berlin,

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

(Harrwitz und Gohmann.)

1867.

# Deutscher Unsterblichkeitsglaube

von

Prof. C. L. Kochholz.



---

Berlin,  
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.  
(Harrwitz und Gohmann.)  
1867.



Geographisch-historisches Institut

1104

1104



49422

II



Berlin

Geographisch-historisches Institut

(Königsplatz am Museum)

1887



## Vorwort.

In den nachfolgenden zwei Bändchen wird Glaube und Brauch des deutschen Volkes im Spiegel seiner heidnischen Vergangenheit angeschaut und nach den zwei Hauptfragen zerlegt: Auf welchen Wegen ist der sich selbst überlassene Mensch der Urzeit zum Glauben an die Macht und Dauer des Geistes gelangt, und wie ist er zur Gründung bürgerlicher Ordnung allmählich emporgerückt? Diese Doppelfrage wird hier in einzelnen für sich bestehenden, obwohl gegenseitig verwandten Vorträgen verhandelt, und diese schöpfen ihre Beweismittel und Thatsachen theils aus unsern Geschichts-, Rechts- und Sprachalterthümern, theils ebenso aus der fortdauernden Tradition und Sitte des Volkes. Gelehrtes Wissen und persönliche Erfahrung haben sich hierbei fortwährend die Hand zu bieten. Hat nun aber die ausreichende Quellenkunde und Erfahrungsfrische beiderseits ihr Material mit Bienenemsigkeit entdeckt und eingesammelt, so soll es auch an jener ordnenden Meisterin nicht mangeln, die dieses Vielerlei zum symmetrischen, Genuß gewährenden Bau abschließt. Neben der Strenge der Forschung soll die Geschmeidigkeit der Darstellung einhergehen, damit ein Werk, das sich dem Fachmanne und der Lesewelt zugleich anzubieten wünscht, vor Beiden bestehen, Beiden sich nützlich erweisen könne. Eben nach dieser Rücksicht glaubt der Verfasser hier noch eine kurze Erklärung ab-

geben zu müssen. Er hat in seinem Buche mancherlei von ihm zuerst gefundene Schriftwerke gebraucht und sie deshalb nach ihrer Herkunft umständlicher erwähnt. Ebenso hat er eine nicht geringe Zahl von Thatsächlichkeiten, Sagen und Bräuchen hier zum erstenmale aus seinen handschriftlichen Sammlungen mitgetheilt und nach ihrem besonderen Fundorte genau zu bestimmen gehabt. Ferner treten die Belegstellen zuweilen angehäuft und in verschiedenen Sprachen mitten in den Text herein. Sie alle sind die Leibwache, zwischen denen eine neu erworbene Einsicht, ein geglückter Fund sicher einhergeht, sie legitimiren Beides in gleicher Weise, wie man der Gesellschaft einen neu eingeführten Gast vorzustellen pflegt. Sie stehen mitten im Texte; weder unter denselben hinabgerückt, wo sie den Leser vom Festhalten des Zusammenhanges abziehen; noch in einem besonderen Anhang, wo das Vor- und Zurückblättern uns zum Verdrusse, dem Buche zur Quelle von Druckfehlern zu werden pflegt. Im Texte selbst dagegen überschlägt man sie nicht alle, und wenn hier etliche in ihrer gehäuften und buchstäblichen Angabe vielleicht sogar überflüssig scheinen, so wird auch von diesen bei näherer Betrachtung Lessing's Wort (Sämmtl. Werk. 6, 283) gelten können: „Ich habe das Unnütze nicht unnützlich gelesen, wenn es von nun an dieser oder jener nicht weiter lesen darf.“

Marau, 14. October 1867.

Der Verfasser.

## Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Gold, Milch und Blut. Mythologisch . . . . .	1
I. Das goldene Zeitalter . . . . .	3
II. Das Milchmeer . . . . .	11
III. Das schreiende Blut . . . . .	38
Ohne Schatten, ohne Seele. Der Mythos vom Körperschatten und vom Schattengeist . . . . .	59
I. Vom Körperschatten . . . . .	73
II. Vom Schattengeist . . . . .	92
Oberdeutsche Leichenbräuche . . . . .	131
Die Leichfarbe Weiß . . . . .	133
Volksthümliche Redensarten für Sterben	140
In die Holzbirnen gehen . . . . .	140
Den Köffel aufstecken, fallen lassen . . . . .	142
Der Tod hat ihn am Bendel . . . . .	142
Voranzeichen . . . . .	143
Das Lispeln und die Wehklage . . . . .	143
Das Todtenflüchlein . . . . .	144
Die Hauschlange . . . . .	146
Die Biene . . . . .	147
Thiere als Todesboten . . . . .	149
Die Grabvögel . . . . .	151
Der Ribiß . . . . .	154
Die Entle . . . . .	155
Der Rabe . . . . .	156
Die Maus . . . . .	156
Der Hund . . . . .	158
Die Katze . . . . .	160
Roß und Stier . . . . .	163
Lebenslicht und Sterbkerze . . . . .	165
Das Auströsten und der Tobekampf . . . . .	168

	Seite
Ausfahren der Seele . . . . .	171
Die Seelenüberfahrt . . . . .	173
Das Zünglein . . . . .	178
Das Sterbstroh . . . . .	179
Leichenwaschung, Haar- und Nägelschnitt . . . . .	181
Leichenkleid und Todtenschuh . . . . .	185
Mit ins Grab gelegt . . . . .	187
Die Todtenmünze . . . . .	189
Leichensack und Todtenbaum . . . . .	192
Die Todtenwacht und die Leidfrau . . . . .	194
Einsargen, Aufbahren und Grabgang . . . . .	196
Der Rosengarten . . . . .	200
Die Folge und das Leichenmahl . . . . .	203
Nachweinen . . . . .	207
Höllleben . . . . .	209
Einzelstätte . . . . .	213
Der Knochencultus . . . . .	217
1. Das rituell geschlachtete Opferrthier . . . . .	219
2. Menschengebeine als Reliquien, Schädel als Trinkschalen . . . . .	227
3. Der Erbsknochen . . . . .	237
4. Das Wasser des Lebens . . . . .	253
5. Körperverstümmelung der Götter, Einäscherung des Körpers bei der Leichenverbrennung und verstümmelnde Leibes- und Lebensstrafen . . . . .	269
6. Die Besegnungsformel gegen Gliederverrenkung . . . . .	281
7. Das Beinhaus . . . . .	289
Das Allerseelebrod. Aus der Geschichte des deutschen Grabcultus . . . . .	297
I. Das Kornopfer . . . . .	299
II. Das Kuchenopfer . . . . .	323

# Gold, Milch und Blut.

Mythologisch.

---



1848

1848

1848

## I. Das goldene Zeitalter.

Das Blut, das alle Körpertheile durchdringt, gehört mit zum Inbegriff der Lebenskraft und wird entweder als die Seele selbst oder als deren Stellvertreter gefaßt. „Die Seele des Fleisches ist im Blute. Das Blut ist die Seele selbst.“ 3. Mos. 17, 11. — 5. Mos. 12, 23. War es nun der geistige Versuch eines jeden Zeitalters, die bunte Reihenfolge der selbstbewußten Wesen geordnet zu überblicken, dieselben nach dem ihnen zukommenden Maße von Geist und Lebenskraft zu überzählen, und bedarf es dazu eines allgemeinen Gradmessers, so konnte man wohl meinen, am Blute zuerst einen solchen Maßstab gefunden zu haben. Das Alterthum hat im Allgemeinen die zu höchst stehenden Wesen als die Feinblütigen und Blutreichen angesehen, als Dickblütige oder ganz Blutlose aber diejenigen, welche auf der untersten Stufe geistiger Geltung und physischer Kraft standen. Vollständiger Blutmangel galt als vollständiges Aufhören von Leben, als vollständige Abwesenheit von Geist. Insgesamt bedürfen die alles erschaffenden und erhaltenden Götter ihres eigenen Geblütes, hierin allein schon liegt der Grund alles blutigen Opfers; denn je blutreicher ihr göttlicher Körper durch den Genuß eines gediegenen Opfermahles gemacht werden kann, um so ewiger wird ihre Gottheit und um so herrlicher vermögen sie fortzufahren, eine immer in den Tod zurück sinkende Menschheit zu entschöhnen, zu erlösen, zu verjüngen. Die natürlichste Folge dieser Voraussetzung muß sein, daß solcherlei Götter auch verwundbar sind und ihr eigenes Blut vergießen, dieses aber muß, damit es sich

vom menschlichen unterscheide, bald Gold, bald Milch, bald Milch und Blut zugleich sein.

Den Götterhimmel mit all seinen Gestirnen, den Leib der Götter selbst, nicht minder auch den ihrer Lieblingswesen, ihrer Gefolgs- oder Wappenthier durchrinnt ein Geblüt, das pures Gold ist. Dies wird hier sofort zum Erweis gebracht.

Den ganzen Himmelsraum durchrinnt ein goldenes Liebes- und Glückseligkeitsblut. Die Sonne streut im Aufgange Gold aus und geht im Westen wieder zu Golde. Morgenstund hat Gold im Mund. Wo der Regenbogen seinen Schenkel auf die Erde setzt, glaubt man die goldenen Ateispfenninge und Regenbogenschüsselein zu finden. Als das gutherzige Mädchen ihr Stück Brod, ihr Häubchen und Kleid der Reihe nach an die bettelnden Kinder hingegeben hat und zuletzt auch noch das Hemdchen, daß es Nachts nackt im Walde dasteht, fallen darüber alle Sterne gerührt vom Himmel in den Wald herein und lassen sich als Sternthaler auflesen. *KM. Nr. 153.* Als das Marienkind im Märchen ein wenig an den Glanz der Dreieinigkeith rührt, wird ihm davon der Finger golden. Das Graumännchen erlaubt dem Knaben nicht, das siebente Zimmer, das verschlossen gehaltene im Hause zu betreten, nicht im Garten bis an den Brunnen zu gehen. Als der Knabe hierauf den Finger wenigstens durchs Schlüsselloch jener siebenten Thüre steckt, als er dennoch in den Brunnen hineinlangt, wird der Finger drüber golden, denn dort hat er in den Himmel, und da in dessen Milchmeer (von welchem noch hernach) hinein gegriffen, und auf den ersten Trunk aus diesem wäre das Kind ganz golden geworden. Letzteres erweist sich im Märchen von den Goldkindern *Nr. 85.* Als da der Goldfisch gefangen und verzehrt ist, bekommt des Fischers Roß zwei Goldfüllen, des Fischers Frau zwei Goldsöhne, und dazu wachsen noch zwei goldene Lilien auf. Da nun der eine Sohn auszieht zu freien, muß er sich und sein Roß erst in ein Bärenfell verhüllen, als ob er nur ein armer grober Bettler wäre. Sobald er aber einmal im Königsschlosse über Nacht behalten wird und seine Bärenfelle vor dem Bette abgeworfen liegen, erblickt man stau-

nend in diesem Schläfer einen herrlichen goldenen Mann. Der König schlägt nach dem armen Mädchen Allerleirauh, das bei ihm im Schlosse Magd geworden ist, einmal mit der Peitsche, da bekommt ihr Raubmantel einen Riß, ein prächtiges Goldkleid schimmert drunter hervor, neugierig reißt der König den Riß größer und sie ist entdeckt als die schönste Königstochter der Welt (RM. 3, 116). Solcherlei Züge zeigen uns also die Göttergestalt ganz golden; sie würden aber nur liebliche deutsche Zufälligkeiten heißen können, wenn sie nicht durch alle Welt zogen und bei allen Völkern wiederkehrten.

In den tatarischen Heldensagen, die Castrén aus dem Munde der altaischen Völker gesammelt hat (Ethnologische Forschungen, Petersburg 1837), kehrt unser Hans mein Igel und Allerleirauh wieder. Alten-Arga, d. h. Goldmädchen, entflieht den Liebeswerbungen des Alten-Aira, d. h. Goldknoten. Mittelst eines umgeworfenen Federhemdes schwingt sie sich durch die Lüfte, wird aber von ihm erreicht und von seiner Peitsche getroffen; dadurch plagt das Federgewand mit Adlerschwingen ihr auf dem Rücken entzwei und sie stürzt als nacktes Goldmädchen auf die Steppe herunter, pag. 187. Ebendasselbst entflieht Alten-Bürtjök, d. h. das Goldblatt, vor der gewalthätigen Werbung des Alten-Laktai; sie verwünscht sich erst in die zottige Gestalt einer Fischotter und entfliegt dann in einem Kleide mit Adlerschwingen. Jeder Leser vermag hiebei an das „wunderlich gewant“ der Donauweiber im Nibelungenliede und an das Schwanenhemd der Walküren zu denken, durch welches man sich in Vogelgestalt verwünscht, um so den strahlenden Goldleib eines himmlischen Wunschnädchens unter rauher Vogelbefiederung zu verhüllen. Bekanntlich genügt oft schon die bloße Schürzung eines Knotens zu solcher Vergestaltung, aber auch dann bleibt ein Streifen Goldes noch durch diese schmalste Hülle. Im RM. Nr. 41 hat das in ein Rehkälbchen verwandelte Brüderchen ein goldenes Strumpfband als Halskette um, sowie ja auch Kerynitis, jenes Hind der Artemis, ein goldenes Halsband trägt und darüber vom jagenden Herakles bis zu den Hyperboreern verfolgt werden muß. Mit einer Goldkette ist die

hohe Uferhecke umspannt und muß mit dem Schwerte zerhauen werden, daß Blut aus ihr hervorquillt; dann übersteigt man sie mit dem aus den fünf Brunnen herausgeholtten goldenen Apfel und gewinnt so die fünf Prinzessinnen, die der Drache zum Drachenstein entführt hat. Kuhn, westfäl. Sag. 2, 260. Daß diese Goldkette hier ganz die homerische ist, an welcher die Himmelsgötter gegen Zeus wettziehen, erweist sich aus einem Kindersprüchlein bei Montanus, Volksfeste 1, 88:

Sagt man Regenbogen,

So sagt der Teufel, ich will's mit dir wögen!

Sagt man aber Himmelsring,

So sagt Maria: du bist mein Kind!

Wir sollen also die Himmelszeichen nicht gröblich nach ihrer elementarischen Erscheinung, sondern ehrfürchtig nach ihrer himmlischen Wesenheit benennen und schätzen.

Beinahe überflüssig erscheint der Nachweis, daß der Körper aller den Göttern geheiligt gewesenen Thiere von Gold durchronnen war. Vergoldet man doch heute noch dem zu Ostern und Pfingsten umher geführten Festochsen das Gehörne, und ist sogar der Bärenreck, jener den Kindern wohlbekannte stangenförmig gebackene Lakrizensaft, stets an beiden Enden vergoldet; denn auch Gold ist's, was solche Thiere von sich geben. Aber dasselbe wandelt sich stets zu süßem Blute, zu honigvollem Meth, zu labender fetter Milch, und eben auf dieserlei Transsubstantirung des Thierblutes soll hier als auf eine noch wenig beachtete Anschauung hingedeutet werden. Denn wie die goldene Sonne alles ausreißt und würzig macht, so muß auch alle ihr geheiligte Creatur Gut und Blut bescherend für uns werden.

Ich wähle dazu unser geringstes Käferchen aus und zugleich unser größtes jagdbares Thier, den Käfer Siebenpunkt und den Hirschen.

Die *coccinella septempunctata* wird vom Schweizerkinde auf die Finger gesetzt zum Aufsliegen und dabei um die Lebensdauer befragt: Wie lange soll ich leben? Dasselbe thut mit ihm das schwedische Mädchen, indem sie sagt: er zeichnet mir

meine Brauthandschuhe. Auf Ruß bei den Inseln Schweden heißt er Gullhena, Goldhühnlein (Rußwurm, Cibofolke), in England Lacyow, in Deutschland Frauenkülein, Sonnenkalb, und im Aargau wird er um Milch und Milchbröcklein angerufen, wobei ein goldenes Löffelchen nicht mangeln soll (Alemann. Kinderlied Nr. 184). Dies kleine Thierchen ist also aufgefaßt als eine Milch und Butter, oder eine Butter- und Zuckerbrod gebende Kuh, durch die zugleich Lebensdauer und Liebesglück unterschieden wird, weil sie unserm Herrgott oder U. L. Frau im Goldhimmel zugehört. Viel bedeutsamer sind dagegen die an den Hirschen geknüpften Beziehungen, und es kostet Mühe, sich hier in Kürze darüber zu fassen. In der Döwvaldlegende schmieden 12 Schmiede den Goldhirschen, kein Krieger oder Jäger vermag ihn einzufangen, er wird der Braut allein zu Theil; wie aber dieser große Hirsch gebaut und durch ihn zugleich die Hand der Königstochter erworben wird, bis sie eines schönen Knäbleins genest, das gleichfalls den Namen Goldhirsch bekommt, das erzählen J. W. Wolfs deutsche Hausmärchen, pag. 73. Als Graf Botho den Hirschen im Harz für Kaiser Barbarossa eingefangen, bekommt er dafür die ganze Grafschaft Stolberg-Bernigerode und dazu den Hirschen ins Wappen gesetzt; seitdem sind dorten die Wirthshäuser zum goldenen Hirschen geschildet. Pröhle, Harzjag. 2, 195. Das württembergische Haus führt ein Hirschgeweih im Wappen, aber als Sophia, die Tochter des Schwabenherzogs Christoph, starb, soll ein solches Geweih an ihrer Zimmerwand geblutet haben. Virlinger, schwäb. Sag. Nr. 375. Golden ist der Hirsch, weil er der Leben nährenden Sonne angehört, darum knüpft sich Machtbesitz, Eheglück und Kindersegel an ihn. Auch sein Bluten wird sich sogleich erläutern. Das Geweih des nordischen Sonnenhirschen Solarhiötr und des eddischen Himinhirjodhr besteht, wie der Name zeigt, aus Sonnenstrahlen. Darum steht der Hirsch Gifthyrnir oben auf Balhölls Dache und während er da die Gipfel der Esche Yggdrasil benagt, entspringt aus seinem Geweih solche Honigsfülle, daß aus der einen Schaufel 12 Ströme durch der Asen Wohnsitze rinnen, aus der

andern 13 solche zu den Menschen und bis in die Unterwelt. Wer von solcher Methfülle trinkt, wird hirschtrunken, d. h. selig. Der meth= oder begeisterungstrunkene Odhinn wird dann entweder zum waidwerlustigen Nachtjäger Muet, der selbstvergeessen bis ans Weltende jagt, oder er nimmt selber Hirschgestalt an, um Jungfrauen heimzusuchen, Helden zu weisen und Begegnende zu beglücken. Nach Aufzählung aller Trunkenheitsgrade handelt Aegyd. Albertinus. „De conviviis et comotationibus“ (München 1601, 75) vom Hirschtrunkensein: „vnd in diese hirschtrunkene Zunft gehören alle diejenige, welche wann sie doll vnd voll sein, keine Ruhe haben, sondern nur hinausjagen, pürschen vnd beißen, vnd nur des nachts reisen wollen; Gott geb, es ergehe ihnen darüber wie es wolle.“ Hier verwerthet sich nun erst recht jene Jägerfage, welche sich in Grimms Myth. 877 den Mecklenburger Jahrbüchern von Lisch nachzählt findet. „Blut sollst du haben und ein Hintertheil vom Hirschen dazu“, sagt Wuotan zum Mecklenburger Bauer, der ihm jagen geholfen hat; „zieh den Stiefel aus und nun wandere mit Blut und Fleisch zu Weib und Kind!“ Der Bauer gieng hinweg mit krummem Rücken, die Last ward ihm schwerer und schwerer, kaum vermochte er sie zu tragen. Endlich erreichte er seine Hütte, und siehe da, der Stiefel war voll Gold und jenes Hinterstück vom Hirschen ein Lederbeutel voll Silber. Wer von Blut träumt, der wird Gold gewinnen, lautet ein Sennenspruch auf der Göschenen Alp. Lütolf, Fünfort. Sag. S. 557.

Dies ist jener in zahlreichen Sagen abgebildete Hirsch, der mit brennenden Lichtern auf dem Geweih Nachts die Prinzessinnen des Weges leitet und Ursache wird, daß diese die erste Kirche, das älteste Stift in der noch heidnischen Landschaft erbauen. Aargau. Sag. 1, 246. In ihm fließt Gold, Feuer, Blut und Honigseim als in einer Quelle, weil ja sein Himmel dies Alles zusammen hat. So ist bald der glanzvoll leuchtende Blick im Heldenauge, bald die Flamme, die sich auf dem Haupte schlafender Jünglinge zeigt, bald der goldene, „ritschrothe Stern“ auf der Stirne Neugeborner (RM. Nr. 9 und 96) Zeichen

hoher Abkunft; „es giebt aber auch Geschlechter, wo bei jedem Mitglied, wenn es heftig von Zorn oder Scham bewegt wird, ein scharf gezeichneter rother Blutstreif auf der Stirne sich zeigt, und so erzählt es von Pappenheim Schiller in der Gesch. des 30jähr. Krieges“ (HM. 3, 175). Somit wäre bereits gezeigt, daß Göttern, Heroen, Gestirnen und Götterthieren ein gleiches Mischungsverhältniß des Blutes eigen ist, daß sie goldblütig und dadurch einander blutsverwandt sind. Es ist nur noch die heilige Pflanze zum Ende dieses ersten Abschnittes zu besprechen übrig. Auch der Saft der Pflanze besteht der Reihe nach aus Gold, aus Blut oder aus Milch, denn das Leben der Seele kehrt in die Pflanzenwelt zurück oder entspringt neu aus derselben. Die Zauberwurz Alraun besißt goldausbrütende Kraft, verliert diese aber, wenn man aufhört, die Pflanze in Wein (Blut) zu baden und mit Milchbrei zu füttern. Nicht anders als nur mittelst eines Goldstückes soll das Johannisblut (*hieracium pilosella*) in der Nacht der Sommerjonnenvende mit der Wurzel aus dem Boden gegraben werden. Freyja's goldene Thränen finden sich in der *orchis mascula* wieder, die wir Frauenthräne, Marienthkräne nennen, gleichwie aus den Thränen der Sonnentöchter das, was vorher nur Harz der Bäume gewesen ist, zu goldenem Bernstein wurde. Myth. 1234. Die Rebe thränt oder blutet nach dem Beschneiden, es giebt ein Neben- und Traubenblut, aber zugleich auch eine Liebfrauenmilch, jenen zunächst Worms wachsenden Edelwein. Dagegen stellt sich ferner auch die Pflanzenmilch dar in der Wolfsmilch (*euphorbium*), in der Butterblume (*caltha pallustr.* und *leontod. taraxac.*), welche in Angermanland trimjölksgräs heißt, weil ihr Futter die Kühe täglich dreimelkig macht; in der Mistel und in der Donnerwurz (*sedum tectorum*). Der weiße Saft dieses Donnerkrautes stillt Wundenblut, und so hängt auch von einem milchigen Mistelzweig, der aber bei Virgil *aurum frondens, ramus aureus* genannt wird, das Leben des Jugendgottes Valdr ab. Am deutlichsten faßt sich Pflanze und Baum als Mittel der Wiederauferstehung, und hier beginnt die roth- oder die weiß-



blühende Blume ihre Farbensymbolik. Wenn Kleinchriftel im schwedischen Volksliede ihren Bräutigam eingesargt vor sich liegen sieht, ruft sie jammernd über dieses unabänderliche Loß: „Wer nun bricht mir das Laub von dem Lilienbaum!“ Wenn aber Foringel im Suchen nach der verlorenen Sorinde die blutrothe Blume findet, in deren Mitte ein Thautropfen von Perlengröße steht, so wird alles, was er damit berührt, von Zauber frei und unter den hundert damit erlösten Nachtigallen ist auch seine Sorinde; denn ahd. bluot bezeichnet sowohl Blüthe als auch Blut, und der Begriff beider ist Art und Geschlecht. Die im eben erwähnten Märchen gemeinte Pflanze ist *lythrum salicaria*, aargauisch Blutströpsli. Drei Lilien, oder die Studentenblume, die Narcisse und Rose sprossen aus dem Grabe der Eltern und ihres Kindes, ebenso die Blutbuche aus demjenigen schuldlos Gemordeter, oder es fliegen aus dem Gezweige Nachtigall und Taube zusammen auf, die Seelen des hier bestatteten Paares. In der portugiesischen Romanze vom Grafen Nillo heißt es:

Aus dem Grab des Grafen Nillo  
 Hob sich ein Cypressenbaum,  
 Ein Drangenbaum erhob sich  
 Aus der Königstochter Grab.  
 Beide wuchsen, und mit Rosen  
 Rükten sich die Wipfel sanft.  
 Haut mir ab die beiden Stämme!  
 Rief der König; es geschah.  
 Edles Blut entfloß dem einen,  
 Königsblut dem andern Stamm,  
 Und geboren aus dem Blute  
 Ward ein kofend Taubenpaar.

So weit reicht das unserm Zwecke dienende Material, und nun ist noch der Schluß daraus zu ziehen. Der seinen Tag auf der Weide und seine Nacht unter freiem Himmel zubringende Nomade sucht die Götter nicht hinter Geheg und Mauer, sondern über sich in dem unbegrenzten Himmel. Hier sind sie ihm nothwendig die Leuchtenden und Erlauchten, und so sind

sie wirklich genannt in allen arischen Sprachen. Aus der Wort-  
 wurzel div, leuchten, entspringt sanskrit dévas (ursprünglicher  
 daivas), latein. divus oder deus, und ist auch für das Deutsche  
 erhalten in dem nord. Plural tívar. In einem leuchtenden  
 Himmel konnten nur goldstrahlende Götter sein. Diese Natur-  
 anschauung aus der Urzeit der Menschheit erscheint uns aber  
 bei weitem erhabener, als sie in Wirklichkeit selbst sein wollte;  
 auch von ihr muß unser Sprichwort gelten: Es ist nicht Alles  
 Gold, was glänzt. Denn die Götter mußten ja schon längst  
 als goldener Sternenhimmel gegläntzt haben, noch ehe das Me-  
 tall des Goldes bekannt, in irgend ein Werthverhältniß gebracht  
 oder zum Tauschmittel gemacht war. Erst die selbst herunter-  
 gebrachten Spät- und Halbgottheiten, die kleinen Zwerge, bie-  
 ten dem noch kunstlosen Menschengeschlechte das Metall ge-  
 schmiedet an; erst mit Heidr, dem ersten Zauberweibe, ist das  
 Böse in die Welt gekommen, denn sie ist mit dem Geldwort  
 begabt, durch das erst der Unterschied von Böse und Gut ge-  
 worden ist; erst dem sinkenden Römerreiche wird der Gold-  
 hunger zur geheiligten Mode. Aber der Hunger nach Milch  
 und Brei war schon der unserer heerdenweidenden Patriarchen,  
 wie er noch der kindlich aufrichtigste ist; er findet Gnade vor  
 Gott und den Menschen, ohne daß er mit Gold zu zahlen  
 braucht. Das Gold des ältesten Götterhimmels war nicht Me-  
 tall, sonst würde es im Vorausgehenden nicht schon allenthal-  
 ben auf Milch und Blut des Himmels geführt haben, sondern  
 es war goldbrahmige Milch, goldgelb gebuttert vom goldhaari-  
 gen weißhäutigen Arier im goldenen Bliese der Lämmer.  
 Darüber soll sich der zweite Abschnitt ausweisen.

## II. Das Milchmeer.

Die homerischen Fürsten werden Rinder- und Schaffhirten  
 genannt und die in ihren Diensten stehenden Schweinehirten  
 göttliche, denn das Paarvermögen nomadenhafter Völker liegt

in ihren Heerden; statt der Scheidemünze dient ihnen Milch und Käse. Es führt lat. pecus zu pecunia, im altnord. Runenalphabet bezeichnet die Rune feū erst Vieh, dann Geld. Bei den Lappen gilt geronnene und zerstückte Milch (Ziger) als eine Art Münze. Grimm G. D. S. 1016. Das Käsekönigreich zu Dürkheim in der bayerischen Pfalz hat bis zur Zeit der französischen Revolution bestanden; jener Bürgerssohn, der dabei alljährlich zum Käsekönig gewählt wurde, hatte mit seiner berittenen Mannschaft auf allen mit Dürkheim almendgenössischen Dörfern und Höfen den Zins in Käsen einzusammeln, und kehrte mit einem gekrönten Käse heim, hier empfangen von Kranzjungfrauen und dem armirten Bürgerausschuß. Schöppner, baier. Sagb. 325. Der Käsegöze ist in Schlesien der Name eines Festbrodes (Weinhold, Dialectforschung 111), denn wie die Hirtengottheit den Käse beschert, so wird er ihr auch geopfert. Brod und Käse wirft man den Feen zum Opfer in den See von Brecknock in Südwaes. Rodenberg, ein Herbst in Wales 1857, 173. Der Schotte nennt die Quelle auf der Spitze des Minch-muir in Peeblesshire die Käsequelle, Cheesewell, weil man Käse in sie zum Opfer hineinwarf. Liebrecht, im Gervaj. Tilbur. 101. — Ein St. Galler Nonnengebet zeigt, daß man die Last der begangenen Sünde an dem Gewichte eines Kirchencrucifixes gegen Käse und Brod aufwog (Wackernagel in Haupts Ztschr. 7, 134) und daß also Käse ein kirchliches Entföhnungsmittel war, gleichwie der Frieze und Angelsachse das Gottesurtheil des corsnæd, das *judicium casibrotiae*, damit vollzog, daß er einen priesterlich verwünschten Bissen Käsundbrod zum Erweise der Unschuld zu verschlucken wagte, ohne Nachtheil dadurch zu nehmen. Hier vertrat also Käse den Reinigungseid, wie später die geweihte Hostie; Gottes Anwesenheit wird in beiden Substanzen vorausgesetzt und soll den von ihnen meineidig Genießenden auf der Stelle den Tod geben. Die kleinsten Diener der Gottheit, die Zwerge sind in Tirol allenthalben die käsenden Kasermand'ln und Almstrudler, sie verschenken in der Schweiz goldene Käse (Margauer Sag. 1, pag. 327) oder unererschöpflich sich erneuende

Gemskäslein, wie solcherlei der Zwergenkönig auf Zweilütschinen genügsamen Menschen giebt. Wyß, Idyllen 1, 312. Daß Quark (=Käse) und Zwarg im deutschen Norden bis Livland beides, Zwerg und Käse bedeutet (vgl. mhd. querx und twere) hat Förstemann gezeigt in Kuhns Ztschr. f. Sprachf. 1, 426. Somit käsen die sogenannten Unterirdischen; aber nicht minder die Ueberirdischen. Denn Sternschnuppen und Irrlichter werfen, wenn man sie bösllich reizt, mit faulen Käsen. Wolf, Hess. Sag. Nr. 219. Dies kann gar nichts auffallendes mehr an sich haben, wenn sogar der Mann im Mond, der sonst nur ein wegen Sonntagsentweihung in den Nachthimmel versetzter frierender Holzdieb ist, zugleich beim Schwaben, Graubündner und Schleswig-Holsteiner — also auf einem sehr weiten Umkreise, — als ein käsender Senne gilt, der den Melkeimer auf dem Rücken trägt. Im Oldenburger Hirtengebete gelten sodann die beiden Mondspitzen nicht etwa sinnbildlich als Hörner der Kuh, sondern als die beiden Hinterzitzen am Melkenteur, und demnach gestaltet sich zuletzt in der dänischen Sage der Mond zu einem aus der Wolke der Milchstraße zusammengeronnenen Käse, wie er denn auf den friesischen Inseln, im Hennebergischen und im Glarnerlande geradezu auch Käslaub genannt wird. Die Nachweise über diese bedeutsamen Einzelheiten sind bereits gegeben in den Naturmythen pag. 251. Einem Bildungsmenschen, der erst von heute ist, mag eine derartige Ausdrucksweise erschreckend trivial erscheinen; indeß er beruhige sich und schlage, wenn ihm die Himmelswiesen voll Lämmerheerden aus dem N. Testament nicht mehr erinnerlich sind, nur in seinem Lieblingsautor Schiller jenes Räthselgedicht nach von den Sternen als Lämmern und dem Mond als ihrem Schäfer, und er findet eben dasselbe Sennengleichniß darin:

Ein Hirt ist ihnen zugegeben

Mit schöngebognem Silberhorn.

Der Nomade, der allen Reichthum in der Heerde, allen Wohlgenuß in Milch und Käse, alle Freiheit und Glückseligkeit auf Wunn und Weid sucht, wird seine reichen, genießen- den und freien Götter in derselben Lage denken müssen und sie

über sich im Sternenraume heerdenweidend wieder finden. Die keltische Göttin Ceridwen erscheint als Mond sowohl, als auch in der Gestalt von Stute und Kuh. Mone, Gesch. des Heidenth. 537. Wie man ersieht, befindet man sich bei diesen Benennungen mitten in einem großen altpersischen Gleichnißkörper, dessen verschiedene Glieder das eine Bild von Gold und Milch, von Gold und Käse, von Milch und Blut immer weiter fortbewegen, neugestalten, hinüberspielend in die nächstverwandten Realitäten, um diese alle als die naturgemäßen Theile einer landwirthschaftlichen Erfahrung zuletzt unter der höhern Einheit des religiösen Gedankens zusammen zu fassen. Der Naturforscher und der Naturmensch stimmen beide überein in der Einsicht, daß der Mensch seinen Gewinn an Milch und Butter, an Käse und Fleisch ohne den Einfluß der Gestirne nicht machen kann. Nur erwartet dabei der Senne gewöhnlich alles von einem einzigen Gestirn, z. B. vom Monde je nach dessen Phasen; die ganze Reihe von Vermittelungen, alle secundären Ursachen erklärt er sich als die Wirkungen jenes geheimnißvollen Nachtgestirns. Wir dagegen verschieben die Ursache ins Ganze, ins sogenannte Kosmische, um dieses alsdann als nicht minder unbegreiflich auf sich beruhen lassen zu müssen. Einer solchen mechanischen Nebulartheorie mit ihrem Schlepp von physikalischen und chemischen Einzelprozessen setzt das volksthümliche Denken einen Himmel mit Göttern, Geschöpfen und Producten entgegen, die unter sich selbst wahlverwandt und dem Menschen dadurch ganz begreiflich erscheinen, daß er selbst sammt seinen Geschöpfen und Producten ihr urältestes körperliches und sittliches Abbild ist. Aus sich selbst also construirt er sich den Himmel und dessen Götter.

Im goldenen Zeitalter sind die Götter gegoffene, das Blut in ihren Adern ergießt sich golden; in der Periode des Nomadenlebens, das der Kürze wegen die Milchzeit heißen mag, sind sie gegorene und geronnene, das Blut in ihren Adern fließt milchig. Wie der runde Formkäse in den deutschen Gemeinden Piemonts der Guß heißt, Fonta, Fontina, so sind ihre Gliedmaße aus Molken gegoffen. Das Blut in den Adern der

homerischen Götter ist „Ichor, der unsterblich machende weiße Saft.“ Das griechische Wort erinnert an latein. acor, Milchsäure, so wie an mundartl. achens, womit man zu Gressoney (eine der deutsch-piemontesischen Gemeinden) die gelabte Bellmilch im Käsefessel bezeichnet. Als Aphrodite durch Diomedens Lanze ins Handgelenk verwundet wird (Il. V.), fließt der unsterbliche Blutsaft Ichor, wie er den Wunden der Götter entfließt, die nicht Brod essen, nicht Wein trinken und daher nicht Blut gleich den Menschen haben. Als Diomedes den Ares gleichfalls verwundet hat, fließt auch die Wunde dieses dorten doch ins Riesige gezeichneten Gottes nur von klarer Milch:

Wie vom kräftigen Lab die Milch in der Butte gerinnet,  
Flüssig zuvor, schnell aber verdickt sie sich, während man umrührt.

Das homerische Gleichniß, dem wir sogleich bei den Germanen wieder begegnen werden, drückt mythologisch diejenige Wahrheit aus, die naturwissenschaftlich längst feststeht, daß nemlich Milch und Blut eins sei, insoferne der im animalischen Körper aus dem Speisebrei sich bereitende Milchsaft, Chylus, durch die für ihn besonders bestimmten Gefäße in das Blut übergeht und dasselbe fortwährend neu erzeugt. „Gast du mich nicht wie Milch gemolken und wie Käse lassen gerinnen!“ betet Job 10, 10 in erhabener Unterwürfigkeit zum Herrn, indem er die Bildung des menschlichen Fötus dem Proceß der Coagulation in der Milch gleichstellt. Aber in ganz physiologischem Sinne berichtet das nordische Alterthum denselben Vorgang. Nicht bloß ist's ein alter Märchenzug, daß der Vater Riese sein Kind selbst säugt. In der Floamannasaga wird erzählt, daß Thorgil, um sein zartes Kind zu ernähren, dessen Mutter ermordet worden war, sich in die Brustwarzen schneiden ließ. Zuerst kam Blut, dann Molken, endlich Milch, womit das Kind gefäugt wurde. Jac. Grimm, der hievon in den RM. 3, 159 handelt, verweist daselbst zugleich auf A. v. Humboldt, Relation historique 3, cap. 4, wo eines andern Falles gedacht ist, daß ein Mann mit seiner eigenen Milch so sein Kind gefäugt habe. Milch und Blut, die eigentlichen Ursubstanzen und Urflüssigkeiten zur Ernährung des Lebens, können also dem Alles

ernährenden Himmel, den einflußreichen Gestirnen und den allmächtigen Göttern am wenigsten mangeln. Voraus muß die Göttermutter eine kinderstillende sein. In der Milchstraße erblickte das Alterthum eine verschüttete junonische Milch, und im Berner Oberland wird sie Römweg genannt; letzteres nicht deshalb nur, weil sie angeblich bis nach Rom führt (wo nach dem bekannten Kornenspruch die drei Marenen im goldigen Haus wohnen, d. h. im Himmel), sondern weil sie aus dem Milchrahm besteht, der mundartlich röm, flos lactis heißt, wie auch rüme der Milchansatz in der Breispfanne genannt ist. Während droben die hl. Maria ihr Kind zu stillen beschäftigt ist, fällt dann ein Tropfen aus ihren Brüsten auf die Erde herab; wo derselbe hinfällt, erwächst für die Winzer edelster Wein, die Liebfrauenmilch zu Worms; oder es sprießt auf den Alpen die Fülle der märchenhaften Milchkräuter empor, jene Muttern und Rig (*meum mutellina* und *luzula spadizea*), von deren Ursprung Alfons Flugi in den Volksfagen aus Graubünden Uebereinstimmendes erzählte. Ein Silberfläschlein mit Marienmilch war einst aufbewahrt in der Michaelskirche zu Lüneburg, wurde aber nebst der berühmten goldenen Tafel dorten im Jahre 1698 durch den Räuber Nikol List gestohlen. Antiquarius des Elbstroms 1741, 705. Im Nebenschiff der Rupertuskirche bei Pingen, von der hl. Hildegard 448 gegründet, war auf einem Wandgemälde ein hier i. J. 1361 geschehenes Mirakel zu sehen: Milch und Blut floß aus einem Marienbilde, in das ein Soldat, um einen Edelstein heraus zu bohren, mit dem Dolch gestoßen hatte. Rheinischer Antiquarius 1744, 580. Hans Gämperlin, ein Katholike aus luzernisch Thriengen, während des ersten Villmergner Religionskrieges zu aargauisch Schöftland wohnhaft und des dortigen Junkers von Rued Ziegelbrenner, erklärt im Schöftlander Birthshause am 2. August 1651 gegen drei Reformirte: Ob schon die feindlichen Zürcher jüngst eine Kapelle gestürmt und dem Marienbilde drinnen den Kopf abgeschlagen hätten, so habe dasselbe nachwärts doch wieder Milch von sich gegeben. Lenzburger Vogtei=Acten im Aargauischen Staatsarchiv,

„Lenzburg S.“, pag. 781. Solcherlei Kirchenwunder hoffen wir in dem dritten Abschnitt dieser Arbeit zu ihrer Verwertung zu bringen.

Wie vorhin vom Oldenburger Monde als den Zügen einer Kuh geredet worden, so heißt auch die Milchstraße im Gröningerlande kaupât. Kuhn, nordd. Sag. S. 457. Ueber diese Sinnbildlichkeit ist bereits in den Naturmythen S. 52 sehr ausführlich gehandelt, und die noch lebende Sage erweist dorten, daß die vom Gewitter halbverdeckte Milchstraße oder ein nur unvollständig erscheinender Regenbogen die Halbe Kuh genannt wird. So spricht man zu Purtein und Filsjur in Bünden von einem hundertäugigen Kuhbauch, der während eines nächtlichen Hochgewitters von der Alp zu Thal gerollt kam und diesem den Namen gab Val della stermentusa notte, Thal der Schreckensnacht. Vonbun, Beitr. z. Myth. 1862, 121. In diesem Bilde hat man die in eine Kuh verwandelte So wieder, zugleich mit dem allsehenden Wächter Argus, dem tausendäugigen Sternenhimmel. Bevor die goldlockigen, blondhärtigen, blitzäugigen und gliederblanken Germanengötter ihren Meth und Wein in Walhall zu trinken hatten, spendete ihnen die Ziege Heidhrun den täglichen Milchtrank der Unsterblichkeit. Sie selbst also, nicht bloß ihre Götterfrauen, mußten von Anblick milchweiß sein, schön wie Milch und Blut. Nicht bloß die Wasserjungfern mit ihrem verblendenden Körperreiz, sogar der rauhhaarige Sohn des Wassermanns hat daher diese zarte Milch in den Adern. Oft genug hat uns nun die Sage diesen Satz vorgesagt, immer noch hatten wir ihn gedankenlos angehört. Rauh an Gesicht und Händen, ruhig als ein Schmied, sitzt der Sohn des Nix auf dem kleinen See Darmssen bei Bramsche und schmiedet den Bauern gute Pflugeisen. Als er sich vom Vater in den Darmssen zurückgerufen hört, darüber aber durch die Bauern wiederum verzögert worden ist, sagt er ihnen zum Abschiede: „Ich fürchte, die Zeit ist schon abgelaufen, die mir mein Vater gesetzt hat, Ihr werdet nun selbst sehen, welches mein Schicksal ist. Komm ich zu spät, so erscheint Blut auf dem Wasser, im guten Falle aber Milch, so





daß dasselbe davon ganz weiß wird. Als nun die Wellen sich über ihm schlossen, da wurde der See roth von seinem Blut.“  
 Ruhn, westfäl. Sag. 1, pag. 50. Grimm, der Myth. 464 darüber eine besondere Aufzeichnung hat, verweist auf Mone's Anzeiger 3, 93, wo eine Localsage dieses Zeichen der aufsteigenden Milch oder des Blutes auch den weißgeschleierten Nonnen, Wasserjungfern, beilegt. Unselige Geister wie Moosweibchen und Zwerge entbehren dieser Himmelmilch und bringen ihre Neugeborenen den Bäuerinnen zu, um sie von solchen Ammen stillen zu lassen; andere Hausgeister sind schon befriedigt, wenn man ihnen nur ein wenig Milch aufstellt, und wär's im Ragenschüsselchen, so daß sie daher Ragenweit, Hinzelmann, Katermann, Napfhans heißen; zum Entgelt striegeln und füttern sie dann das Milchvieh im Stalle, segnen die Milchpfannen in der Küche, stoßen aber auch schlampigen Melkmägden den Milchkübel um. Myth. 478. Alle diese Hausgeister sind koboldartig klein, häßlich, runzlich. Und trotzdem, daß ihre Kinder erst zu dieser Stunde geboren werden und noch blutjung sind, erscheinen auch diese schon steinalt. Denn alle sind im eigentlichen Sinne des Wortes blutarm, sie haben blutwenig Blut. Sie sind deshalb theils äußerst blutgierig, wie der grausame Nix, theils milchlüstern und diebisch, wie die greisenhaften Zwerge. Das Gegentheil ihres Zustandes ist die Götterjugend, deren höchstes Schönheitsprädicat schön wie Milch und Blut heißt, ein Ausdruck, welcher Körperfrische, Jugendfülle, Zierlichkeit des Gliederbaues und reizende Hautfärbung zugleich in sich schließt. Bei diesem Worte angelangt, wird es unverwehrt sein, einen ganzen Satz hierher zu nehmen aus Jac. Grimms Einleitung zu Liebrechts Uebersetzung von Basile's Pentamerone, da dieses Buch wenig Lesern zur Hand sein wird und wir das vom Meister Gesagte für unsern Zweck hier nicht besser auszudrücken wüßten. Dort 1, XXII heißt es:

„Zweier Märchen Eingänge im Pentamerone (4, 9 und 5, 9) sind darauf angelegt, daß ein Jäger im Wald eines Raben Blut auf schneeweißen Marmor triefen sieht, oder beim

Gastmahl aus einem Fingerhut Blutstropfen auf gelabte Milch niederfallen; beidemale versenkt dieser Anblick in Sinnen und Trachten, und der Wunsch entspringt, eine geliebte Frau zu besitzen von der reinen Schönheit solcher Farben. Dieselben Wünsche steigen auf in dem Märchen vom Machandelbom und vom Snewittchen. Die Mutter schält einen Apfel und schneidet sich in den Finger und das Blut fällt in den Schnee, oder die Königin näht und sticht sich in den Finger, aus welchem Tropfen in den Schnee fallen; da sehnt sie sich ein Kind zu bekommen, so weiß wie Schnee, so roth wie Blut. Schon in der alten Dichtung von Parzival, bei Wolfram sowohl als mit epischer Abweichung bei Chrestien, wird der Held zu tiefen sinnenden Gedanken an die Schönheit seiner fernen Gemahlin gebracht, als der Falke auf einen Vogel stößt, dessen Blutstropfen in den Schnee fallen. Ich habe dargethan, daß auch irländischen Sagen die nämliche Verknüpfung der Gedanken zum Grunde liegt und will hier noch eine Stelle aus Schmidts Geschichte der Ostmongolen (Petersburg 1829, 139) anführen. Elbel Nigüles = juktshi Chaghan erlegte an einem Wintertag durch Pfeilschuß einen Hasen, und als er des Hasen Blut auf dem Schnee erblickte, rief er aus: „Gäbe es doch ein Weib mit einem Gesichte so weiß wie dieser Schnee, und mit Backen so roth wie dieses Blut!“ — Sicher lassen sich aus andern gleich fernen Gegenden diese Beispiele vermehren; aber nicht aus der Mongolei oder Irland nach Italien und Deutschland brauchten diese Geheimnisse der Gedanken eingeführt zu werden; sie sind unmittelbar der menschlichen Brust entquollen und der epische Ausdruck für die den Dichtern aller Völker geläufige Vergleichung der Schönheit mit Milch und Blut. Wie gelegen kommt ein solches Zeugniß denen, die sich Rechenschaft geben wollen von der unbegreiflichen und doch natürlichen Ausbreitung der einfachen Märchenpoesie.“

Nur aus dem frühesten, überall gleichen Nomadenleben der Völker können diese Gleichnisse abstammen. Der Geterank Pferdeblut mit Stutenmilch gemischt, der Altpreuße zusammen Milch und Blut der Spannhiere (Grimm, GDS. 721)

und der dem Aesplerleben immer zugewendete Oberdeutsche füllt seine großen Blutwürste noch nicht anders, als indem er in das zu kochende Blut zugleich Milch mit hinein rührt. Er trinkt seine Kost, während wir sie bloß essen, sogar unser Tabakraucher ist ihm ein Tabaktrinker, das Milch- und Zigeressen heißt ihm Sürflete (sorbere), sein Brei süfmuosli, Suffi heißt ihm die zum zweitemale erwellte Milch, Schotten und Ziger zusammen sind ihm die Kasesuffen. Argovia 1861, 40. Uns dürstet nach Gold, den Römer hungert darnach: auri sacra fames. Unser Dichter ist ein Schöpfer (sköp, von skapjan, haurire), ein trockener und wässriger Poet ist uns der allerschlechteste, weswegen der Rathsherr Harsdörffer für solche eine Poetik verfasste, die der Nürnberger Trichter heißt. Wein, Weib und Gesang heißen seit Luther die drei Grundsäulen unserer Lebensweisheit. Bienen kommen so weit als Bären, sagt das nordische Sprichwort, weil der Methtrinker eben so viel vermögend ist als der Fleischesser. Und bei Eichenborff steht gleichbedeutend:

Das Essen bringt nicht weiter,  
Das Trinken ist gescheiter,  
Das schmeckt schon nach Idee.

Im Olymp sind Hebe und Ganymed die Mundschenken, in Walhall stellen hundert Bunschmädchen das Methhorn auf. Zwar genießen die Olympier Ambrosia und die derberen Asen Fleisch, allein Odhinn bedarf ausdrücklich keiner Speise, und was ihm davon an der Tafel vorgesetzt wird, das wirft er seinen zwei dienstbaren Wölfen vor, dem Geri und Freki, dem Giermaul und dem Schnappauf. Auch von jenem Fleischmahle bei Tantalus, wo den Göttern eine Kinderleiche zur Speise vorgesetzt wird, sagt Pindar 1 Olymp. Vers 82 mit Indignation:

Aber ich mag wütenden Hungers  
Keinen der Seligen zeihen.

Als Gangleri in seiner Katechese über die himmlischen Dinge den Altgott Har befragt, ob in Walhall Wasser getrunken werde, antwortet dieser, das sei eine wunderliche Meinung,

daß Allwater die Könige, die Jarle und Edeln zu sich laden werde, um ihnen Wasser vorzusetzen; da würde gar Mancher dafür halten, er habe den Wassertrunk mit Wunden und Schlachtentod zu theuer erkauft. Vergl. Weinhold, Altnord. Leben. In den Lateingedichten des X. und XI. Jahrh. ed. Grimm-Schmeller, wird dem Mainzer Bischof Heriger ebenso von der christlichen Himmelswirthschaft vorerzählt, der Zuhörende aber macht gerade dagegen seinen Einwurf, daß Petrus der Meisterkoch des Himmels sein solle, und bei dieser gleichen Anschauung verbleibt dann auch die folgende Zeit. Lieber dachte der Gläubige sich selbst als ein Gefäß, in das die Gottheit ihre Weine umfüllt. So in Hoffmanns Kirchenl. pag. 101:

Jesus, du bist der Ciperwein,  
und ich dein irdisch Häfelein.

Es sind dies freilich immer noch heidnische, aber deshalb noch keine bloß trunksüchtigen Vorstellungen, wenn es in einem andern geistlichen Liede heißt, bei Uhland Volksl. pag. 881:

als in dem himelriche da schenkt man Ciperwin,  
da sond die edlen selen von minne trunken sin.  
die mägde da ze tische gand, die engel singent schön,  
der hailig geist ist schenker, Maria kellerin.

Erst später, wenn die nationalen Vorstellungen erblassen, rückt das Pöbelhafte vor und das bäuerische Prassen geht auf den Himmel über. So z. B. in Simrocks Volksliedern Nr. 339, 340:

Margareth bacht Kücklein gnug,  
Paulus schenkt den Wein im Krug.  
Lorenz hinter der Kirchenthür  
Thut sich auch bewegen,  
Tritt mit seinem Rost herfür,  
Thut Leberwürst drauf legen.

Wie wenig solche gröbliche Nahrung ausreichen könnte zur begehrten Seligkeit, zeigt das schwed. Volkslied von Stolz-gretchen (in Hoffmanns schles. Volksl. erwähnt pag. 5), wo auf einen einzigen ersten Trunk das selige Vergessen alles Erdenjammers erfolgt: da holt der Bergkönig, der das Erdenweiß

geheirathet und Kinder mir ihr gezeugt hat, sie von ihrem Besuche bei der irdischen Mutter wieder in seine Behausung zurück zu ihren eignen Kindern:

Einen goldnen Stuhl brachte das Eine heraus:

Da, traurige Mutter, ruhe dich aus!

Das Eine bracht' ein gefülltes Horn,

Hinein warf das Zweite ein vergoldetes Korn;

Den ersten Trunk aus dem Horn sie that,

Und Himmel und Erde sie ganz vergaß.

Jetzt erst kann das Märchen zu Wort kommen, um der Reihe nach zu erzählen, wie jener Nektar und Göttertrank entspringt. Eines aus der Schweiz mag beginnen.

Die großen Leute, die ehemals das Simmenthal bewohnten, haben einen Schlag von Rindern besessen, der für alle Ställe zu groß war, und man ließ daher das Vieh stets im Freien. Jede Kuh gab des Tages drei Eimer Milch, daher moß man sie, anstatt in Geben, in einen Weiher. Die Treppe, die zu ihm hinab führte, war aus Käsläuben gebaut, den Anken füllte man in hohle Eichbäume. Mit Anken polierte man Hauswand und Scheunenthor, mit der Milch wusch man Geschirr und Stubenboden. In einem Einbaum fuhr man auf dem Weiher, um die Nidel abzurahmen, und warf sie mit Schaufeln statt mit der Gone ans Ufer. Bei einem großen Sturmwinde trat dieser Milchweiher einmal aus und ersäufte die großen Leute mit einander. (Mündlich aus dem Randerthale im Bern. Oberland.)

Anderwärts lautet das Ende so: Jeden Abend mußte der Sennbube in einem Weidling auf dem Milchweiher herumfahren und die Nidel abschöpfen. Als er dabei unachtsam gegen einen Felsen anfuhr, der ein von selbst entstandener Ankenballen war, giengen Schiff und Sennbube unter. Doch beim Ausbuttern fand man nachher seine Leiche wieder. Man begrub ihn in einer von den Bienen erbauten Wachsöhle, und jede Honigwabe darin war größer als die Stadtthore zu Freiburg oder zu Brugg. — Hieron berichtet die Sage im Berner Oberlande, im Freiburger Ormund, im Urnerlande, im

Brugger Arthale. Man vgl. Bridel, Conservateur Suisse 4, 267 und Dalp, Ritterburgen der Schweiz, Bd. 1. — Plutarch, Pyth. or. 29, erwähnt ein Milchland Böötiens, τὸ Γαλαξίον, wo einst Apoll erschien und wo Milch aus den Schafen sprang gleich dem Wasser aus den Quellen. Welcker, griech. Götterlehre 1, 485. In Haupt-Schmalers wend. Volkslied. 2, pag. 174 wird Gleiches von dem Teich hinter der Scheune erzählt. Treibt man da das Roß zur Tränke und bindet ihm etwas Lab an den Schwanz, so hat man soviel Molken und Quarkkäse fertig, daß der Bauernhof und das Dorf sieben Jahre lang satt bekommt. Es ist bisher bereits zu merken, daß der Aelpler seinen Milchsegens der Kuh zuschreibt, der Grieche dem Schaf, der Slave der Stute; es folgt noch der Skandinavier mit seinem Schmalvieh. Er nennt die Götterziege Heidhrän, aus deren Euter täglich ein Gefäß voll Meth fließt, das für alle Göttergenossen in Valhöll genügt. Sehr merkwürdiger Weise hat sich die Sage hierüber im bairischen Wald lebend vorgefunden und steht nun in Schöppners baier. Sagenb. Nr. 88: Vor uralter Zeit weidete eine Gais auf dem Hohenbogen im bairischen Walde, welche so ungeheuer groß war, daß ihr Rücken die Wipfel der höchsten Bäume überragte. Tag für Tag weidete sie zwei Morgen Landes ab. Einmal lag sie schlafend am Rande des Hohlweges, ihr strotzendes Euter hieng über ihn herab. Ein Holzwagen, der aus dem Bergwalde kam, riß im Vorbeifahren eine Zige weg. Sogleich ergoß sich daraus ein Wolkenbruch von Milch und schwemmte sieben Dörfer am Fuß des Berges mit fort. „Das war — fügt die Erzählung noch besonders hinzu — das erste und letzte Mal, daß Milch stromweis geflossen ist im gelobten Lande Baierwald.“ Dieser Nachsatz scheint uns äußerst gewichtig, er spricht sich in ganz gleichem Sinne und für einen ähnlichen Zweck bereits bei Beda de ratione temporum aus, wenn dieser Autor erklären will, warum die Angelsachsen ehemals den Monat Mai Thrimilei genannt hatten, d. i. die Zeit, da die Kühe dreimelzig werden: Thrimilei dicebatur, quod tribus vicibus in eo per diem pecora mulgebantur. Talis

enim erat quondam ubertas Britanniae vel Germaniae! Dies sind förmliche Drakel, voll schlagenden Aufschlusses über jenes früheste Zeitalter, da aller Geldwerth und alle Menschenausicht allein noch in den Milchthieren lag und die Milchnahrung noch Alles zusammen befaßte, Meth und Honig, Ael und Wein, Fleisch und Brod. Sogar die älteste Eintheilung des Jahres gewinnt hieraus die Erklärung. Denn was drückt unser Wonnemonat anderes aus als die Zeit der wieder offen werdenden Wunn und Weide, mit welcher ja immer wie im ags. Monat Thrimilci, Milch und Honig aus den dreimelig werdenden Kühen fließt. Grimm, GDS. 111 fügt diesem schon von ihm berührten Verhältnisse noch den neuen Umstand bei, daß das altindische Jahr zwei Frühlingsmonate zählte, die in ihrem Namen gleichfalls unsere Mythe gänzlich unterstützen; der eine hieß mādhu, Meth, der andere mādava, Honigsüß. Sodann gedenkt er pag. 657 jener Ströme in Altsachsen und England, die den Namen des Meths tragen: In der Wesergegend Medofulli (poculum mulsi), in der Landschaft Kent die in die Themse mündende Medway, deren zweite Worthälfte ags. væge, altn. veigcu, polum ist, wozu ags. ealovæge (Aelbecher) aus Beowulf stimmt. Wie Griechen und Römern das Gewässer aus dem Horn des Flußgottes strömt, folgert Grimm, so mag auch unser Alterthum Bäche und Flüsse aus dem umgestürzten Methkrug eines mythischen Wesens geleitet haben, woher dann der Quelle Name. Ich glaube, dieses hier vermuthete Göttergefäß sogleich aufzeigen zu können, und will hier nur beifügen, daß übereinstimmend mit jenem altn. veig poculum, die Milchschüssel für den Milkeller altbaier. Weiberling, Schweiz. Weiggelin (Stalder 2, 443) genannt wird, wie auch der aus Rahm und Brodteig gemachte Kuchen Rahmwaejen. Der rein sinnliche Begriff dieses Wortes heißt schütten und schütteln, woher ja die Schotte selbst ableitet, die Nachmolke, der Milchrest im Alpkeffel, nachdem Käse sowohl als Ziger bereits daraus gewonnen sind.

Doch die Vorzeit will sowohl jenes gigantische Milchgefäß, wie auch die Bereitungsweise des dafür bestimmten Milch-

trankeſ näher bezeichnen und wir hören nun ihren neuen Erzählungen zu.

Die im Volksmärchen ſtets genannten drei Wunderdinge ſind ein paar Schuhe, ein Stab und drittens die Schale oder der Wuſchſäckel; letzteres hat ſich immer von Friſchem mit Nahrung oder mit Gold anzufüllen. Durch das neu auflebende Sanſkritſtudium iſt nun auch eine Einſicht in das hohe Alter dieſes einzelnen Märchenzuges gewährt. Der Dichter Soma Deva aus Kaſchmir hat zu Anfang unſeres XIII. Jahrhunderts eine indiſche Märchensammlung begonnen (überſ. von H. Brockhaus) zur Erheiterung der Großmutter des Königs von Kaſchmir, des Haſha Deva. Darinnen wird unter anderem erzählt, wie durch dieſe drei Wunderdinge die Gründung der hl. Stadt Palibothra veranlaßt wird, welche im Sanſkrit Pataliputraka heißt, Wohnſitz des Reichthums. Als nemlich der vertriebene König Putraka in der Fremde umher irrt, betrifft er zwei Brüder, die ſich um ihr Erbe ſtreiten, über Schale, Stab und Pantoffeln. Wer dieſe Pantoffeln anlegt, ſagen ſie, der hat die Kraft zu fliegen; was mit dieſem Stabe gezeichnet wird, das entſteht ſogleich, und was in dieſe Schale hineingewünſcht wird an Speiſen, die ſind auf der Stelle drinnen. Der ſchlaue Putraka veranlaßt die Streitenden, einen Wettlauf um den ungetheilten Beſitz der drei Dinge anzustellen, und während ſie liefen, zog er die Pantoffeln an und flog mit Stab und Schale zu den Wolken empor. Erſt bei der ſchönen Stadt Akariſhika ließ er ſich wieder herab. Hier wohnte die Königstochter Patali, bewacht vor jedem Freier in einem feſt verwahrten Schloſſe. Putraka flog bei Nacht in die Fenſter ihres Schlafgemaches, erweckte ſie mit einem Kuſſe, vermählte ſich mit ihr, nahm ſie in den Arm und flog durch die Lüfte mit ihr davon. Aber am Ufer des Ganges ermattete die Geliebte; alſo ließ er ſich mit ihr herab zum Fluſſe und erquidete ſie durch Speiſen, die auf ſein Geheiß ſich in der Schale zeigten. Dann zeichnete er ihr zu Gefallen mit ſeinem Stabe eine Stadt in den Sand und ſchuf ſich dazu ein mächtiges Heer. Dort wurde er König und beherrſchte die Erde bis zum Meere



hin. So war die Stadt mit ihren Bewohnern durch Zauber geschaffen und wurde nach den beiden Namen der Gatten Pataliputraka genannt. Vergl. Solowicz, Polyglotte der orient. Poesie, S. 234.

Unser Anhaltspunkt liegt hier nur in der wunderbaren Schale. Wo der Fürst mit ihr aus dem Flusse schöpft, schöpft er die Hülle und Fülle erquickender Speise, und nicht bloß die hl. Stadt Palibothra wächst sogleich zauberhaft am Gangesufer empor, sondern der Zauber der Frauenschönheit selbst, die allen andern Freiern versagte Königin Patali, rastet an diesem Strome zum erstenmal in erwieidernder Liebe und wird mit dem Gatten Herrscherin bis zum Meere. Es ist die schaumgeborne Göttin der Schönheit selbst; aber ehe sie ins Leben getreten ist, geht ihr hier wie in den sogleich folgenden Berichten ein alter Rangstreit oder Erbfolgekrieg voraus. Einen solchen haben im indischen Epos Ramayana zwei Götterreihen gegen einander erhoben, und als sie sich ausöhnen, beschließen sie gemeinsam sich den Unsterblichkeitsstrank Amrita zu bereiten. Sie buttern nun das Milchmeer um. Ihr Butterstempel ist der Berg Mandara mit allen seinen Wäldern und Waldbewohnern. Ihn umschlingt diensam der Schlangenkönig Qesha als Strick, Devas und Asuras packen das verstrickte Riesenthier an Haupt und Schwanz und drehen, gegenseitig ziehend, damit den Berg wie einen Quirl im Milchmeer herum. Alle Löwen und Elephanten des Waldberges, all seine Bäume und Heilkräuter stürzen mit in den Ocean, werden zermalmt und zerbuttert; vom beständigen Drehen erglüht zuletzt der Mandara selbst und schüttet alles Erz seines Innern geschmolzen ins Milchmeer aus. Dies wird goldene Butter, und schon wollen die Riesen diese für sich allein gewinnen, zum Nachtheil der Aethergötter. Allein aus ihr steigt nun in buttergelbem Gewande, Alles bezaubernd und Alle bändigend, die Segensgöttin Sri hervor, und die weiße Schale, die sie trug, war angefüllt mit Amrita. Eine Version fügt hier bei, Gott Wischnu habe die Gestalt dieses reizenden Weibes angenommen, dadurch die Riesen überlistet, des Gefäßes mit der Amrita sich bemächtigt

und dann in seiner wirklichen Gestalt die Gegner mit der Waffe des Blizes zerschmettert. Dies scheint nur eine Selbstentlehnung aus dem schon anfänglich erwähnten Götterkriege, um die am Ende der Erzählung nutzlos werdenden Riesen dadurch ganz beseitigen zu können. Aber wir werden dem gleichen Ungeheuer einer eben hierin falsch abschließenden Erzählung in der Dvasirsage wieder begegnen. Dies ist deutlich: aus dem Ende des Götterkrieges erst entspringt die unbeschränkte Dauer der Götterwonne. Aber die Milch der Unsterblichkeit wird auf einem zweifachen Wege gewonnen. Entweder wird sie aus dem Blute des in diesem Kampfe fallenden Schlachtopfers zubereitet, oder, was viel ursprünglicher ist, aus dem Honigflusse, aus dem Milchmeere steigt die schaumgeborne Schönheitsgöttin empor, auf einer Muschel stehend als der Trinkschale. In Griechenland ist es die eine Aphrodite, zubenannt von Aphros, Schaum; in Indien sind es die 53 Millionen Apjarasen, von Ap zubenannt, dem Wasser. Beide Male ist es ein Jungbrunnen. Aus der Edda ist ein ähnlicher Vorgang zwar bekannt genug, er muß aber der daran zu knüpfenden Beziehungen halber hier mit in die Erzählung aufgenommen werden.

Die beiden Götterreihen der Asen und Vanen haben sich nach langem Unfrieden wieder geeinigt und bringen nun den Friedensschluß unter einer eigenthümlichen Ceremonie zu Stande. Sie treten von beiden Seiten zu demselben Trinkgefäße und spucken ihren Speichel hinein. Um dieses Einigkeitszeichen nicht mehr untergehen zu lassen, nahmen es die Asen und schufen den Mann Dvasir daraus, d. h. den gegährten Gisch und Geist. Ihm war die höchste Weisheit eigen, in seinem Blute gohr der Strom der Begeisterung. Mit dieser einfachen Erzählung begnügt sich die Jüngere Edda noch nicht, denn Dvasirs Meth- und Milchblut muß ihr zu wirklich trinkbarem Blute werden. Sie berichtet daher ferner: Als Dvasir weisheitlehrend die Welt durchzog, kam er auch zu den Zwergen, diese erschlugen ihn und gaben vor, er sei in der Fülle seiner Weisheit erstickt. Sein Blut aber vermengten sie mit Honig,

gewannen daraus einen kostbaren Meth und faßten ihn in ein dreifaches Geschir. Durch neue Gewaltthätigkeiten kam dieses alsdann erst an den Riesen Suttungr (Suttunger ist der Supper, Trinker, Suffitrinker) und an dessen Tochter Gunnlöð, und als es hier Odhinn geraubt hatte, kam es schließlich wieder an die Asen. Seitdem begeistert dieser Trank den Odhinn selbst zur Dichtung, er heißt Odhrörir, der gemüthsaueregende Trank, und ebenso ist davon die Skaldenkunst Ovasirs Blut geheißten, denn wer von diesem Trank kostet, wird ein Dichter oder Weiser. Auch in der griechischen Sage wird Dionysos von den Titanen zerrissen und sein Blut in jenem Becher gesammelt, in welchem der Gott zuvor die erste Weinspende gemischt hatte. Dem Hellenen wird aus dem Blute, dem Germanen aber aus der Milch der herauschende Lebens- trank ausgegoren. Wir wissen durch Castrén, wie die Tataren aus Kuhmilch das Kiran, aus Stutenmilch das Kumys sich bereiten; aber A. Humboldt und Klaproth waren auf ihrer Reise in russisch Asien Augenzeuge, wie man im Zelte eines tatarischen Häuptlings ihnen zu Ehren den „Quas“ in derselben Weise zubereitete, wie der eddische Trank Ovasir entstand. Die ins Zelt Eintretenden wurden eingeladen, in einen am Eingang stehenden, mit Milch gefüllten Eisennapf zu spucken, um alsbald darauf mit dieser dadurch in raschere Gährung versetzten Milch bewirthe zu werden.

Aufs anmuthigste hat das finnische Epos Kalewala im zwanzigsten Gesange diesen Vorgang der Gährung poetisch verkörpert, um die Erfindung der Bierbereitung daran zu knüpfen:

„Wann wohl kommen wir zusammen,  
Kommt das Eine zu dem Andern?“  
Summt vom Baum herab der Hopfen,  
Spricht vom Felde her die Gerste.

Die beiden Jungfrauen Osmotar und Rapo siedeln endlich Gerste und Hopfen zusammen, aber immer noch bleibt die Gährung aus. Ein Eichhorn brachte ihnen Tannenzapfen dazu, dennoch hob sich der Sud nicht; der Goldmarder brachte Schaum

aus dem Rachen kämpfender Bären, gleich vergeblich, bis zuletzt ein Bietchen Honigseim von jener Wiese herbei getragen bringt, in deren Gras ein Mädchen schlummernd liegt. Da stieg das Bier im Fasse und floß über alle Ränder. Es war braven Männern gut zu trinken, brachte die Weiber schnell zum Lachen und die Thoren bald zu Streichen. — Besser läßt sich die epische Formel, Schön wie Milch und Blut, nicht verdeutlichen: ein im Grase schlummernd liegendes Mädchen, von einem naschenden Honigbienlein umflogen.

Höchst unterrichtend durch ihre Vollständigkeit lautet die keltische Sage vom Franke, der allen Wissensdurst stillt; sie umfaßt nemlich gleich den eleusinischen Mysterien Beides zugleich, des Dionysos Wein und des Triptolemus Brod. Mone, Gesch. des Heidenth. 2, 519 erzählt sie ausführlichst, hier genügen schon die Hauptpunkte. Mutter Ceridwen hat sich einen Kessel gebaut, ihn mit Heilkräutern gefüllt, ihn Jahr und Tag lang kochen lassen und den fremden Knaben Gwion zur Aufsicht daran gestellt. Zürnend jagt dem Flihenden die Mutter nach, ihn durch alle Elemente und Wandlungen verfolgend. Als er sich zuletzt in ein Weizenkorn verwandelt, pickt sie es auf, wird davon schwanger, wird nach neun Monaten eines Knaben entbunden, den sie auf ihres Mannes Anstiften in einem Boote auf dem Meere aussetzt. Als die Fischer dorten am ersten Mai ihre Netze nach dem gewohnten Maienfisch von hundert Pfund Werth durchsuchen, finden sie statt dessen das Kind und nennen es seiner Schönheit wegen Taliesin, Strahlenstirne. Sogleich dichtet der aufgefundene Knabe ein Lied, worin es heißt: „Ich bin der erste Barde, geistbegabt durch den Kessel der Ceridwen. Wasser hat die Eigenschaft, daß es Segen bringt: es ist unbekannt, ob mein Leib Fleisch ist oder Fisch. Daß doch die Menschen kämen, alles Wissen bei mir zu suchen, denn ich kenne Alles, was gewesen ist und was sein wird!“ u. s. w. Man fühlt sich an die Faustische Hexenküche erinnert; der Kessel siedet über dem Feuer, Mephistopheles verlangt einen Becher voll für seinen Freund, und die Hexe überreicht den Feuertrank unter dem berühmten Spruch:

Die hohe Kraft, die Wissenschaft,  
 Der ganzen Welt verborgen!  
 Und wer nicht denkt, dem wird sie geschenkt,  
 Er hat sie ohne Sorgen.

Dieselbe Here kehrt wieder in der keltischen Sage vom Volkshelden Bran le Béni, sie hinterläßt diesem zum Danke für die in Cambrien bei ihm genossene Gastfreundschaft ein Becken, mit dem eine tödtliche Wunde geheilt und das Leben wieder gegeben wird. Bran le Béni hatte eine Fehde mit dem irischen Fürsten Martolouch; nach Beendigung derselben lud er ihn zu einem Friedensmahle ein, bei welchem die Speisen in dem zaubermächtigen Becken aufgetragen wurden und sich immer von neuem ergänzten. Er schenkte es zum Pfande des Friedens dem veröhnten Fürsten; doch als die Fehde abermals losbrach, erwies sich dieses Becken als der mächtigste Bundesgenosse des Feindes und erweckte diesem jeden Krieger wieder, der eben gefallen war. Eine andere britische Sage erzählt vom Horne des Bran Galed, worin man jeden Trank fand, den man sich wünschte. Diese zwei Sagenzüge führt Lang an, Sage vom hl. Gral, nach dem Werke von Heinrich: *Le Parcival de Wolfram d'Eschenbach*. Paris 1855, pag. 50.

In den Naturreligionen gilt Kessel, Becken und Becher als Sinnbild des Anfangs der Welt aus dem Wasser. Drei Tropfen aus Ceridwens Kessel enthüllen alle Zukunft; eine Tränke aus dem Flusse am ersten Mai macht die Milchthiere dreimelkig, sowie am ersten Mai statt des begehrten Fisches der Gott Taliesin selbst in der Neuze gefunden wird. Der Becher des Perseheros Djemsid ist selbst nach diesem Fürsten aus dem goldenen Zeitalter benannt. Er fand ihn, als er den Tigris überbrückte und den Grund legte zur Stadt Persepolis. Das Gefäß vermochte den Aether in sich nieder zu ziehen und unaufhörlich Wein zu spenden. Der Orientale weissagte aus dem Becher. Einen solchen besaß auch Joseph in Egypten und läßt ihn zur List in Benjamins Kornsack verstecken. Als der Haushälter ihn hier entdeckt, spricht er: „Ist es nicht das, da mein Herr aus trinket und damit er weissaget?“ Gen. 44, 5.

Der Satz „in vino veritas“, Wein ist ein Weissager, will also mehr sein als ein bloßes Erfahrungswort. Allem Volke sodann diene einmal des Jahres im Salomonischen Tempel das große eberne Meer zum Geschirr. Dasselbe faßte 200 Bath, die der Theologe Bunting (de monetis etc. sacr. scripturae 1616, 21) zu fünfthalbhundert Dhm Weines berechnet hat, „das Dhm zu 40 Braunschweiger Stübichen.“ Von einem gleichen Riesengefäße berichten Hymiskvidha und Gylfaginning.

Wenn die Asen im Frühlinge vereinigt ihr Gastgelage halten, trinken sie Meth aus einem meilenweiten Braukessel, der des Meeresriesen Gymir Eigenthum gewesen war. Fünfzig Männer können daran sitzen und trinken, ohne daß einer den andern sieht. Oder sie versammeln sich beim Meergotte Degir auf dem Meeresgrunde in einer goldherhellten Halle. Da wird das Becken des Meeres selbst zum Kessel, in welchem er ihnen das Gastbier braut. Statt des einen Bechers, den der König von Thule ins Meer wirft, oder den der Taucher aus der Charybde heraufholt, ist hier noch die Charybde selbst das unergründliche Trinkgeschirr für Götter und Gestirne, und unser Goethe giebt den besten Grund dafür an:

Labt sich die liebe Sonne nicht,  
Der Mond sich nicht im Meer,  
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht  
Nicht doppelt schöner her?

Muß das Geschirr beides bieten, Speise und Trank, so wandelt sich seine Form zugleich in Napf und Kelch, in Schüssel und Becher. Dies ist bekanntlich der Gral, das in unserer Ritterdichtung so hoch gepriesene Zaubergefäß, von dessen Beschaffenheit und Wirkung nun noch der Schluß dieses Abschnittes handeln soll.

Eine Reichenauer Handschrift aus dem XI. Jahrhundert, abgedruckt in Mones badischer Quellenammlung 1, 67, erzählt cap. 9, wie Azan aus Corsica an Kaiser Karl eine Schüssel überbringt, in welcher des Heilands Blut war: ampula, de salvatoris sanguine plena. Diese Schüssel galt als ein 28pfündiger Smaragd, wurde ans Kloster Reichenau vergabt und

dorten auf 600,000 Dukaten geschätzt. *Insula fortunata* Reichenau, oder zehente Jubiläumspredigt 1724, v. G. Meyer S. J. pag. 19. Der Reisende Andrea überzeugte sich jedoch i. J. 1763 (Briefe aus der Schweiz. Zweite Ausgabe, pag. 65), daß dieser angebliche Smaragd ein grüner Glasfluß sei, wenn auch wegen Größe, Härte und seines Feuerglanzes willen ein sehenswerther. Das hl. Blut, das darin gewesen, wird heut zu Tage, wie Schnars berichtet (der Bodensee 2, 168), daselbst in einem goldenen Kreuze und unter mehrfachen Schließern versperret im Altar aufbewahrt. Ein zweites sehr ähnliches Gefäß befindet sich in Genua, *il sacro catino* genannt. Nach der Erzählung des Genueser Chronisten Jacobus a Voragine haben die Genuesen bei der Eroberung von Casarea 1101 zum Lohne ihrer Tapferkeit ein großes Gefäß aus der Beute zugeheilt erhalten und es daheim der Kapelle Johannes des Täufers geweiht. Diese hl. Schüssel sollte durch die Königin von Saba an Salomon geschenkweise überbracht worden sein; sie soll ferner die Schüssel sein, aus welcher der Heiland das Osterlamm gegessen, oder die Schale, in welcher Joseph von Arimathia das Blut des Gekreuzigten aufgefangen. Sie hatte gleichfalls für einen einzigen ungemeinen Smaragd gegolten, bis i. J. 1806 Napoleon bei Wegnahme Genuas den *catino* mit nach Paris entführte, woselbst dieser Schatz sich gleichfalls als ein bloßer Glasfluß erwies. Noch giebt es eine andere kirchliche Schüssel, die *santissima scodella* im hl. Hause zu Loretto, in welcher Maria den Brei für das Jesuskind angemacht haben soll. Correggios bekanntes Madonnenbild, in welchem die Raft unter den Palmen dargestellt ist, wird nach diesem Gefäße *de la scodella* zubenannt. Die Breischüssel führt auf den Muthafen hinüber; das Wappen der Mundschenken war im deutschen Mittelalter bekanntlich ein umgestürzt und geschnäbelt abgebildeter Hafen. Und so muß hier noch darauf hingewiesen werden, daß gerade unser berühmter Graldichter Wolfram selbst einen rothen Hafen als Schild- und Helmzeichen im Wappen führte. G. Holland, Gesch. der altd. Dichtkunst in Baiern, pag. 114.

Nicht den Gral haben wir zu schildern, sondern die an ihn geknüpften Vorstellungen; dabei wird sich zeigen, daß diese von einer ursprünglich würdevollen Anschauung rasch ins Widrige und Grausenhafte herabgesunken sind.

Die durch Grieshaber herausgegebenen deutschen Predigten des XIII. Jahrhunderts, 2, 123 beschreiben das Brod, womit die Israeliten vierzig Jahre lang in der Wüste gespeist wurden, als ein in alle Speise und Trank sich wandelndes Gralsbrod: Wan daz himelbrôt was in dem munde reht als süez als ain honech. an swaz spise si denne gedähton, daz daz brôt reht denne smahte als ob si die selbon spise hêten in ierem munde. âmerôt si vische alder vlaisches, sô dühte si reht si hêten vische unde vlaisch in dem munde. Dieselbe Anschauung vom Gral und von seiner Er giebigkeit ist bei Wolfram ausgedrückt:

swâ nâch jener bôt die hant,  
 daz er al bereite vant  
 spise warm, spise kalt,  
 spise niwe unt dar zuo alt,  
 daz zam unt daz wilde.  
 wan der grâl was der sælden frucht,  
 der werlde süeze ein sôlh genuht:  
 er wac vil nâch geliche,  
 als man saget von himelriche.

Dazu ist es die reinste Magd und jungfräulich Schönste, die Freudeverbreiterin Repanse de schoye, welche den Gral zur Gastfeier austrägt; gleichwie die schaumgeborne Schönheitsgöttin jene Milch der Unsterblichkeit kredenzt, die das Haar nicht mehr ergrauen läßt, leiblich verjüngt und zugleich den Wissensdurst stillt. Alle am Gralstische Versammelten sind herz- und blutsverbrüdete Commensalen, die gimäzun einer massenie, welche bei Gott selbst tiichfähig geworden sind. Denn das älteste Wort unserer Sprache für eßbares Fleisch, sagt Grimm GDS. 1009 — heißt bei Ulfila mims, ahd. mias, geht durch die altslavischen Sprachen und drückt wie das latein. mensa den Fleischstich aus, welcher ursprünglich der Dpfertisch



gewesen sein wird. Eben an diesem pflegte der dankbare Mensch mit seinen Göttern zu theilen und wird daher von diesen gleichfalls zur Tafel gezogen. Dies verheißt Virgil, Eclog. IV., dem Knäblein Pollio: deus hunc mensa, dea dignita cubili est. Der Tisch mit den Schaubroden im jüdischen Tempel sollte sämtliche Stämme des Volkes als eben so viele Brode Gott beständig vor Angesicht legen. Wer erinnert sich nicht des Sonnentisches der Aethiopen, der sich jede Nacht mit Fleisch frisch deckte, des Herodoteischen Heliotrapezon. Die Tischstadt Trapezus hatte ihren Namen eben davon bekommen, daß hier die Götter ihren mit den Menschen bis dahin getheilten Gasttisch für immer umstießen, empört über den frevlerischen Arkaderkönig Lykaon, der ihnen sein geschlachtetes Kind zum Mahle vorgesetzt hatte. Zwei solcher hl. Tische reichen in unser Mittelalter herein. Als der Westgothenkönig Roderich in der Schlacht bei Xerez 711 Thron und Leben an die arabischen Sieger verloren hatte, fanden sich unter den Beutestücken zwei kostbare Tische. Der eine war das Missorium, massiv golden, fünfhundert Pfund schwer, der römische Feldherr Aetius soll ihn nach der catalaunischen Schlacht dem Gothenkönig Thorismond zum Geschenke gemacht haben; der andere Tisch war noch höher gepriesen, seine Goldfüße waren wie die Tage des Jahres 365, drei Perlenreihen saßen ihn ein, man schätzte ihn auf fünfhunderttausend Goldstücke. Se vier Gralsritter essen bei Wolfram zusammen an einem Tische, je zwei Templer hatten der Ordensregel gemäß aus einer Schüssel zu essen. Dieselbe Sazung wiederholt sich noch unter Ludwig dem Baier. Dessen Vater, Herzog Ludwig der Strenge, hatte durch Albrecht von Scharffenberg Wolframs Titurelfragmente fertig dichten lassen; der ritterlich nachschlagende Sohn kam als Kaiser auf den Gedanken, in dem oberbaierischen Ettal eine Gralsburg zu erbauen und sie nach der Art von Munsalwäshe mit Tempelsteinen zu besetzen. Der so gegründete Orden bestand aus 14 Priestern und 13 Rittern. Letztere alle hatten ihre Frauen, Knappen und Mägde im Stifte bei sich, zusammen ist ihnen das gemeinsame Liebesmahl der Tafelrunde vorgegeschrieben. Es

heißt darüber wörtlich: Ez sullen beide, ritter und frawen, alle bei einander ezzen, zwen ritter und zwo frawen mit einander. H. Holland, Kaiser Ludwig und sein Stift Ettal. 1860, 13. Also genau so lautend, wie jene Ritterfassung, die in Grimms GDS. aus dem spanischen Romancero angeführt ist: que a una mesa comen pan.

Eine Reihe von Verumstündungen brachte es mit sich, daß diese Vorstellungen vom Gral nicht lange rein und ungekränkt verbleiben konnten. Vielleicht daß schon der Name selbst die Sache untergrub. Noch jetzt zwar braucht man in Südfrankreich die Wörter grazal, grazau, — grial, grau für mancherlei Gefäße, aber dennoch machte die mißverstehende Wortdeutung auch aus franz. gréal ein san gréal und dann aus diesem ein sang réal, aus dem Becher ein Königsblut. Anlaß hiezu gab eine durch dieses Wort und dessen Mythe zurückreichende Erinnerung und dunkle Grübele; litthauisch kraujas sanguis, ist welsch crau, cruor; sanskrit kravja caro; alles zusammen drückt blutiges frisches Fleisch, Blut selbst aus. GDS. 1010. Wird aber der Gral einmal als Tafelfeld zum trinkbaren Blut gemacht, so wird er auch zur Erbschüssel, worauf das frische Schlachtopfer liegt, und das heilige Ritterbündniß, zu Gottes Ehren geschlossen, scheint dann ein frevelhaftes Bluttrinken verschworener Catilinarier zu werden, oder gar ein Kanibalen-Essen von heimlichen Menschenschlächtern. Dieser gräßliche Verdacht brachte dem ganzen Orden der Templer Verderben und Tod. Der Gral selbst erscheint im Mabinogion als eine Schüssel, in der ein blutiges Menschenhaupt liegt; nach dem franz. Parcival des Menessier legt der Gralkönig am Johannisstage sein Gelübde ab, und einer der Wolframischen Gralkönige ist der Priesterkönig Johannes. So wird die Johannislegende in die Gralmythe verschlungen. St. Johannis Minne, kirchlich getrunken, trifft schon im Kräuteraberglauben zusammen mit dem St. Johannisblut, das zur Zeit der Sommerwende an den Wurzeln des Sonnenwendgürtels gegraben wird, zuletzt fällt der Gral selbst zusammen mit jener Schüssel, auf welcher Johannes des Täufers Haupt vor Herodes getragen

wird. Aus der Repanse de schoye wird dann eine liebebrünstige Herodias, aus dem Täuferhaupte endlich ein Talisman mit magischen Kräften, den man in Gestalt eines Menschenhauptes abbildete und nach romanischer Sprache Masomet und Baphamet nannte. Wilcke's inzwischen neu erschienenen Werk „Die Tempelherren“ zeigt, wie dieser Orden einem deistischen System huldigte, dessen Ceremonien der Verehrung Johannes des Täufers galten. Der Provinzialmeister Tanet sagte in dem Prozesse gegen die Templer aus, auf dem Pilgerschlosse bei Accon sei ein solches zweiköpfiges Haupt bei Ordensfeierlichkeiten auf den Altar gesetzt und unter Kniebeugen mit der Formel angebetet worden: Gesegnet sei der Heiland meiner Seele! Das schauerhafte Ende der Templer ist bekannt, sie bezahlten ihre mystische Blutsbrüderschaft mit ihrem eigenen Blute.

So wären wir über die beiden Themen unserer Arbeit, Gold und Milch, zum letzten, dem Blute gekommen. Ehe wir damit beginnen, fassen wir das vom Gral Gesagte in einer Ueberschau zusammen, um dem bisher Vorgetragenen seine Endgiltigkeit zu geben.

Die Kirche des Mittelalters hieng bewußt und unbewußt dem Blutcultus an; ihr gehören die mannigfachen Legenden und Mirakel an vom Blute des Gekreuzigten, wie dieses aufbewahrt und später in das Abendland gebracht worden sei. Sepp, Leben Jesu, hat im fünften Bande ein reiches Material hierüber angesammelt, woraus nur etliche Angaben über die berühmtesten Blutpartikeln hier folgen. Ein Theil des Kreuzigungsblutes kam in die Marcuskirche nach Venedig, ein anderer 1048 nach Mantua. Von diesem kamen zwei Theile nach Rom in die Kirche des hl. Kreuzes und zu St. Johann von Lateran; ein dritter Theil gelangte an Kaiser Heinrich III., gieng an den Grafen Balduin von Flandern über und dann an dessen Tochter Judith, der nachmaligen Gattin des Baiernherzogs Welf IV. Judith theilte diese Blutpartikel wieder in zwei. Die eine kam an bairisch Kapel in Unterammergau, ist aber da schon ums Jahr 1680 verschollen; das Originalgefäß dafür hat man dagegen vor kurzem dorten wieder aufgefunden,

einen Speisefelch mit abnehmbarem Deckel, auf beiden Seiten gothisch gethürmt und mit Figuren verziert, die mit jenen Personen übereinstimmen sollen, welche bei Auffindung des heil. Blutes in Mantua 1048 beschäftigt waren. Schöppner, bair. Sagenb. Nr. 1191. Die andere Partikel gab Judith an das schwäbische Kloster Weingarten, wo es jetzt noch alljährlich am blutigen Freitag, unmittelbar nach Christi Himmelfahrt, unter großem Gepränge gefeiert wird. Das Blut lag hier in einem Gefäße von arabischem Gold mit Edelsteinen besetzt, das man auf 70,000 Gl. schätzte. Franz Sauter, Kloster Weingarten nach handschriftl. Quellen. Ravensburg 1857, 33. Zwei weitere gleiche Blutreliquien werden in Marseille und zu Brügge in Flandern verwahrt; beide werden an jedem Freitag wieder flüssig; eine ähnliche Reliquie ist auch in der Cistercienser Abtei Stams in Tirol. Dieser Eindrucke vermochte die Ritterpoesie sich nicht zu erwehren, um so weniger, als sie ja nur eine Tochter der ihr vorausgegangenen Mönchspoesie war; und wo sie den Versuch machte, sich kirchlich zu emancipieren, wie in dem Nibelungen-Sagenkreis, verfiel sie ins Neckhafte, Heidnische. So kommt denn der Blutcultus auch in den Gral-Sagenkreis. Bei der Ueberfülle des irdischen Segens und in stetem Anschauen der Paradieseswonne lebend, ist der Gralkönig Anfortas doch unrettbar siech; ja als sein vorbestimmter Erretter Parzival in der Burg ankommt und mit an der silberstrotzenden Tafel sitzt, wird unter allgemeinem Wehklagen der Tempelisen eine bluttriefende Lanze im Gastsaale zur Schau umher getragen. Dies sind die beiden Seiten unseres Themas selbst, großartig zurückgespiegelt im Epos. Der Unsterblichkeits-  
 trank wird von der Schönheitsgöttin kredenzet als Milch oder Meth, oder goldener Wein; aber ein Frevel der Dämonen oder Menschen tritt dazwischen und verwandelt die reine Milch in den Greuel frischvergossenen Menschenblutes, in „schreiendes Blut.“ Bei aller Herrlichkeit der Wolframischen Beschreibung wird dann gerade der Gral selbst etwas Dauerloses. Er wird plötzlich in einer Nacht aus der abendländischen Gralburg wieder nach Indien zurück versetzt, als seiner ersten Heimath, und

nachdem hier die Gralkönige der Reihe nach gestorben sind, speist auch der Gral die Seinigen nicht mehr, da er nun wieder in dem Lande ist, „das selbst von Milch und Honig fließt.“ Diese Schlußversicherung des Gedichtes war aber der Ausgangspunkt unseres Auffasses. Wie hat nun die deutsche Göttin dieses Paradieses geheißen, da wir bei Wolfram nur eine romanische nennen hören? Es ist die durch das eine Merseburgerlied festgestellte Volla, Freyas Schwester, Göttin des Ueberflusses und der Fruchtfülle, die domina Abundia und dame Habonde der Romarenen. Ihr Cultus mußte mit dem Naturleben innigst verknüpft gewesen sein; dies erweist Grimm (GDS. 85 — 109) aus dem ihr nachbenannten Erntemonat, welcher der Solmānet, Fulmānt und Fūlmont geheißen hat.

### III. Das schreiende Blut.

Menschenblut zum Zwecke der Genesung von Krankheiten zu trinken, ist ein Brauch, der von der ältesten Zeit an fortgedauert hat bis auf diesen jetzigen Augenblick. Plinius erzählt hierüber zweifaches H. N. 26, 5 und 28, 2. Es ließen sich nemlich die ägyptischen Könige zur Heilung von der Elephantiasis Bäder aus Menschenblut bereiten; und ferner war es eine von ihm selbst noch mitangesehene Ueblichkeit zu Rom, daß Fallsüchtige das Blut tranken, das die Fechter dorten im Circus vergossen. Sie schlürften es, sagt er, warm und rauchend aus dem Menschen selber ein und halten es für ein kräftiges Heilmittel. Beide Arten der Anwendung, das Blutbad und Trinken des Blutes, sind heute noch keineswegs verschollen. Der Negerkönig von Dahomey hat erst in diesen Jahren und trotz der Einsprache englischer Handelsconsuln Massenabschlachtungen Kriegsgefangener vorgenommen und mit Menschenblut einen dafür bestimmten Teich ausgefüllt. Allg. Augsb. Ztg. 20. Oct. 1862. Das Morgenland hat Sagen von Königen, die jeden Tag einen Menschen aus ihrem Volke für ihr Leben brauchen,

und Grimm (Arm. Heinrich, S. 219) bezieht darauf die vielfach gewendete Thierfabel von der Heilung des Löwenkönigs durch die noch frisch und blutig umgeschlagene Wolsfhaut; denn eben dies erinnert an ein ganz ähnliches Mittel der heutigen Volksarzneikunst, wonach Gequetschte in eine abgezogene Kalbshaut gewickelt, oder verletzte Glieder in einen frischen Kalbsmagen gesteckt werden. Während nach dem Aberglauben durch das Katamenienblut alles damit in Berührung Gebrachte zu Grunde gerichtet wird: der Weinstock geht ein, die Feldfrucht stirbt ab, alle gährenden Stoffe wie Milch und Wein stehen um, die Bienen verlassen ihren Stock, der Glanz der Spiegel erlischt, das Schermesser wird stumpf (Schindler, der Aberglaube 165): so wird durch Jungfern- und Kinderblut das schwerste Uebel geheilt. Die Berliner medicin. Zeitschrift von 1862 hebt hervor, daß die sich häufenden Schändungsfälle, mit denen unsere Schwurgerichts-Verhandlungen so oft beschäftigt werden, aus dem Wahne entspringen, als könne das Uebel der männlichen Gonorrhöe durch Vermischung mit einem noch unmannbaren Mädchen geheilt werden. Der nach dem Aussage zubenannte Rüfengüggis oder Grindteufel hat schon elf Jungfrauen abgeschlachtet, um in ihrem Blute sich heil zu baden. Vgl. Nargauer Sag. 1, Nr. 14, wo weitere hier einschlägige Züge aus Geschichte und Sage mit verzeichnet sind. Der Glaube an die Wirkungen des Menschenbluttrinkens sitzt überhaupt noch durchaus fest. An der Aare lautet hierüber die Meinung also: Wenn ein Fallsüchtiger vom warmen Blute eines eben Hingerichteten trinkt und gleich darauf sich in Schweiß lauft, so stirbt er entweder plötzlich, oder ist mit einem male geheilt. Der im verwichenen Jahre (1861) hingerichtete Mörder Bellenot aus dem bernischen Jura gestand im Verhör, er habe die von ihm erschlagene Frau, die wegen Verkaufs selbstgesammelter Heilkräuter das Docterfraueli hieß, umgebracht, um ihr Blut zu trinken und sich dadurch von dem Weh zu befreien, mit dem er behaftet gewesen sein soll. Nargauer Btg. 19. Mai 1861. Derselbe Glaube wiederholte sich bei der zu Trogen in Appenzell Auser-Rhoden im Juni dieses Jahres stattgehab-

ten Execution eines Metzgers. Ein Weib in einem außerrhodiſchen Armenhauſe litt an Epilepſie und erhielt von dem zuſtändigen Vorſtande der Anſtalt die Erlaubniß, am Tage der Hinrichtung nach Trogen zu gehen und das graufige Heilmittel zu verſuchen. Drei Schluck müſſen unter Anrufung der drei höchſten Namen warm hinabgetrunken werden. Bereits ſtand ſie am Schaffot, als ein neuer Anfall ihres Uebels losbrach und die Ausführung des Plans verhinderte. Dies berichtet die Appenzeller Zeitung ſelbſt. Aargauer Nachrichten vom 26. Juli 1862. Dieſe drei Schluck in den drei höchſten Namen ſcheinen gerade das beſonders Bedeutsame zu ſein; es ſind die aus Wolframs Parzival (282, 21) ſchon in dem vorigen Abſchnitte berührten dri bluotes zäher röt im Schnee, bei denen der Ritter ſo tief der Geliebten Kondwiramur gedenken muß. Drei ſolche Tropfen fallen aus dem Himmel herab, wenn der Treffſchütze ſein Gewehr gegen das Geſtirn abſchießt. Dreie fallen jenem Knaben ins Geſicht, der zur Waldtanne nach dem droben herabſchreienden Wetterkinde emporſchaut, Aargauer Sag. 1, Nr. 75. Von drei Blutstropfen hängt des Menſchen Leben ab, drei zeigen den Tod des Tauchers an (Kuhn, weſtfäl. Sagen 1, Nr. 380), aus den drei erſten des Neubegrabenen sproſſen Grabblumen auf. Die verbreitetſte Kinderangſt beſteht in dem Glauben, mit dem einen Tröpfchen Blut aus dem Finger, in den man ſich geſchnitten, könnte auch die Seele herausfahren. Auch ſoll man, heißt es, nicht kopfüber im Bette liegen, ſonſt fällt dem Schläfer ein Blutstropfen aus der Naſe und von dieſem heißt es abermals: „d'Seel iſt em üsse.“ Eine aus dem Bernerlande gebürtige Dienſtmagd wiederholt uns mündlich: Ueber den Augen in der Stirne hängen an einem Knöchlein drei Blutstropfen, davon fällt der erſte ab nach Verlauf der Kindheit, der zweite, wenn die Jugend vorüber iſt, der dritte beim Tod. Im Trauerlied Reinmars des Alten auf Liupolts v. Deſterreich Tod heißt es:

dô man mir ſeite er wære tôt,

dô viel mir daz bluot

vonne herzen uf die ſêle min.

Wenn einer am Schlagfluß stirbt, so erklärt dies der gemeine Mann sich also: es sei ein Blutstropfen aus dem Gehirn urplötzlich zu dem Herzen gefallen und habe dasselbe erstickt. Diesen Blutsturz, der durch einen einzigen Blutstropfen entsteht und dessen Folge die Apoplexie sein soll, nannten die Aerzte das Gutt (Joh. Wittich, Consil. apoplecticum. Leipz. 1602, pag. 10), wogegen die Paralysis, der lähmende Schlag, der Tropf hieß, beides gedeutet aus gutta sanguinis, der fallende Blutstropfen. „Halber guttschlag ist paralysis, so man auf den schlag lam wirt an ein glid.“ Büchlj von einfaltig Mittlen. Msc. aus aargauisch Brugg. Anno 1643 kam ein Gutschlag über Pfarrherr Breitinger und 1645 sprach er, von einem schweren Gutschlag getroffen, die letzten Worte. Hanhart, Schweiz. Gesch. 4, 352. Alle eben angeführten Namensformen der Krankheit zusammen finden sich bei Geiler, Evangelibuch Bl. 159a. „Da bracht man einen dar, vff ein bet, den het der schlack geschlagen oder der tropfft oder das parli oder wie du es nennen wilt, du merkst wol was ich mein. sie sagen, das der brest im hirn sei, vnd die ederli, die zuo dem hirn gond, wenn sie gantz verstopffet sein von wuost, so werd sant veltins siechtag daruss, so sprechen ir, es hangen drei tropffen am hirn. Die hinfalende Krankheit wird noch der Valentin geheissen, und daß dieselbe aus den eben erwähnten drei Gehirnblutstropfen entstehe, wird auch von den Aargauer Besegnungen wiederholt, die ich in Wolfs Zeitschr. f. Myth. Bd. 4 mitgetheilt habe:

Es stehen drei Rosen auf Gottes Stirn (pag. 125).

Ihr Menschen, seht mich an einen Augenblick,

Bis ich euch drei Blutstropfen verwirkt (pag. 136).

Nach aargauischer Volkstradition fällt einem Beckerknecht in der Fremde beim Teigkneten ein Blutstropfen ins Mehl, und er erfährt nachher, um dieselbe Stunde sei damals daheim sein Vater verschieden. Darüber predigte Abraham a Sta. Clara, in der Lobrede auf den hl. Franz Xaver. Salz. 1684, 13: „So Jemand ein Geschwistrigen hat über hundert Meyl und derselbe etwas leidet, empfindet auch dieser, so hundert Meyl von



ihm entlegen, in seinem Geblüt eine schmerzliche Veränderung, daß ihm, wie oft pflegt zu geschehen, gelbe Fleck in den Händen auffahren oder die Nasen schweißet; so sagt Ihr, das bruderliche Geblüt sagt und schlägt zusammen."

Diese auf die Schneefläche oder ins Backmehl fallenden, unvergänglich wiederkehrenden drei Blutstropfen gehören dem Himmelsgestirn an, aus dessen Gold, Blut oder Milch die Reihe der Creaturen fortwährend nachgeschaffen wird; denn die schöpferische Gottheit wohnt in den Gestirnen, und alle Welt ist der Leib Gottes. Auf diesem Grund beruhen jene sonderbar lautenden Märchen vom Schneekind, vom Sonnenkind, denen, so alt und weitverbreitet sie sind, noch wenig Sinn abgesehen worden ist. Zwei Beispiele dieser genügen hier, das eine unserer Gegenwart, das andere dem XIII. Jahrhundert angehörend. In Pröhle's Harzjagen I, 188 spricht ein Wilddieb, dem sein kleiner Junge unrettbar krank lag, in väterlicher Verzweiflung: „Stirbt mir das Kind, so schieß ich den lieben Gott todt!“ Als das Kind darauf wirklich starb, legte der Mann seine Büchse an und schoß in die helle Sonne. Kurze Zeit nachher begab es sich, daß seine Frau einen kleinen Jungen gebar, und alle Nachbarn, die das verstorbene Kind gesehen hatten, erkannten in diesem Kinde das erste wieder. Dasselbe lebt noch; es konnte schon nach den ersten Wochen sprechen und erzählte oft von seiner Himmelsreise. Der Vater ist hernach 1853 durch Unvorsichtigkeit eines Jägers In der Sieber erschossen worden. Der jugendliche Menschenkörper mit Fleisch und Blut wird hier aus den Gestirnen ausgeborn; nur stirbt darüber der Vater dieses Sonnenkinds, weil er diese Geburt zwangsweise mittelst eines gegen das Gestirn gerichteten Treffschusses veranlaßte, während die Mutter folgerichtig entweder durch das aus der Sonne fallende Blut oder durch den bloßen Sonnenstrahl schwanger geworden ist. Das Maere des snowes sun, nun in v. d. Hagens Gesamtabenteuer Nr. 47, ist eine noch allenthalben lebendige Volksanekdote, wonach ein Kaufmann, nach vierjähriger Abwesenheit heimkehrend, sein Weib mit einem zweijährigen Knäblein vorfindet. Auf seine

Frage nach dem Vater, berichtet die Frau, wie sie voll sehnsüchtigen Verlangens nach dem Gemahl inzwischen durch bloße Schneeflocken gesezneten Leibes geworden. Platen, im romant. Oedipus, läßt das Weib sagen:

Ich lag am Fenster, als es eben schneite,  
Da flogen, Schatz, mir in den Mund die Flocken,  
Wodurch ich augenblicks gewann an Breite,  
Bis dieses Kind zuletzt zur Welt ich brachte  
Und meines lieben Ehgemahls gedachte.

Das Märchen gedenkt nicht weiter der befruchtenden Kraft des Schnees und sucht daher die Begebenheit mit einem Scherz abzuschließen, als ob es hier gälte, die bloße Weiberlist zu überbieten. Denn der Vater nimmt das größer gewordene Söhnlein mit auf die Kaufmannschaft, kann es in der Fremde um 300 Mark verkaufen und berichtet heimgekehrt der Frau, ihr Flockenohn sei ihm beim Ueberschreiten des Gebirges im heißen Sonnenstrahl zerschmolzen. Demnach wird also hier das Schneekind wieder ebenso von der Sonne zurück genommen, wie dieselbe jenem Schützen ein Ersatzkind statt des verstorbenen gewährt hat; denn die Sonne droht kleine Kinder zu fressen, der Mond verschluckt sie, die er über läßt, macht er mönig. Darüber handelt der Aufsatz: Ohne Schatten, ohne Seele. Daß das Tag- und Nachtgestirn wirklich in diesen Ideenzusammenhang gehört, läßt sich aus nachfolgender Besetzung erweisen, welche aus dem Munde einer Dienstmagd zu Marau aufgezeichnet wurde. Die Formel wird gegen die Kindsgichter angewendet:

Gott der Herr ist mein Hort,  
Der sandte vom Himmel drei gewahre Wort.  
Das Erste ist die heilige Sonne,  
Das Zweite ist der heilige Mond,  
Das Dritte ist das heilige Brod,  
Mit diesen schlag ich die wilden Gichter all zu todt.  
Im Namen Gottes d. V. S. u. hl. Gft. Unser Vater.  
Dieses soll mit Glauben gebetet werden.  
Sonne und Mond, und zum Dritten das Produkt beider,

das Brod, erscheinen hier als die Allvermögenden. Sie lassen sich durch Bitte oder Zwang das dem Menschen unentbehrlich Scheinende abgewinnen und gewähren es häufig in Gestalt von Blut, Milch und Brod. Eine Art der sie zwingenden Nöthigung ist der sog. Freischuß und Treffschuß. Im Nachfolgenden ist es nicht darum zu thun, den Sagenkreis von den Treffschützen zu beschreiben oder zu erschöpfen, über welchen schon Wolf Beitr. 2, 16 reichlich gesammelt hat, sondern aus solcherlei Sagen das von uns hier gesuchte Resultat unleugbar herzustellen. Wir lassen dabei die Erzählungen aus dem früheren Alterthum vorausgehen.

Der Schuß gegen Himmel soll die Gerechtigkeit der Götter anmahnen, in schwierigen Fällen den Entscheid zu geben. Da König Dareios erfuhr, die Athener seien es, welche ihm seine Stadt Sardis eingenommen und verbrannt hätten, legte er einen Pfeil auf und indem er damit in die Wolken schoß, sprach er: „O Zeus, verleihe mir Rache an den Athenern!“ Herodot 5, 105. Derselbe Autor berichtet 4, 94 von Thrakern, sie schossen gegen Donner und Blitz in den Himmel, den Göttern drohend, und daß eben dasselbe die afrikanischen Zauberer von Mapongo heute noch thun, um dadurch Regen zu machen, berichtet neuerlich Bastian, afrikan. Reisen 1859. 1, 204. Der Regen wird also mittelst eines gegen den Himmel gerichteten Pfeilschusses elicirt und erfolgt je nach Absicht des Schützen bald als erschreckender Blutregen, bald als Erquickungsstrom.

Als König Bel seinen Thurm fertig gebaut hat, erprobt er dessen Himmelsöhe, indem er auf der Zinne stehend einen Pfeil in die Sonne schießt. Mit blutiger Spitze kommt hernach der Pfeil zur Erde, eine Warnung für den erfreckten Stolz dessen, der sich schon den Göttern zunächst glaubt. Anders ist das Motiv in der Heraklessage. Als Herakles seine Fahrt zu Geryon macht und sich von den Strahlen des Helios schonungslos gequält fühlt, schießt er seinen Pfeil gegen den Lenker des Sonnenwagens. Und nicht mißfällt dieser Muth dem Sonnengott, er besänftigt des Helden Zorn durch einen goldenen Becher. Dorten quillt Blut, hier aber rinnt Gold

in Form eines durststillenden Gefäßes aus dem durchschossenen Himmel. Es fehlt uns zum Wein nur noch das Brod; dies wird uns aber von der christianisierten Sage hundertfältig mitgenannt. Der Treffschütze in Müllenhoffs schlesw. holst. Sagen, pag. 366, lädt sein Gewehr vorerst mit einer vom Kirchenaltar entwendeten Oblate, dann stellt er sich im Walde auf ein ausgebreitetes weißes Tüchlein und schießt gegen die Sonne. Sogleich bricht ein Unwetter los und die Stelle seiner Fußstapfen wird mit frischem Blut gezeichnet. Es geht also auf den Schuß ein Blutthau oder Blutregen nieder. Und da auch der Mond zu den Zeiten, da Krieg oder Pestilenz droht, voraus blutroth sich färbt, so wird er selbst nach der Schleswiger Sage (Müllenhoff 362) der Wohnort des brudermörderischen Kain, und nach Hildesheimer Glauben (Schambach-Müller, niederächs. Sag. 344) gilt die Figur des Mannes im Mond als ein im Anschlag liegender Schütze. Derselbe gleicht also gänzlich dem badischen Freijäger in Mones Anzeig. 1838, 223, der ebenfalls auf ein untergebreitetes Tuch knicend einmal gegen die Sonne, zum andern gegen den Mond, das drittemal gegen den lieben Gott selbst schießt; da fallen vom Himmel die drei Blutstropfen auf sein Tuch.

Schon läßt sich aus der Litteratur einer in unserer eigenen Landschaft spielenden Legende weit zurück nachweisen, daß das Bluten der Gestirne eine der deutschen Sage frei zustehende Vorstellung gewesen ist. Die Wallfahrt zum hl. Blut in der Kirche des luzernischen Städtleins Willisau hat seit 1553 kirchlichen Bestand und ist seit 1554 beschrieben: Ein erschreckliche und Wahrhaftige Geschichte von dreyen Epilern in der Stadt Willisow u. Nürnberg bei H. Halmesing. (Vergl. Gödecke, Grundriß 1, 294.) Der Inhalt ist kurz dieser. Auf dem öffentlichen Willisauer Spielplaze an dem Wiggerflüßchen hatte Ulrich Schröter an zwei Gesellen all sein Geld verspielt, und darüber erzürnt schleudert er seinen Dolch mit der Spitze gegen Himmel unter der Drohung, er wolle dem Herrgott in seine linke Seite werfen. Der Dolch blieb aus, fünf Blutstropfen (nach der Zahl der fünf Wunden Christi) fielen auf die

Scheibe des Spieltisches herab. Sie wurden noch frisch aus der Tafel gestochen, und sind bis heute dorten in der Kirche zur Verehrung ausgelegt. Schröter selbst wird unmittelbar nach seinem Frevel von einem Wirbelwind in die Lüfte entrafft und geht verloren, seine Mitgesellen werden mit Ausmaß und Wahnsinn geschlagen. Ein Geschick, das auch bei Homer dem gegen die Göttin die Lanze werfenden Diomedes geweissagt ist: „Der Thor! nicht hat er bedacht, daß nicht lange besteht, wer selige Götter befehlet.“ Abgemalt zu sehen ist Schröters Geschichte als das einundfünfzigste Bild auf der Kapellenbrücke zu Luzern. Aber die Legende selbst datirt aus früherer als aus der vorhin genannten Zeit, da schon i. J. 1499 Geiler von Kaisersberg zu Straßburg über sie gepredigt hat: „sicut ille, qui quum in ludo amisisset, gladium versus caelum iecit et cruentatus decidebat.“ Noch früher aber erwähnt ihrer des Thomas Cantipratensis Bonum universale de apibus, pag. 450, und viel alterthümlicher greift da der verlierende Würfelspieler zu Bogen und Pfeil, worauf letzterer mit Blut gefärbt aus dem Himmel zurückfällt. Ganz richtig verknüpft Wolf, Beitr. 2, 16, mit diesen Schüssen die Absicht des Schützen, Wuotan den Sturmgott zu treffen und durch den Schuß zu zwingen, weil dieser der Schirmherr des Glückspiels ist und als Wilder Jäger zugleich Weidmannsheil verleiht. Allein noch allgemeiner verräth sich dabei ein starrköpfiger Zauber- und Rachebrauch des Heiden und des heidnisch denkenden Christen, wenn beide ihren Willen rücksichtslos und sollte es auch ihr und der ganzen Welt Schaden sein, durchzusetzen gedenken. Es finden sich in der katholischen Bevölkerung unseres Nachbar-kantons Solothurn noch Spuren solcher Zauberversuche. In einer Bauernfamilie des Dorfes Däniken hat sich die Zauber-kunst vom Vater auf den Sohn bis heute fortvererbt. Der jetzt Älteste dieses Geschlechtes hat Nachfolgendes hierüber berichtet, obwohl nach längerer Weigerung und erst nachdem die Weinflasche zugleich ihre Wirkung gethan hatte. Um ein schweres Hauskreuz noch rechtzeitig abzuwenden, oder auch um das Blut bei einer lebensgefährlichen Verwundung zu stillen, nimmt man

einen Halm vom eigenen Strohdach in den Mund, tritt mit gezogenem Messer vor ein geweihtes Herrgottsbild und spricht: „Gott Vater, Sohn und heil. Geist sollen mich verdammen! Setz, Teufel, nimm das Unglück hin!“ Hiemit stößt man die Messer Klinge in das Bild.

Es liegt dieser so entmenscht lautenden Fluchformel der uralte Glaube zu Grunde, die hl. Dreifaltigkeit werde gegen den Teufel in den Wettkampf eintreten um eine sich selbst verloren gebende Seele, es müsse das tiefste Unglück eines hilflosen Menschen die Gottheit selbst zum Eingreifen nöthigen; und ferner spricht sich dabei der ebenfalls begreifliche Aberglauben aus, der an Gottes Blut verübte Frevel müsse das strömende Blut eines Schwerverwundeten augenblicklich erstarren, also gerinnen lassen. Um die weiter drohenden Folgen kümmert sich der allzeit kurzfristige Frevler nicht, und so ist es gar nicht zu verwundern, daß ganz derselbe Vorgang, aber mit einem ungeheuerlichen Ergebnis, bereits im ahd. Muspilli erzählt ist. Elias und der Höllenwolf streiten hier einen Wettkampf um den Besitz der auferstandenen Seelen. Elias, unter dem des Donnergottes Gestalt verborgen ist, kommt dazu aus den Gestirnen herab, fona himilzungalon; der Riese Altfeind, der Höllenwolf, der Urböse kommt aus dem Abgrunde, fona pehhe. Der Sternen-Elias wird verwundet, und wir müssen uns hinzudenken, dies sei durch einen gegen ihn empor geschleuderten Speer oder Pfeil geschehen. Sobald der Alt riese diesen Schuß gethan hat, bricht jener Blut- und Glutregen los, der Alles und somit ihn selbst verschlingt. Denn sobald des Elias Blut auf die Erde trieft, beginnt der Himmel in Lohe zu kochen, fällt der Mond herunter, steht die weite Welt mit Gebirg, Strom und Meer in Flammen, und nicht eher endigt diese Vernichtungsscene, als bis ein doppeltes Göttergeschlecht hier zusammen eingreift, ein heidnisches und ein christliches: denn von der einen Seite her stößt der Wächter an der Regenbogenbrücke ins Gjallarhorn, und von der andern Seite wird das errettende Fronkreuz herbeigetragen, woran der heilige Christ erhangen ward.

Von blutschwitzenden Tempelstatuen, worin man ein Vorzeichen großer Gefahren sah, reden bekanntlich die Römer, aber sie wußten eben so wenig einen tieferen Sinn daran zu knüpfen, als wir an unsere ähnlichen Mirakelbilder. Vielleicht daß dies uns besser gelingt, wenn wir noch etliche Legenden solcher Art hier kurz zusammenfassen. Ein Hussite spaltet mit dem Schwert dem hölzernen Marienbilde das Haupt, seitdem besteht zu Neukirchen die Wallfahrt zum hl. Blut. Schöppner, bair. Sagb. Nr. 536. Oder ein Jude sticht mit einer Nadel in die ihm verkaufte consecrirte Hostie, sie blutet und in zahllosen Kirchen wird seither ein Blutstropfen hergezeigt. In den schweizer. Mediationsunruhen schwigt die Holzfigur eines Feldkreuzes Blut schon auf die lügnerische Rundschaft hin, mit deren Ausbreitung man die politischen Gegner unterstützen will. Aargauer Sagen 2, Nr. 354. Zu Landshut und in Markt Geisenfeld in Oberbaiern gab es kirchlich oder giebt es wohl noch zwei wächserne Heilandsfiguren blutschwitzend. Der Zweifel behauptete von ihnen, sie seien hohl und mit rothgefärbtem Wasser angefüllt, dies werde durch miteingeschlossene Goldfischchen in Bewegung erhalten und tropfenweise durch die künstlichen Poren des Wachses herausgetrieben. Wir wissen bereits, daß die mit solchem hl. Blute veranstalteten Feldprozeffionen, namentlich der Blutumritt in schwäbisch Weingarten, Gelände und Gewässer mit Fruchtbarkeit zu segnen haben, daher trifft das aus dem geschändeten Bilde rinnende Blut so oftmals zusammen mit der heiligen und profanen Speise, mit Broden und Fischen, schließlich sogar mit baarem Gelde. Ueber Letzteres ein Beispiel. Im Solothurner Dorfe Buchwil hängt im Wirthshause zum Schnepfen ein Christusbild, in das ein Spieler in Wuth über seinen Spielverlust das Messer geschleudert hat. Als bald nach diesem Frevel entstand hier eine Wallfahrt. Allein die Kantonsregierung bestrafte zugleich den Schnepfenwirth, weil er etwa nicht zu rechter Zeit abgewehrt haben mochte, um eine so hohe Summe, daß er sie nicht erlegen konnte; er mußte daher alljährlich den Zins davon bezahlen. So gieng dies auf seine Nachkommen über, bis sich diese seit dem Jahre 1854

durch Abzahlung des Kapitals endlich von dieser Last befreien. Nicht so aber würde der Ahnherr dieselbe Servitut abgekauft haben, wenn er es auch vermocht hätte. Vormals hatte nemlich das Bild zu einer alljährlich wiederkehrenden Proceßion verholzen gehabt, durch deren Ertrag dem Wirthe jene Strafsumme stets mehr als gedeckt wurde. Als aber seit dem Jahre 1798 mit den Neufranken auch neue Ideen ins Land einrückten, blieben hier die Wallfahrer aus; man fühlte an dem Hausmirakel nichts mehr als die Last einer jährlich wiederkehrenden Geldbuße und befreite sich gleichzeitig von ihr und von dem Hauswunder. Schweiz. Illustr. Kalender, St. Gallen 1854, 112. Wie behilft sich nun der moderne Verstand, wenn ihm solche bis auf unsern Tag reichende und noch unter unserer eigenen Justiz gerechtfertigte Blutwunder begegnen? Er sucht eine Moral dahinter, die für Alles paßt und kein Kopfbrechen kostet. Gott will, heißt es, dem Schänder seines Abbildes mindestens es augenfällig machen, wie begründet die Verehrung sei, die diesem Abbilde erwiesen wird; oder ein mehr nach der Urtheilsweise des Protestantismus Verfahrender leugnet zwar das eben erzählte Wunder des Gänzlichen, unterlegt ihm aber doch den Sinn des allgemeinen Sittengesetzes, und gerade so findet es sich ausgesprochen in Rückerts gesamm. Gedichten 3, 115:

Jäger gut!

Bewahr dein Rohr vor Uebermuth.

Schieß nach keinem Heiligenbild,

Obgleich aus ihm kein Blut nicht quillt.

Ziel nach keinem Himmelsstern,

Obgleich er steht dem Schuß zu fern.

Wenn auch dein Rohr nicht sündigen kann,

Sündhaft ist der Gedanke dran.

Obgleich sich derlei ganz artig liest, so ist doch eine solche Deutung viel zu allgemein, und die ihr zu Grund liegende sittliche Empfindung besitzt nie jenes schöpferische Vermögen, aus welchem die erwähnten Volksfagen selbst entspringen sind. Der wassergesättigte Gips, gewöhnlich Mondmilch genannt, heißt beim Aelpler Bergziger; nicht bloß daß man



diese milchig aussehende Erde früherhin häufig aß und gleich der Milchspeise des Zigers zubenannte, der Entlebucher Senne glaubt bestimmt, daß die Mondmilch und die übrige Milch seiner Heerde dem günstigen Einflusse des Mondes zuzuschreiben sei. Naturmythen, pag. 252. Zu derselben Anschauung führt der Volksglaube mit seinem Hundert von Erbsägen. Man darf, heißt es, mit dem Finger nicht in den Himmel deuten, sonst greift man einem Engel ins Auge; im Felde soll man den Heurechen nicht mit der Zahnreihe gegen Himmel legen, bei Tische das Messer nicht nach oben gekehrt, denn alles dies sticht in den Himmel. Die Räuber legen beim Essen die Spitze des Messers umgekehrt gegen sich; der Säger aber von sich, wie sich's gehört. „Ich leg's wie ein Säger,“ spricht er, „ihr aber legt's wie Spitzbuben!“ Grimm R. M. 3. Nr. 105. Als man zu Anfang des Jahrhunderts bei uns die Blitzableiter einführte, weigerte sich das Nargauer Landvolk sehr dagegen und behauptete, damit wollten die französischen Heiden und ihre Anhänger dem lieben Gott nur die Augen ausstechen. Folgerichtig kehren sich diese Sätze auch um und lehren, wie nützlich es sei, in der Gabe schon den Geber zu ehren, wie man mit der beobachteten Schonung des Himmlischen auch zugleich des Irdischen schone.

Man soll die Milch nie mit einem schneidenden oder stechenden Instrument umrühren, sonst empfinden die Milchkühe Schmerzen am Euter, ergeben rothe Milch. Man soll die Milchsuppe nur einbrocken, nicht aber einschneiden, sonst wird man zugleich mit der Brodschnitte auch der Stallkuh „den Nutzen“ die Milchergiebigkeit abschneiden. Beim ersten Schnitt, den der Mann, welcher zugleich steinreich und steinhart ist, zur theuern Zeit ins Brod thut, fließt Blut aus dem Laib. Müllenhoff, schlesw. holst. Sag. pag. 145. Grimm, deutsche Sag. Nr. 240. Märchen 2, pag. 552. Wolf, niederländ. Sagen Nr. 153. 362. 363. Selbst wenn man das Vorbrod, sagt der bairische Bauer, ehe es recht gar gebacken ist, übergierig aus dem Ofen nimmt, so blutet's beim Anschnitt. Schöppner, bair. Sagenb. Nr. 882.

Aus dieser Zusammengehörigkeit der ersten unentbehrlichsten Lebensmittel unter einander und mit den primitivsten Lebenkräften folgerte man eine gleiche Abkunftsgeschichte derselben aus dem Himmel und gab ihnen zusammen einen ähnlichen Grad der Heiligung. Aus der greifbarsten Realität entsteht dann ein Symbol des Glaubens und des Rechtes für die Sippschaft und den ganzen Stamm. Hier werden wir auf die Milch- und Blutsbruderschaft geführt. Einen Bund, sagt Herodot 4, 70, machen die Skythen auf folgende Art, sie mögen ihn machen mit wem sie wollen. Sie gießen Wein in einen großen irdenen Krug, vermischen ihn mit dem Blute derer, die da den Bund schließen, indem sie sich mit einem Messer stechen oder mit einem Dolch ein wenig die Haut aufrißen. Sodann tauchen sie in den Krug ein Schwert, Pfeile, eine Streitart und einen Wurfspeer. Und wenn sie dieses gethan, halten sie ein langes Gebet, sodann trinken die den Bund Schließenden davon und auch die Angesehensten aus ihrem Gefolge. Eine ähnliche Verbrüderungssitte der Tataren nebst den einschlägigen Bräuchen der Geten ist nachzulesen in Grimm's GDS. 136. Das Bluttrinken bei den Germanen muß lange in Schwang gewesen sein, ohne daß diese rauhe Sitte durch eine besonders erdachte That gleichsam gemildert und zahmer gemacht worden wäre. Schon sind die Nibelungen durch Feuer und Schwert überwältigt, allein zum Tod verschworen bleibend, schöpfen sie Alle neue Kraft, indem sie an die Leichen der Gefallenen niederknien und aus deren Wundenblut den Durst stillen: dâ von gewan vil krefte ir etliches lip. 2054. Das Volkslied, welches Afzelius, schwed. Sag. 3, 207, mittheilt, sucht denselben rohen Brauch poetisch zu verschleiern. Der junge Ingemar und seine Geliebte Malfred flüchten in die Marienkirche bei Näsium in Bleckingen, und gerathen hier in dieselbe Nibelungennoth, denn ihr Verfolger Lawmandsson läßt die Kirche anzünden.

Das sprach der junge Ingemar am Altare bei der Blut:

Wir schlachten unsre Rosse und kühlen uns in ihrem Blut!

Ausdrücklich aber findet sich das Bluttrinken des Skandi-

naviers abgeschafft. Nachdem der Held Dervarodd die räuberischen Wikinger vertilgt hatte, fuhr er nach Svealand, um hier den muthvollen Hjalmar vom Hofe Königs Ingwe zu bekämpfen. Nach mehrtägigem Fechten schlossen beide Frieden und stellten zusammen diese Wikingsgesetze fest: Niemals rohes Fleisch zu essen oder Blut zu trinken, niemals Bauern und Kaufleute zu plündern, niemals Weiber zu bewältigen. Diese dreifache Sagung beschwuren sie in folgender Weise nach dem alten Herkommen der Milchbruderschaft. Sie schnitten einen breiten Nasenstreifen los, befestigten die Enden in die Erde, erhoben ihn in der Mitte auf zweien Speeren, traten beide darunter, schnitten sich eine Wunde und ließen das Blut im Sande ihrer Fußspur zusammen fließen. Darauf knieten sie und schwuren, wie Brüder ihr Schicksal zu theilen und des Andern Tod zu rächen. *Wedderkop*, Bild. aus d. Nord. 2, 39 ff. In solcher Fußspur erschaut alsdann der Milchbruder, wie es dem Abwesenden ergeht, je nachdem sie sich mit Erde, Wasser oder Blut füllt. *Grimm*, GDS. 137. Das hier abgeschaffte Bluttrinken tauchte dann in halbkythischer Weise wieder an den Universitäten auf. Zu Helmstädt und Leipzig tranken einst die Hasen (sogen. Graßfüchse) Bruderschaft, indem sie aus dem aufgerizten Arm etwas Blut in den Becher rinnen ließen und diesen kniend leerten. Ein Ueberrest hievon ist auch Folgendes: Wollen zwei Freunde einst in die Ferne hin sich Nachricht von einander geben, so lassen sie in gegenseitig gemachte Wunden Blut von einander träusen und diese vertheilen; so oft der Eine dann in die Narbe sticht, fühlt es der Andere, und die Zahl der Stiche ergiebt ihm die Bedeutung. *Schindler*, der Aberglaube 1858, 165. Noch ist eine nun gleichfalls wieder veraltete Burschensitte zu erwähnen; man schrieb sich mit eigenem Blute gegenseitig Stammbuchblätter; in den eigenen Reifestock schnitt man des Leibburschen Namen ein und röthete diese Zeichen mit eigenem Blute, oder statt dessen röthete man später den in die Ziegenhainer geschnittenen Namen mit Zinnober aus. Noch soll man das Blatt besitzen, auf dem mit seinem eigenen Blute der große Baiernchurfürst Maximilian sich der hl. Sung-

frau verschrieben habe: „in mancipium tuum me tibi dedico consecroque, virgo Maria, hoc teste cruore atque chirographo, Maximilianus, peccatorum coryphæus.“ Ich kenne jedoch die Quelle dafür nicht und kann auch die Angabe nicht verbürgen, als habe dem spanischen Philipp III. wegen einer dauernden Aeußerung, die diesem Monarchen über zwei von der Inquisition zum Tode verurtheilte Franziskaner entfiel, sein Beichtvater ein bißchen seines kezerischen Blutes abzapfen und gleichfalls verbrennen lassen.

Zu Furth in der bairischen Oberpfalz ist der Drachentich ein alljährlich wiederkehrendes, mit mehrfachen Masken im Freien aufgeführtes Volksschauspiel, bei dem die Georgenlegende den Verlauf der Handlung ausmacht. Aus Reifen und Leinwand wird ein Drachenleib zusammengewölbt, in dessen Innern der Todtengräber des Ortes dirigirt. Der gegen den Drachen dreimal ansprengende Ritter stößt ihm zuerst den Speer in den Rachen, haut den sich Krümmenden dann mit dem Schwerte, und hat beim dritten Anritt ein Pistol gegen ihn abzufeuern. Was jetzt des Knalleffects wegen bis zuletzt verspart ist, mußte ehemals die erste Angriffsweise und ein Pfeilschuß gewesen sein. Wenn der Speerstoß des Reiters die in der Gaumenhöhlung verborgene Blase nicht rechtzeitig trifft, so zieht irgend ein Metzgermeister sein langes Messer und durchsticht dem Drachen das rindblasene Herz, so daß zur Freude des Volkes das Blut heraus springt. Begierig tauchen die Bäuerinnen ihr Tüchlein darein, theilen dies in Stücke und stecken es fezenweise in die Felder zum Gedeihen der diesjährigen Flachsfaat. Auch als sympathisches Mittel dient dies Drachenblut „und ist eben so gesucht, wie das Blut der armen Sünder bei Hinrichtungen.“ Dieses Volksfest soll zu Furth seit den Pestzeiten bestehen; wahrscheinlich war es die Metzgerzunft dorten gewesen, die dem gemiedenen Orte als Todtengräber zu Hilfe kamen, wie ja auch bei der Münchner Pest die Metzger und Scheffler sich zuerst wieder auf die verödeten Straßen heraus wagten, den daselbst hausenden Drachen erlegten und zum Gedächtniße daran jetzt noch dorten

das Brunnenspringen und den Schefflertanz abhalten. Vergl. Holland, Gesch. d. altd. Dichtkunst in Bayern, S. 636. Somit ergiebt das an beiden Orten vergossene Drachenblut hier frisches Ochsenfleisch und neu gebundenen Wein, dorten Flachswuchs und Körperstärke. Zuletzt darf dabei auch das Brod nicht mangeln. Dies bringt jener von St. Clemens, dem ersten Heidenbefehrer Lothringens, zu Meß erlegte Drache herbei, den man daselbst den Graoulli nennt. Wenn alljährlich dieses riesige Drachenbild durch die Straßen geführt wurde, so hatte jeder Bäcker der Stadt die Verpflichtung, dem am Hause vorbei ziehenden Thiere die lange Stachelzunge gänzlich mit Weißbroden zu bestecken. Alleszusammen wurde den Stadttarmen ausgetheilt. Hievon handelt Hockers Schrift: Die Mosel, und zugleich ein brieflicher Bericht von A. Stöber in Mülhausen, an den ich die Bitte richtete, hiesür meinen besten, freilich schon verspäteten Dank hier entgegen zu nehmen.

Wenn nunmehr noch der Rechtsfrage vom schreienden Blute und den Sägungen der Blutrache Grund und Zusammenhang mit dem Bisherigen zugewiesen sein wird, so hat damit die vorliegende Arbeit ihr Ende erreicht.

Die Kirche nennt solche Sünden himmelschreiende, welche dem uns eingebornen Rechtsgeföhle widersprechen, das, wie der Blutumlauf in den Adern, in jedem Menschenherzen sich von selbst bewegt. Man zählte solcher Sünden viere: Arme unterdrücken, Waisengut erpressen, den Nachbar sittlich zu Grunde richten, dessen Blut vorsätzlich vergießen. In der letztgenannten Sünde sind eigentlich die drei ersten miteingeschlossen. Unschuldig vergossenes Blut hat eine Stimme, es redet, Abels Blut schreit gegen Himmel, aus Blutstropfen rufen in Märchen und Sage Menschenstimmen. So wird denn das Denk- und Sprachvermögen der Seele überhaupt gänzlich auf das Blut übertragen. Odysseus giebt den Schatten im Hades Blut zu trinken, damit diese Eidola wieder beseelt, erinnerungs- und redesähig werden. Bevor sie den Bluttrunk genossen haben, vermögen sie nur schwirrend sich kund zu geben, wie es ein stehender Zug aller Gespenstergeschichten ist, daß das Gespenst

auf unsere erste Anfrage nicht zu reden vermag, sondern bloß mit stummen Seufzern verschwindet. Alle schon entthronten Götter, alle schon verstorbenen Menschen leiden an diesem Blutmangel; zum Ersatz muß ihnen daher das blutige Opfer eines Thieres oder Menschen gebracht werden. Allem Glauben an Vampyrismus, mit dem schon die Hellenen sich trugen und jetzt noch besonders die Südslaven, liegt die Empfindung zu Grunde, der Verstorbene, des Blutes entbehrend, verlasse sein Grab, um dem Lebenden Blut aus dem Leibe zu saugen. Hexen sind alt und blutleer, darum trifft auch sie der Vorwurf, daß sie Kinder schlachten. Wenn der Hellene den äthyonischen Gottheiten keine blutigen Choen mehr opfert, sondern nur noch Trankopfer von Wasser und Wein, so sind jene eben dadurch antiquirte Götter, die Herrschaft ist ihnen entzogen und nun ihren Regierungsnachfolgern, den Olympiern, gesichert. Dasselbe Schlachtopfer, das dann noch den anerkannten Unterirdischen verbleibt, verbleibt auch noch dem Teufel: Schwarzer Hund, Bock, Stier und Schwein werden der Hekate, den Eumeniden u. s. w. geschlachtet. Der Teufel, nicht minder ein gestürzter Engel, leidet an einem Blutmangel, und geizig besteht er auf dem einen Tröpfchen Blut des Menschen, der sich zu ihm in ein Schutzverhältniß begeben will. Goethes Mephisto sagt ja:

Blut ist ein ganz besonderer Saft,

Du unterzeichnest dich mit einem Tröpfchen Blut.

Hat der Todte kein Blut, liegt aber im Blut die Seele, so ist es die Pflicht des Ueberlebenden, ihm diesen Mangel zu vergüten, und zumal wenn er unschuldig den Tod erlitten hat, ihm sein Blutträcher zu werden. Von der germanischen Blutrache sind ausgenommen und befreit Geschwister gegen Geschwister, denn so verlangt es das Naturgesetz der Blut-Treue, welches als erstes vor jedem andern gilt. Erst wenn einmal Geschwister die Sippenschaft brechen und Brüder sich bekriegen, erst dann wird bei so unerhörtem Frevel, wie die Edda ausdrücklich sagt, der Untergang der Welt heran nahen. Obenan steht im Gesetze die Erfüllung der Sippenschaftspflichten, aber

deren erste Folge ist dann das Gebot der Blutrache. Das Rachegeübde, das der Bataver Civilis gegen die Römer schwört, das die Chatten bei Tacitus ablegen (Germ. 30) und die 6000 Sachsen (bei Paul. Diaconus) gegen die Schwaben, läßt nicht den geringen Aufschub zu, erst noch die Hände zu waschen, die Nägel zu schneiden, die langen Haare zu kämmen und in Locken zu schürzen, ein Kleid zu wechseln, bevor der Feind und Todtschläger darnieder liegt. Hilde erweckt jede Nacht die erschlagenen Hedninge auf der Balstatt durch Zaubergefänge, damit sie die unentschieden gebliebene Schlacht von neuem ausfechten; denn Blut fordert immer wieder Blut. Und dieser Kampf, sagt Skaldaskaparmal, soll fortwähren bis zur Götterdämmerung, d. h. bis zum jüngsten Tage soll die Blutrache den Odhinnsdienere nicht ruhen lassen.

Längst ist dieses furchtbare Gesetz untergegangen, gleichwohl bricht es noch allenthalben in der Empfindung und Erinnerung durch. Die Spuren rechtswidrig vergossenen Blutes lassen sich von keiner Mauer abwaschen, z. B. das Wallenstein's in Eger; sie schlagen unter jeder Lünche frisch hervor. Von Konradin's Tode zu Neapel gieng die Sage, ein Adler sei vom Himmel herabgeschossen, habe seine Fittiche durch das Blut des Enthaupteten gezogen und sich damit wieder in die Lüfte geschwungen, Blutrache drohend; auch die Wände der Kapelle, welche über jene Hinrichtungsstätte erbaut wurde, seien beständig feucht geblieben. S. Holland, Bayerns altd. Dichtkunst, 540.

Todtschlag konnte zwar später mit Geld abgekauft werden, so daß nur der mit Blut bezahlen mußte, der keinen blutigen Heller mehr hatte, also nicht mit Gut bezahlen konnte. Aber man weigerte sich dieses Ersatzmittels; ich will, sagte der Vater, dem der Sohn erschlagen war, meines Sohnes Seele nicht im Geldbeutel tragen. Und so hatte die am Mörder vollzogene Todesstrafe darin ihren rechtlichen Begriff, daß für das vergossene Blut des Ermordeten dasjenige des Mörders zum Ersatz dienen sollte. Frisches Blut an die Pfosten des Bohnhauses gestrichen, bezeichnete beim Hebräer schon eine neuerdings

zum Leben bestimmte Stätte; an ihr gieng der Engel, der die Erstgeburt schlägt, unschädlich vorüber. Auch befiehlt Moses sowohl für den Todschläger, der eine Seele unversehens und unwissentlich schlägt, als auch für den Bluträcher selbst, Freistätten zu errichten, dahin er fliehen möge und nach Vollzug der Rache nicht noch durch die Sippschaft seines Gegners sterben müsse. Die deutsche Sagung verfügt Aehnliches. Dem durch das Gesetz Hingerichteten kommt kein Bluträcher mehr zu, Niemand aus seiner Sippschaft darf seinen Tod „äfern.“ Damit ist der Familie des Erschlagenen und des für den begangenen Todschlag Hingerichteten die Ausübung der Blutrache entzogen, und wie es im Alten Testamente heißt: „Mein ist die Rache, spricht der Herr,“ so ist hier Alles dem im Namen Gottes waltenden Gerichte übergeben. Dieses wurde nun selber die Verkörperung des um Rache schreienden Blutes; die Richter mußten nemlich einen flüchtig gewordenen Mörder an drei Gerichtsstätten zu dreien malen verschreien, oder man veranstaltete, wenn der gemuthmaßte Mörder sich stellte, jedoch die That leugnete, das Bahrgericht. Dieses stützte sich auf die Voraussetzung, daß beim Erscheinen des Mörders vor der Leiche des Ermordeten diese von neuem aus den Wunden Blut ausschwißen oder aus dem Munde schäumen sollte. Man erwartete, wenn der Mörder den verlangten Reinigungseid meineidig ablege, so werde das in der Leiche stockende Blut unter Mitwirkung der Gottheit sich empören und neu aufwallen. Das Blut kreucht, wo es nicht hingehen kann, sagt ein niederdeutsches Sprichwort. Es konnten Gährungsausbrüche des sich zersezenden Blutes wirklich erfolgen, die man für ein Ausbrechen frischen Blutes hielt, wie denn aus dem Munde Ersticker unter wiederholtem Schäumen Klumpen schwarzen Blutes hervorgestoßen werden. Aber auch auf künstliche Mittel verfiel man. Der Beklagte mußte die Wunden mit einem wollenen Meißel, mit einem Pfropfen aus Schafwolle und ähnlichen Reizmitteln auf Befehl auffrischen, um sehen zu lassen, ob nicht mindestens Blutwasser fließe. Oder mit nackten Füßen, vom Henker am Stricke gehalten, mußte er über die am Boden liegende Leiche



hinüber schreiten. Hier steigerte sich die Angst und erpreßte unfreiwillig das Geständniß. „Denn wo du für gerichtet solt komen und die welt sampt deinem eigen gewissen dich überweisen kan deines unreinen lebens, so wird dir bald das blut unter augen schießen.“ Luther 6, 61 in Grimms Wb. 2, 171. War das Bahrgericht unmöglich gemacht durch Verwesung der Leiche oder durch Zerstückung und Verschleuderung, so behalf man sich mit einem Wahrzeichen von ihr; ein einzelner Knochen wurde zu Gericht gebracht, die Mordklage angehoben und der Reinigungseid unter den gleichen Vorbereitungen auf das bloße Knöchlein abgelegt. Auch dieses sollte den Meineidigen auf der Stelle mit Blut überspritzen.

Hier muß ich für diesmal der Arbeit eine Schranke setzen. Die Rechtsfagen selbst vom Bahrrecht, vom klingenden Knochen und vom Erbsäzknochen kommen im vierten Abschnitte dieses Buches zur Behandlung.

# Ohne Schatten, ohne Seele.

Der Mythos vom Körperschatten und vom Schattengeist.

---

Das Buch ist Eigentum der

Bibliothek der Universität zu Göttingen

Es scheinen die im Volke noch lebenden Vorstellungen über den Schatten die wissenschaftliche Aufmerksamkeit nur selten erregt zu haben, wenigstens wollte es der hier folgenden Mittheilung nicht glücken, in unseren neueren Sagensammlungen Belangreicheres und Anderes darüber aufzuspüren, als was Menzels Odin S. 32 und Wolfs Beiträge 2, 347, beide auch nur vorübergehend, dazu angemerkt haben. Wichtig aber muß dieser Gegenstand gleichwohl sein, schon wegen der ausgedehnten Rolle, welche in der Landwirthschaft der physische Schatten spielt, vorerst noch ganz abgesehen von seinem Bruder, dem metaphysischen Schatten, der das Gebiet der Geisterwelt und des Aberglaubens nicht minder betriebsam fortwährend anbaut: denn nach dem physikalischen Schatten pflegt unser Landmann Alles, von seiner eigenen Person an bis zu den kleinsten Dingen herab zu verwerthen, was da von Lebendigem in seinem Besitze und seiner Umgebung ist. Er bemißt und berechnet Dinge und Wesen nach ihrem Schattenwurf, benennt sie darnach und bestimmt darnach ihre Dauer und ihr Schicksal. Er denkt sich Element, Weltgegend und Gestirne von den Einflüssen dieses geheimnißvollen Wesens gelenkt; er sieht Witterung und Jahreslauf abhängig davon; Mensch, Thier und Pflanze unterscheidet er in schattenwerfende oder schattenmildernde, in schattenhäufende oder schattenlose. Und so hat er nach jenen mundartlichen Benennungen, die er dem vielfachen Wechsel des Schattens giebt, bald entweder seine ganze Landschaft zubenannt, bald hat er dem Hauptstrom in ihr, dem Gebirge, dem Bannwald, er hat sich selbst oder seinem Grenznachbar einen

damit zusammenstimmen den Eigennamen beigelegt. Kurz dieser Schatten ist dem Aelpler und Sennen noch jetzt seine älteste Stundenuhr, sein ältestes Grenz- und Markenmaß, sein leiblicher Vor- und Nachtreter, sein Doppelgänger und als solcher sogar noch seine Lebens-Assicuranz. Darum giebt er dem Schatten gern die Ehre, wenn die Rede auf scheinbar geringe, in ihren Folgen jedoch wesentlich wichtige Umstände kommt, und sagt sprichwörtlich: die Sache freilich ist klein, aber ihr Schatten ist lang.

Mit demselben Sprichworte meint diese hier beginnende Arbeit auch auf sich selbst deuten zu dürfen. Sie hofft mit ihrem schmalen Gegenstande und beschränkt auf den Raum eines bloßen Aufsazes mit den nachfolgenden Erbsäzen und Sagen, die der Schatten in dem Glauben der Bevölkerung des schweizerischen Aarthaales besitzt, manches in der deutschen Sprach- und Sittengeschichte aufhellen und damit bis zum germanischen Mythos vom Schatten vordringen zu können.

Betrachtet man zuerst die Volksvorstellungen über den physikalischen Schatten, so sollte man wohl glauben, daß dem Südländer der Schatten und dem Nordländer das Licht als das vorzugweise Erwünschte gelten müßte. Die beiden Racen sollten in Verwerthung von Licht und Schatten sich so widerstreiten, wie sich ihre Zonen klimatisch widersprechen. Allein dem ist in Wirklichkeit doch nicht also, sondern es stimmen die Beiden gerade darin vielfach überein, daß sie Sonne und Mond, Mittag und Mitternacht, absolutes Licht und absolutes Dunkel als zwei gleich gefährliche Gewalten betrachten und deren Einfluß scheuen. Dem Südländer ist der Mittag ein Stocken und Stillstehen der Zeit; nichts, selbst die Gottheit nicht, ist dann mehr wirksam und wach. Dem Griechen schläft dann entweder der Pan oder er ist gar gestorben, Apollo versendet seine Pestpfeile, das giftige Mittagsgespenst der Empuse schleicht umher, das ewig bewegte Weltmeer steht stille, als ein Riesenfisch streckt es sich in der Sonnenschwüle zum Schlafe hin: „Auf schweigendes, windstilles Mittaglager sinkend, in Ruh gewiegt.“ (Aeschylus, Agamemnon). Gleicher Weise ohnmächtig soll der Juden Gott

um Mittag sein, denn die Feinde sprechen von ihm höhrend:

Er dichtet, er ist über Feld, er schläft vielleicht.

I Könige 18, 27. Wohl läßt sich solches aus dem vernichtenden Brande der tropischen Mittagssonne begreifen; wenn da die heiße Luft ihr zitterndes Wogen beginnt, nennt es selbst die abgehärtete, altarabische Poesie die unglücklichste Lage, als ein Wanderer zu Fuß des Weges daher kommen zu müssen. Ein darüber handelndes Gedicht, die Frau von Temim, hat Fr. Rückert übersetzt: Morgenländ. Sag. u. Geschichte. 2, 33. Die durch die Sonnenhitze des Mittags entstehende Seuche (*λοιμός* bei Homer) macht es nöthig, daß man sich hinter vielfach geschichteten, feuchten Thierhäuten verbirgt. Wenn Proteus, der okeanidische Titane, um Mittag aus den Meeresstiefen emporsteigt und seinen Mittagschlaf hält, ruht er in<sup>1</sup> Mitte seiner Robbenheerden, die einen unerträglichen Geruch von sich geben. Um den Schläfer so erblicken zu können, hüllt sich Menelaos mit dreien seiner Gefährten selber in Robbenfelle. Aehnlichen verderbenschwangern Dunst athmet Pan aus, wenn er des Mittags schläft, und die Menschen hüten sich dann wohl vor jedem Geräusche, um ihn nicht zu wecken. Der Ziegenhirte bei Theokrit sagt:

Nein, wir dürfen nicht, Schäfer, wir dürfen nicht flöten  
des Mittags,

Scheuend die Rache des Pan; er schlummert, vom Tagen  
ermüdet,

Immer um diese Zeit, und leicht ist der Böse zu reizen.

Zürnend schnaubet er stets aus der Nase die bitterste Galle.

Ebenso betet der römische Hirte beim Palikienfeste zur Pales (Ovid. Fast. 4, 721), die Göttin möge ihn bewahren, den Faunus erblicken zu müssen, „wenn dieser in Mittagsglut die Felder betritt.“

Allein auch die Nacht gewährt dem Südländer nicht das Gefühl des Friedens und Schutzes. Sie geht ihm zu glanzvoll und leuchtend auf; die Klarheit ihrer wesenlosen Luft, weithin ausgebreitet über den Rand der leeren Wüste, peinigt ihn mit der Vorstellung grenzenlosen Alleinseins. Das scharfkantige

Mondlicht, der kaltblickende Glanz des Sternbildes erinnert ihn an das blankgeschliffene Schwert des Stammfeindes und Bluträchers. Wo er zeltlos übernachten muß, da droht aus dem Nachtschatten die Seuche und der Tod auf seine Glieder niederzufallen. „Es geht daher ein Unglück von Mitternacht, ein großer Jammer, die Schatten werden groß.“ Jerem. 6. 1, 4. So bleibt er dem Tage und der Nacht bloßgestellt, wie ein schildloser Krieger den lauernden Pfeilschüssen der Gegner. Nicht unter diesem ehernen Himmel kann er Schirm, Schutz und Schatten finden, drum sucht er sie außer aller Welt unter Gottes Flügeln. Hievon sprechen die Psalmen 57. 91 und 121: Unter dem Schatten deiner Flügel habe ich Zuflucht: Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der erschrickt nicht vor dem Grauen der Nächte und vor den Pfeilen des Tages. Der Herr ist dein Schatten über deiner rechten Hand, daß dich des Tages die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts.

Mit Anfang der Nacht, sagen die Rabbinen, läßt Gott alle Thüren des Himmels zuschließen und die Engel sitzen schweigend dabei, und schickt die bösen Geister in die wilde Welt, und wem sie in der Nacht begegnen, den beschädigen sie. Aber nach Mitternacht schreit man im Himmel aus, daß man die Thore gegen Tag wieder aufschließen möge. Das hören die Hahnen hienieden auf Erden und fahen an zu krähen. Alsdann verlieren die bösen Geister ihre Kraft. Daher lautet das Brachach oder Dankgebet, das man am Morgen beim Hahnenruf spricht: Gelobet seist du Gott, Herr aller Welt, daß du dem Hahnen Verstand hast geben. Buxtorf, Judenschul. Basel 1643, pag. 170.

Ganz Aehnliches liegt nun auch in der Naturanschauung des Deutschen. Die Sonne heißt ihm freilich vorzugsweise die liebe Frau, vom Volksliede wird der Mond der gute, und von der Edda die Nacht die Traumsfreundin genannt. Und doch erscheinen dann wieder beide, Sonne und Mond, Tag und Nacht, ebenso oft als eine riesige Uebermacht, die entweder heimtückisch das Leben beschleicht, oder übermüthig plump und mit

plötzlichem Anfall es erdrückt. Nicht aus den klimatischen Contrasten allein entspringt ein solcher Widerspruch, sondern weit mehr aus der Unzulänglichkeit des menschlichen Denkens, wenn es das Höchste als ein unabänderlich und mitleidslos Angeordnetes verwerthen soll, wenn es das Unentbehrlichste als ein ewig Wechselndes und Dauerloses begreifen soll. Denn, damit ist nicht abgeholfen, daß man es — wie wir neuzeitlich sagen — durch das Gefühl auffasse und es nachempfinde. Eben in der Empfindung läßt sich dasjenige nicht unvermischt fassen, was der Sinnesforschung zu tief sich verbirgt, oder was überallmächtig sich ihr aufdrängt. Alles, was so dem Denken unbegreiflich bleibt, das verwandelt sich der Vorstellung in ein Zweiseitiges und Zweideutiges, in ein Rechts und Links, kurz in unreine Symbole des Glaubens. Dann entsteht der schefflige Aberglaube und leihet den höchsten Potenzen die unwürdige Farbe seiner eigenen Halbheit und Rathlosigkeit. Bald ist ihm Bertha, wie es ihr Name besagt, die lichtstrahlende, freudeverbreitende Göttin, bald wieder eine in die Ruhhaut gehüllte, nächtlich schreckende Eisenbertha (Panzer, Bair. Sagen 2, Nr. 184). Bald ist ihm Hulda, ihrem Namen entsprechend, die allen Menschen holde Frau, bald wieder ein kinderfressendes Gespenst, Frau Holle. Der an den Wurzeln seines Wortes, gleich dem elektrischen Funken am Drahte, weiter springende Begriff ist nicht der letzte Grund dabei, woraus diese irre Zweideutigkeit entstehen muß. Denn wenn die Wörter Huld und hold ein Geneigtsein ausdrücken, so wird die darnach benannte Göttin Hulda zwar anfänglich als ein hold sich vorwärts beugender, als ein behütender Schutzgeist sich zeigen, sie wird dann aber eben deshalb auch als ein Schattengeist aufgefaßt werden müssen, der das von ihm mit Eifersucht Behütete um so geziiger überdeckt und des Gänzlichen verhüllt und verdunkelt. Dadurch eben wurde Wodans lichte Gemahlin zur verhohlenen Schattengöttin (altnord. bedeutet huld obscuritas. Myth. 250. 899), oder zum irreführenden Zauberweibe, welches dem Wanderer in den schwedischen Einöden mit trügerischen Dampfsgebilden und Luftspiegelungen gastliche Bauernhöfe vorgaukelt, Hullahöfe ge-



nannt; oder gar zur zauber siedenden Here Huldr. Einem und demselben Wortstamme also impft der in sich selber schwankende Begriff die sich wieder aufhebenden Begriffe ein von Schatten und Licht, von Schwarz und Weiß, von Böse und Gut, und in diese zwei Widersprüche zerfällt dem irren Menschengeniste alles Dasein und alle Zukunft. Se nachdem eben Muth oder Verzagttheit mehr in ihm vorherrschen, malt er sich jene Geisterherrin Hel doppelfarbig aus, schillernd zwischen Licht und Schatten, die Göttin der Unsterblichkeit wird ihm ein Zwitter, elsterfarbig, halb schwarz und halbweiß. Bemerket er das Walten der Naturkräfte, wie sie aus dem dunklen Erdinnern und aus dem blanken Aether ausströmen, so erdenkt er sich dafür die Reihe jener zahllosen Licht- und Scharz-Elbe, die einen mit ihrer schicksalsvollen Freiheit, die andern mit ihrem nicht minder gefährlichen Humor; die einen bald negerhäuptig, kraushaarig, mißgestaltet und schwarz bemantelt; die anderen blondlockig, kinderlieblich mit Schwanenflügeln und weißen Gewändern. Es sind dies eben so viele positive als negative Pole, die hier im Glauben und in der Vorstellung, gleichwie anderwärts in der Physik, bei gegebener Berührung mit andern Körpern, bald die eine polarische Kraft, bald die andere vorherrschen lassen, ohne daß doch die entgegengesetzte als absolut unterdrückt zu betrachten wäre. Es ist dieses Schwanken und Ueberschlagen der Potenzen in ihre Gegensätze mythologisch bisher am rundesten nachgewiesen worden durch Weinhold in den Sagen von Loki. Die milde Frühlingswärme steigert sich allmählich zur brennenden Gluth der Hundstage, um sich dann eben so rasch wieder zu verflüchtigen. Diesem Satze gemäß läßt die Edda aus dem Feuergotte Loki (Lohe) einen scherzenden und spielenden Göttergenossen werden, dann einen unwürdigen Poffenreißer, einen schadenfrohen Ränkeschmied, endlich den hündisch schmähenden und frevelhaften Götterfeind. Der Feuergott wird ein Geist der Vernichtung, ein verzehrendes und fressendes Feuer, wie es von Jehovah gesagt ist. Der Licht- und Wahrheitsfreund schlägt in den lichtscheuen Satan um, der Lebensgott Loki wird zum außerweltlichen Schattengott Utgardhaloki; da wird er

zum kinderfressenden Moloch, zum Weltenwolf, welcher Sonne und Mond, ehemals die Kinder seiner Lust, zugleich verschlingt. Was noch von wirklicher Göttersubstanz an ihm ist, ist allein das grob dynamische, die unfaßbar ausweichende Flamme, die sich wie eine giftige Schlange glatt und behende wendet und nur so lange unschädlich ist, als sie gleich der Lüge in ihren eigenen Schlingen gefangen, in ihrem eigenen Rauche sich erstickt. Festgebunden mit dem siebenfachen Bande Gleipnir liegt dann der zum Zerstörer gewordene Erzeuger am Felsen seiner Pein, haßt Menschen und Götter, Menschen und Göttern gleich verhaßt.

Betrachten wir nun zuerst die Volksmeinungen, welche über die Mittagssonne bei uns gelten, so ergiebt sich dieses Gestirn keinesweges als ein so vollständig gnadenreiches, daß es über Gerechte und Ungerechte in gleicher Milde bei uns aufgeht. Schon in Parzival (247, 26) wird die Sonne angerufen, um mit Schaden zu schlagen und einen Unheilstifter zum Lande hinauszuschleichen: *ir sult varen der sunnen haz!* Bei uns wird der Schein der Sonne mit Vorsicht abgewehrt und die Mittagssonne gemieden. Da wandeln die verwünschten Schloßjungfern umher und legen auf weißen Tüchern die weißen und schwarzen Bohnen aus (Aargau. Sag. 1, 225), wer ihnen nicht rechtzeitig ausweicht, der ist den Geistern verfallen und muß mit nächstem Jahre sterben.

Vom Mittagsteufel, dem daemon meridianus, leiteten die Kirchenschriftsteller des 6. Jahrhunderts eine Reihe Krankheiten her, es wurden seinetwegen die Kirchen in der Mittagsstunde zugeschlossen, die sonst den ganzen Tag bis zum Abendläuten offen stehen sollen. Die Pest selbst hieß damals *morbus meridianus*, wie noch die Lausiger *Smertniza* die mit dem rothen Tuche um Mittag erscheinende Pestjungfrau ist. Wir werden nachher die Waldfrau *Meridiana* als angebliche Gemahlin und Todesbotin des Papstes *Sylvester II.* kennen lernen. Unser Mittagsgespent heißt *Kornkind*, *Kornengel*, im Waatlande und

Kanton Wallis Le plorant, Le pleureur, der Greiner; es liegt weinend Mittags in hohen Kornfeldern, wer aber mittelmäßig hin eilt, um es aufzuheben, der muß noch selbiges Jahr sterben. Argau. Sag. 1, 344. Oder es ist die kinderraubende Kornmuhme, die Roggenfrau; ein Weib, das mit ihrer Sichel den Mädchen, welche in Leinfeldern jäten, den Kopf abzuhaueu droht. Müller-Schambachs Ndsächs. Sag. und Gräfers Sächs. Sag. erzählen davon. Sie heißt in Wolfs Ndl. Sag. Nr. 491 die Lange Frau, denn sie ist noch einmal so hoch als das reife Korn, in dem sie sitzt, und nimmt zugleich die ganze Breite des Weges ein; da läuft sie den Vorübergehenden nach und schlägt die Entspringenden mit einem Aehrenbüschel ins Gesicht. Auch in Thiergestalt kommt der Mittagsgeist. Im Surra kriecht er bei ungewöhnlich heißer Sommerszeit in Drachengestalt aus dem Hochwalde herunter und heißt der Stollenwurm. Als Bock sonnt er sich am Charfreitag-Mittag bei gutem Wetter auf der Ruine Hagberg, die beim Solothurner Städtchen Olten liegt, wirft aber keinen Schatten. Als Nachmittagslamm graßt und blökt er im Tobelhölzli in der Argauer Gemeinde Ober-Siggenthal; es ist verboten, nach dem sonst friedfertig scheinenden Thiere zu gehen. Naturmythen, S. 90. Das Aleman. Kinderlied verzeichnet mehrfache Meinungen, wonach die Sonne kleine Kinder frißt; man darf die Bindeln vor des Kindes Laufe nicht in der Sonne trocknen (Nr. 630), man muß das Tauffind tief überdeckt zur Kirche tragen, damit es Wind und Sonne nicht fressen (Nr. 662), man muß die Sonne bedrohen, dem Kinde ja nicht in die Augen zu scheinen (No. 962). In der Liederfibel steht als Mahnung zum Frühaufstehen:

Wenn die Sonne mit hellem Schein  
 Euch schauen will ins Bett hinein,  
 Kinder, springt geschwind heraus,  
 Sonst sticht sie euch die Augen aus.

Ein böhmisches Märchen erzählt, eine gütige Fee habe einmal der kleinen frommen Tochter einer in Armuth gerathenen Wittwe bestimmt, daß jedes Haar, welches dem Kinde ausgekämmt

werde, zu einem Goldfaden, und jede Thräne, die es weine, zu einer Perle werden solle; allein das Kind müsse behütet werden, daß nie ein Sonnenstrahl sein Antlitz treffe, oder es würde sonst von großem Unglück befallen werden. Einmal aber berührte doch ein Sonnenstrahl das Gesicht des Mädchens und sogleich war es in eine goldene Ente verwandelt und flog davon. Märchensaal v. Kletke. Bd. 2, S. 124. Allbekannt ist der Glaube, ein Kind werde sommersprossig, das man in seinem ersten Vierteljahre viel in die Sonne trägt, und man müsse rüdig werden, wenn man in der Morgensonne bei der Feldarbeit schwigt. Am gefährlichsten erschien dieser Einfluß der Sonne am Tage der Sommer-Sonnenwende, am Johannis-tage. Mit dem von seiner Höhe wieder abwärts gehenden Gestirne weicht auch die Lebenskraft auf der Erde, mit dem sommerlichen Lichte stirbt auch der Lichtgott. In Uhlands Lied Sonnenwende steht übereinstimmend:

Ihrer Göttin Jugendneige  
 Fühlt die ahnende Natur,  
 Und mir dünkt, bedeutsam schweige  
 Rings die abendliche Flur.

Um Johanni darf man nicht klettern, nicht baden, nicht im Gewitter spazieren gehen, sonst stürzt man zu todt, ertrinkt, wird vom Gewitter erschlagen. Der helge Zink Jan will drei Dhuden han, sagt man im Bergischen vom 24. Juni. Montanus, Volksfeste 1, 34. Im Aargau: Johanni muess drei Mâ hä. Da die Sonne vom Weltenwolf verschlungen zu werden droht, so begeht man am 23. und 24. Juni zu Savilly das kirchliche Fest des Grünen Wolfes, la fête du Loup-Vert; ein Wolf, sagt man, habe der hl. Nonne Osterberta im Kloster Savilly, vier Stunden von Sumiéges gelegen, ihr Gelehn zerissen, und mußte ihr dann statt dessen die Klosterwäsche heim transportieren helfen. Der Tag wird dorten mit einem kirchlichen Ledeum, Johannisfeuern, Mahlzeiten und Festprozessionen begangen. Liebrecht, zu Gervas. v. Tilbury pag. 209. Ebenso wird in der aargau. Stadt Zofingen die Winter Sonnenwende von Zechern festlich begangen; „man muß ihr helfen, sich dre-

hen," sagt man daselbst. Anderwärts wird in dieser Nacht das Johannisblut gepflückt, *Hypericum perforatum*; es führt den Beinamen Sagenteufel. Das Blutbad der Nibelungen tritt in der gleichen Zeitfrist ein:

ze einen sunnewenden der grôze mort geschach (2023).

Zum andern Hauptgestirn, dem Monde übergehend, würde es hier am unrechten Orte sein, wenn man sich auf die vielfachen Einzelheiten einlassen wollte, die dem günstigen oder ungünstigen Einflusse der Mondphasen zugeschrieben werden. Der Mond, sagt man bei uns, ist ein Doppelwesen, sonst würde er nicht bald kleiner, bald größer. Er wird also von der Volksmeinung ebenso, wie es in den vorausgegangenen Sätzen an der Sonne gezeigt worden, als ein Blendling und Zwitter aufgefaßt. Mithin ist in dieser lausehenden Untersuchung nur dasjenige von Belang, was dem Mondlichte Gleichartiges unter jenen nachtheiligen Wirkungen zugeschrieben wird, die bereits vom Sonnenlichte geltend gemacht sind.

Man kennt die scheußlichen Kinder, die der vorhin erwähnte Gott Loki erzeugt hat, welche mit ihrem ungeheuerlichen Hunger die Weltordnung zu vertilgen drohen: der Sonnenhund Sköl und der Mondhund Hati, welche das Tag- und Nachtgestirn verschlingen. Mondblut nimmt das Schweizer Landvolk nicht als bloß etwas Figürliches, sondern als materiell Vorhandenes an, wie ihm denn der Mond selbst rein als ein leiblich lebender Geist vorschwebt. Es fallen Blutstropfen aus dem Mond herab. Es ist daher vom kranken Mond (*Luna deficiens*, bei Rhabanus *laborans*), vom bösen Wädel die Rede. Wie er selbst durch den drohenden Mondwolf leidet, so schickt er seine Wolfplagen und Krankheiten auch auf die Erde herunter und steckt diese mit an.

Zur Zeit, wo dann ein Sterben eintreten soll, wird der Mond blutroth und sein Bild in ihm gestaltet sich aus einem Schiffchen in einen Sarg um. Dies geschieht in der Mitternachtsstunde. Der Mondwolf und der Mondmann verschlingt Nachts zwölf Uhr die Welt. Es heißt der Auszählspruch im aleman. Kinderliede (No. 228);

nün, zöh: git e Chräh;  
 ölf, zwölf:  
 git es Chrätteli volle Wölf.

Und übereinstimmend in G. Meiers schwäb. Kindereimen Nr. 42:  
 Um zwölf kommt der Mâ,  
 und isst Alles z'samme na (hinab).

Wenn sich an der Bretterwand eines Wohnhauses auf Island des Abends bei Lichte ein Halbmond (tünagl hálfr, Halbzunge) zeigt, so heißt man dies einen Urdharmáni, den Mond der Norne Urdhr, und ein allgemeines Sterben wird dann folgen. *Cyrbyggjafaga*, c. 52. Bei Mannhardt, *Mythen*, pag. 555.

Gleichwie die Sonne kleine Kinder zu fressen droht, so ist auch der Mond ein Kinderräuber, der die beiden Kinder Widfinns gestohlen hat. In Grimms *KM.* Nr. 25 frisst die Sonne die kleinen Kinder und der Mond spricht zu ihnen, ich rieche Menschenfleisch. Bei unseres Goethes Geburt wirkt er mit seinem Gegenscheine, da er eben voll wird, so mächtig ein, daß das Dichterkind nicht eher zur Welt kommen kann, als bis jene Planetenstunde vorübergegangen ist. Naschende Kinder, die zugleich läugnen wollen, läßt man in Altbaiern die Formel nachsprechen:

Hab i's tó, ve'schluck mi der Mò!

Panzer, *Bair. Sag.* 2, Nr. 118. Und aus Württemberg bringt G. Meier denselben Reim bei; aber noch auf die Sonne mit ausgedehnt (in Wolfs *Jtschr.* f. *Mythol.* 1, 169):

haun i's daun, so komm i in Maun.

haun i gsponne, so komm i in d'Sonne.

Der Mond ist also überall Wohnort der Verwünschten. In ihm büßt die Spinnerin mit ihrem Rockenstiel, die des Nachts zur Unzeit fleißig gewesen; in ihm der Dieterle, welcher am Feiertage bis in die Kapelle hinein den Hirsch gejagt hat; das Tangelimandli, welches die Sense zur Nachtmahd gedengelt; das Bündelimandli, das am Feiertage im Bannwald Reiser gebunden hat, es muß dorten die Sense dengeln, oder an seinen Reifig- und Strohwellen fortbinden. Von den körperlichen Uebeln nun, welche der Mondschein veranlaßt, will ich nur

einige hier aufzählen. Mit dem adject. mönig bezeichnet unsre Mundart Alles unter widriger Constellation des Mondes Erzeugte und dadurch Mißrathene. Mönige Aepfel sind verglaste, wässerige; mönige Weiber irrsinnige; mönig heißt im Nothlauf einer der sieben Hauptmängel, welche den Kauf gerichtlich rückgängig machen. Vieh, das man im mondbeschiedenen Bache tränkt, geht dadurch zu Grunde; Menschen die daraus trinken, werden kropfig und kretinenhaft. In des Hypochonders Mondlied von Lenau heißt es:

Tief in den höchsten Steirerfelsen  
 Kenn ich ein Dörflein, wo man meint:  
 Der Mond wird schuld an dicken Hälsen,  
 Wenn er in einen Brunnen scheint.

Scheint der Mond auf ein noch ungetauftes Kind, so wird es mondsüchtig (Myth. Abgl. Nr. 1034), scheint er außs Ehebett, und der Mann geht zum Weibe, so werden mondsüchtige Kinder daraus; daher rührt, bemerkt Schönwerth (Oberpfalz 2, 65. 66), bei unsern Bauern der Ursprung und Brauch der Bettvorhänge und des Betthimmels. Der Seemann hütet sich, im Schlafe sein Gesicht dem Vollmonde zuzuwenden, er würde mit Blindheit geschlagen werden. Myth. 678. Also tritt auch hier, wie vorher in Folge des Sonnenlichtes, ein Zustand ein, den unser Alterthum helblind, todesblind nannte, und über den nachher noch geredet werden muß, wenn von Sonnen- und Mondsfinsterniß gehandelt wird.

Nachdem nun die Vorstellungen entwickelt sind, die über Licht und Gestirn giltig waren oder sind, kommt ihr Gegentheil in Betracht, der Schatten.

Gleichwie man den Schatten physikalisch als Mangel an Licht bestimmt, so nimmt ihn die Volksrede als synonym mit schwarz, links, falsch, unfrei, schädlich und verdammt. Diese Bedeutungen sollen der Reihe nach aufgewiesen werden. Wir beginnen den ersten Abschnitt dieser Arbeit, welcher handelt:

## I. Vom Körperschatten.

Der Norden und die Nebelöde ist die schwarze Weltgegend, von dorten her kommt das Kindergepenst, der Schwarze Mann, über welchen schon Geiler von Kaisersberg gepredigt (Prediger Deutsch. Augsb. bei Hans Dtmr 1508. Bl. XLII.), gleichwie nach der Edda der Vernichtungsgott Surtr auftritt, der Schwärzer, der einst beim Weltuntergange mit seinem alles verfinsternden Rauche die Gestirne auslöschen wird. Seinen Namen trägt die Braunkohle, die auf Island Surturbrand heißt. Das ohne Licht gelegene Land ist das Schwarzland, gegenüber dem fruchtbaren und sonnigen Weißland. *Altn. surtr*, goth. *svarts*, *ahd. suarz*, vergleicht J. Grimm *GD Sprache* 1, 412 dem Sinne und dem Lautgesetze nach dem lat. *surdus*; *surda tellus* ist das unfruchtbare Schwarzland. Die zwei Nachbarschlösser am Aargauer Rhein Weißwasserstelz und Schwarzwasserstelz sind je nach ihrer südlichen oder nördlichen Lage zubenannt. Unsere Schwarzenbäche und Schwarzachen entsprechen dem „schwarzen“ *Cocytus* in dem von dreifacher Nacht umgebenen Tartarus (Hesiod. *Theog.* V. 726). Die Solothurnische Amtei Schwarzbubenland ist so geheißen nach ihrer geschlossenen Lage im Jura Gebirge, und dagegen das Weißland nach einer offenen Lage im Berner Oberlande. Ein Schwarzwald (*Myrkvidh*) bedeckt uns den Hochnorden Scandinaviens, ein anderer das Gebirge um Einsiedeln in Schwyz, ein anderer den badisch-württembergischen Gebirgsstrich. Schwarzwind und Wälderbise heißt uns der Nordwind, Schwärzibirne die wildwachsende Mostbirne. Das Wetterloch, aus welchem an unserem Horizonte das Unwetter aufzieht, nennen wir Chrisiloch, es umzieht sich schwarz wie unsere Schwarzkirschen. *Git's Räge?* fragt man daher das Kind, welches Schwarzkirschen gegessen und den Mund noch nicht sauber gewischt hat.

Das behütende Dunkel wird selber zum verdeckenden Hut. Der Hades trägt einen unsichtbar machenden Helm. *Il.* 5, 845. Die Helleppe, mit der die finstre Todesgöttin Hel im Nebellande sich birgt, ist Siegfrieds Nibelungisches Tarnkleid und



jene Darnkappe, mit welcher (im ahd. Muspilli) der Teufel sich verhüllt: daz der tiuval kitarnit stentit. Der Norden selber ist in den Aargau. Sag. (vgl. daselbst im Register: Hut und Schwarz) ein schwarzer Filzhut, und wenn mit ihm die Götter das bessere Wetter machen, heißt er Nebelspalter. Auf diese zwei Regen- und Schattenhüte bezieht sich ein Kalenderanspruch:

dört durh-ab wie ne Wullhuet:  
und dört durh-ab wie ne Schinhuet:  
denn isch s'Wetter guet.

Wenn der Wilde Jäger seinen Hut von glänzendem Wachs-  
tuch aufsetzt, so bricht ein achttägiger Platzregen los. Aargau.  
Sag. 1, 176. Der Hut des Wapper, des Antwerpner Stadt-  
gespenstes, ist ein Eisentopf. Wolf, Ndl. Sag. Nr. 379.

Der Schwarzkünstler muß seine Beschwörung nordwärts  
gekehrt sprechen; nach Norden, nach Blåkulla (blå bezeichnet  
leichenblaß und todtschwarz), nimmt die Hexe in Schweden  
ihre Ausfahrt. Der Thurmwächter zu Greifswalde darf am  
dortigen Nikolaithurme nur aus drei Fenstern blasen; aus dem  
vierten, das nach Norden geht, leidets der Teufel nicht und  
der Magistrat solls verboten haben. Temme, Pommer. Sag.  
Nr. 119. Nach Norden ist der Galgen errichtet; nur weil er  
kahl steht, heißt er der lichte Galgen, sonst aber der Nord-  
halbenbaum, der Laublose, der Kalte Baum. Grimm, N.N.  
682. 808. Nordwärts gekehrt und mit der linken Hand muß  
der Liebestrank getrunken, der Zaubersud und Feldschaden aus-  
geschüttet werden. Moses und Aaron nehmen ihre Häute voll  
Ruß, sprengen ihn gen Himmel, und böse Blattern fahren auf  
bei Menschen und Vieh in ganz Egyptenland. Die heidnische  
Hellia lag gegen Norden; drum sagt der Oberpfälzer, links der  
Sonne liegt die Hölle. Schönwerth, Sitt. u. Sag. d. Ober-  
pfalz 2, 53. Jemanden zur Linken setzen, ihn an Schatten  
thun, heißt ihn aus der freien Sonne ins Gefängniß setzen.  
Der Beklagte steht vor unseren Gerichtsschranken linker Hand.  
Schattenhalb und Taschenhalb ist linker Hand. Taschenhalb  
bezeichnet uns in humoristischer Redeweise die Verwandtschaft

mütterlicher und weiblicher Seite, daher bedeutet's auch links; zwar ist die Tasche der Weiberjuppe rechter Hand, allein noch steht nach dem Landrechte dem Weibe keine eigene Hand zu, sie wird nicht unmittelbaren Rechts, sondern verbleibt unter ihrem Vogte. Schattenhalb ist bei Gütern ihre absonnige nördliche und nachtheilige Lage, Sonnenhalb bezeichnet die entgegengesetzte. Das Links wird daher auch im Güterbesitze zu lätz, laevus, gleichwie in der Schiffersprache Leeseite und Leebord die linke Schiffsseite bezeichnet. Die leze Vorsäß, die leßihalb gelegene Alp ist im Gebirge eine sonnenlos oder schattenhalb gelegene Alpweide. Stalder 2, 168. Schattenmaier gilt unter der Bauernsamen des bairischen Algäus als Scheltname; Schattebür ist ein an der Solothurner Aare verbreiteter Ueber- und Hausnamen. Schattebür, Sunnebür sind Zunamen in der Bauernsamen des Unt. Surbthales im Aargau. Meyer, Zürich. Ortsnamen, verzeichnet das Zürcher Geschlecht Schattli und ein einsam stehendes Wirthshaus Schatten. Die Güter eines solchen Bauern liegen im Schattenwurf der Hochwälder oder Bergkämme; sie sind schad-liem, schädlich (Stalder 2, 306), oder wie schon die Schlettstädter Glossen solche Felder nennen, scateluomi, opaca loca. W. Wackernagel altd. Leseb. Aufl. 3, pag. 179, 38. Das Gegentheil solcher Lage ist in Baiern das Land des Sunnebauern. Schmeller Wtb. 3, 259.

Es wird also Schatten und Schaden als eins genommen, wie beide Wörter als eins und dasselbe auch unter den Geschlechtsnamen vorkommen.

Der Familienname Schaten kommt einer niedersächs. Adelsfamilie zu, die im Halberstädtischen begütert gewesen (Abel, deutsch. Alterth. 2, 591), die Adelsfamilie von Schaden besteht in Süddeutschland noch. Bligger der Landschade (scato) war ein Raubritter auf Neckarsteinach, und sein Geschlecht führte ein Heidenhaupt (wohl einen Mohnkopf) im Wappen. Beckstein, D. Sagenb. Nr. 893. Dies führt uns auf die Mythe, welche in der j. Edda von der Schattenriesin Schaden erzählt wird.

Der Gewittergott Thörr hatte den Winterriesen Thiaffr erschlagen. Des getödteten Riesen Tochter Skadhi (damnum) ist ein Mannweib, sie legt Helm und Panzer an, zieht bewaffnet nach Asgard und verlangt da von den Göttern ein Doppeltes als Mordbuße: Zur Sühne soll man ihr ein Lachen abgewinnen, und zur Vergeltung soll man ihr einen der Götter zum Gemahl geben. Gott Loki (die bewegliche Frühlingswärme), der schon ihren Vater einmal durch Schlaueit getäuscht hatte, ist durch eine schreiende Posse im Stande, die trauernde Riesentochter zum Lachen zu bringen, und so ist ihrer einen Bedingung Genüge gethan. Auch bei ihrem zweiten Begehren wird sie überlistet. Denn der von ihr zu wählende Gemahl wird ihr nur mit verhülltem Leibe vorgestellt, so daß sie nichts als seine Füße erblicken kann. Nach der Form des tadellosen Fußes rathend, meint sie den jugendschönen Baldur vor sich zu haben, und erliest sich nur den Niördhr. Ihre Ehe mit diesem fällt keineswegs glücklich aus. Skadhi wollte Thrymheim, ihr väterliches Gut droben im Gebirge, nicht verlassen; Niördhr eben so wenig seine Wohnung Roatun unten am See-strande. Ihm gefiel nicht der Wölfe Geheul im Hochlande, ihr nicht der Mören Geschrei am Meeresufer. So verglichen sich Beide, das Jahr hindurch abwechselnd in Thrymheim und in Roatun zu wohnen. Da durchfuhr dann Skadhi neun Nächte lang (die neun rauhen Monate des nordischen Jahres) als Sägerin und Schlittschuhläuferin die Thrymheimer Berge, und nur die drei kurzen Sommermonate verweilte sie am Strande zu Roatun (Schiffstätte) mit Niördh. (Nach Weinhold, Riesen pag. 41, und Sagen von Loki, in Haupts Ztschr. 7, 50.) Die Deutung dieser Mythe ist einfach. Dem Feuerngott Loki gelingt es wohl, den starren Troß der Reifriesin in ein Lächeln aufzu-thauen, und der Frühlingsgeist Niördhr vermag es drei Monatsfristen lang die nordische Winterstrenge zu mildern. Dann aber überzieht sich die Seeküste schon wieder mit Eis zum Schlittschuhlaufen und das Gebirge schneit sich ein, daß die Wölfe hungern und heulen. So erblickt man den Frühling im Norden nie in seiner ganzen Gestalt, nur an der Schönheit

seiner flüchtigen Fußspuren wird er kenntlich, alsbald wieder decken Nebel und Schatten die Anhöhen bis über die Schultern herab. Niördhs Name sieht Weinhold im Sanskr. nira Wasser, und dem Suffix dh, sanskr. dha: enthaltend, fußend; gleich dem sanskr. Niradhi bezeichnet Niördhr das Meer, denn als Gott stillt er Wind und Meer und bringt den Landfrieden. Sein Weib Skadhi führt, wie es dem Mannweibe in Helm und Brünne zukommt, einen Mannsnamen. J. Grimm in Kuhns Ztschr. f. Sprachforsch. 1, 79 leitet diesen Namen, abh. scadari, auf sanskr. xatra d. i. Krieger (Kschatrija) und auf sanskr. xata, vulnus. Die Göttin Skadhi ist demnach nicht nur eine nächtliche Schattengöttin, sondern auch eine schadende Kriegerin; also enthüllt sie sich als eine bewaffnete Walküre, die Nachts in blutbesprigter Brünne angeritten kommt, während Hagel zu Thal fällt, so oft ihr Roß die Mähne schüttelt (Halgelied). Der Name Nachtschaden, der oberdeutsch die ausfahrende Hexe und den von ihr angestifteten Hagelschlag bezeichnet, und der Pflanzenname Schwarzer Nachtschatten (*solanum nigrum* und *atropa belladonna*) correspondieren mit dem Namen und dem Wesen dieser Skadhi.

Nun soll dieser schadende Schatten aus dem Landrechte, der Sage und dem Volksglauben nachgewiesen, es sollen Licht und Schatten im Kampfe gezeigt werden.

Den Mondes- und Sonnenfinsternissen schreibt man eine vergiftende und verpestende Wirkung zu. In den Eifelgegenden trieb man beim Eintritt einer Sonnenfinsterniß die Heerden von der Weide heim und deckte die Dorfbrunnen zu, in dem Glauben, es falle Gift vom Himmel. Schmitz, Eifel. Sagen 1, 99. In der Schweiz hält man besonders den Schatten des Ruzbaumes für giftig; nicht bloß ist er dem Graswuchse verderblich, er bringt auch dem in ihm Lagernden Kopfweh und Zahnweh, und ein Säugling, den die Mutter unter einem Ruzbaum stillt, wird einst viel Uebles zu erleben haben. Auffallend ist es, wie genau diese Sätze mit denen übereinstimmen, die Plinius H. N. XVII, 18 und anderwärts über den Einfluß des Schattens angiebt, er nennt ihn für manche Gewächse

eine Stiefmutter (*noverca umbra*), denjenigen der Rußbäume aber heißt er für Alle, die er befällt, ein Gift. Die „Diskurse aus der quodlibetischen oder vermisch. Wissenschaft“ (ein Exemplar ohne Titelblatt) handeln pag. 1271 von der *Sciasophia*, oder der Natur des Schattens. Der Schatten fruchttragender Obstbäume wird ein heilkräftiger genannt, dagegen der von Harzbäumen ein Fieber erregender. Wer unter dem Rußbaum Kopfweh empfindet, wird es unter dem Lindenbaum verlieren. Der von der Wasserscheu Geheilte wird unter dem Schatten eines Kornelbaumes wieder von ihr befallen; für letzteres wird ein Krankheitsfall aus Leyden v. J. 1636 angeführt. Wir lieben allerdings und selbst in der Nähe unserer Wohnungen den Schatten der Linde, der Eiche, des Hollunders; aber auch ihm verbleibt noch eine magische Wirkung, vor welcher in Sprache, Brauch und Gesetz gewarnt wird. Noch im vorigen Jahrhundert hat Hippel in den „Lebensläufen“ wunderliches über die sogenannte Lindenkrankheit geschrieben, von welcher man im Lindenschatten befallen zu werden glaubte. Um dieselbe Zeit beschäftigte sich das Schauspiel „Kätchen von Heilbronn“ mit dem magischen Einfluß, welcher vom Hasel- oder Hollunderstrauch ausgehen soll; der Ringelreihen im Alemann. Kinderliede Nr. 310 nimmt an, daß Kinder, die sich unter den Hollunderbusch setzen, in Krähen verwandelt fortfliegen. Freilich ist dieser Satz nicht ohne seinen Gegensatz; denn keine Here soll Macht haben über den, der im Schatten des Hollunderbaumes steht. Schindler, Aberglaub. des Mittelalt. 1858, 161. Fühlbar spielen hier die Namen Holler und Frau Holla in einander über. Unsere Dorfossnungen bestimmen, wie es mit dem Schatten solcher Bäume gehalten werden soll. Ein auf der Gutsgrenze stehender Fruchtbaum ist dem Nachbaracter zinspflichtig nach dem Maße, in welchem er diesen beschattet; der überschattige Baum steht zum Nachbargute im Anriese, d. h. in dem Maße, als sein Schattenriß und sein Tropfenfall dieses Gut mittrifft, hat er an dasselbe zu steuern. Das Amtsrecht von aargauisch Meereschwanden, an der Reuß im Freienamte, (Abschrift vom Jahre 1622, in unsrer hds. Gesetzesammlung)

es Gringerde, Hatis riesiger Tochter, die gleichfalls heiratslustig aus dem Norden herkommt und mit Eheversprechungen bis zur Morgendämmerung hingehalten wird. Da, als die Sonne erscheint, ruft Gjel frohlockend: Blicke nach Osten, Gringerde! Der Sonnenstrahl traf sie und am Ufer, wo sie stand, erstarrte sie zu Stein. Noch heute, sagt Säm. Edda 145<sup>b</sup>, steht der Fels dort. Oder der Bergriese wird zum Teufel, die Riesenjungfrau zur schönen Sennin Agnes. Diese entspringt seiner Nachstellung und schreitet mitten durch einen Felsen hindurch, den ihr die hl. Jungfrau Maria aufthut. Doch da ihr der Teufel auch hier nachdringt, wird ihr Leib in Stein verwandelt. Alljährlich nun, wenn die Sonne am Sonnenwendetage durch dieses Teufelsloch bei Berchtesgaden ihren Strahl wirft, jauchzt hier die steinerne Agnes. Panzer, Bair. Sag. I, Nr. 12. Goethe las erst in seinen alten Tagen die Nibelungen, unsere jezige Sagenwelt war ihm meist fremd, selbst unsere Edda blieb ihm unbekannt; er wußte also nichts von dem lichtscheuen Zwerg Alviß, welchen Gott Thörr mit schlau erdachten Fragen so lange hinhält, bis der Strahl der Morgensonne erscheint und den Zwerg auf ewig versteinert. Um so anziehender ist es zu sehen, wie der Dichter solche echte Naturanschauungen unseres Alterthums gleichsam wieder entdeckt und neu gestaltet hat. In seinem „Märchen“ (Octavausg. 1828, Band 15, 216) liefert er folgende Erzählung über Schatten und Licht.

Es wohnt ein Riese nicht weit von einem brückenlosen Flusse. Während des Mittags ist er unvermögend und schwach, seine Hände können keinen Strohalm, seine Schultern kein Reisigbündel tragen; um so mächtiger aber ist er stets bei Sonnen-Auf- und Untergang. Setzt man sich da auf den Nacken seines Schattens, während der Riese sachte nur dem Ufer zugeht, so wird man zugleich mit über den ganzen Fluß hinübergehoben. Doch man will sich nicht immer auf sein launenhaftes Belieben verlassen und erbaut daher am Wasser eine Brücke. Sobald aber diese fertig ist, beginnt nicht etwa die erhoffte ruhige Passage, sondern eine ganz neue Störung tritt ein.

So oft nemlich der Riese des Morgens zum Bade herabgeht, schlaftrunken und sonnengeblendet sich die Augen ausreibend, fährt der Schatten seiner ungeheuern Fäuste so ungeschickt unter der Volksmenge herum, daß Menschen und Thiere in Massen zusammenstürzen und man Gefahr läuft, von der Brücke in den Fluß geschleudert zu werden. Dieß dauert jedoch nur so lange bis er ganz herangeschritten ist und nun geradeaus auf die Himmelsthüre zugeht. Im Augenblicke, da diese sich öffnet, ist er in eine colossale Bildsäule von röthlichglänzendem Gestein verwandelt. Und damit sich das Ungethüm auch im Tode noch dienstbar mache, zeigt sein Schatten nunmehr die Stunden an, die auf dem Boden um ihn her nicht in Zahlen, sondern in bedeutamen Bildern eingelegt sind.

So versinnlicht der Dichter den Kampf zwischen den Schatzenriesen und den Lichtgöttern. Die Poesie stellt die Sache als schon erfüllt, der religiöse Glaube als erst dann sich erfüllend dar, wenn menschliche Kräfte anhaltend Beistand leisten werden. „Ahriman sogar, der dunkle, wird dereinst vergehn im Lichte,“ heißt es nach orientalischem Glauben, in einem Jugendgedichte Platens. Kinderspiele zeigen, wie wir der Sonne noch fortwährend zum Siege verhelfen. Aus dem Orte Gerlachshaim im fränkischen Taubergrunde wird mir mündlich mitgetheilt, daß die Kinder dorten gegen regenschwere Abendwolken mit dem offenen Saadmesser „duksen“ (zucken) und dabei sprechen:

Schatte, leg dich nieder,

Sunn, Sunn, komm bald wieder!

Von den Bäumerkindern in Ditmarschen erzählt Müllenhoff, daß sie beim Sonnenuntergang das Messer an einem Bindfaden in die Luft schnellen, um damit die Sonne herein zu zucken.

Thörs Donnerkeil und diese Kindermesser sind also der Götter und der Menschen Waffe im Streite mit der riesenhaften Finsterniß, und diese wird mit den Dolchen des Lichtstrahles durchbohrt und zerrissen.

Der Schattenriese wird leibhaft gedacht als Fels- und Waldgebirge. Es soll gezeigt werden, wie Goethes Märchen

auch darin kein bloß phantastisches Spiel treibt, daß es den Felsenriesen zum Stundenzeiger werden läßt.

Eine Felsenspalte am nördlichen Abhange des Wiggis im Glarnerlande heißt beim Volke die Wiggisuhr, eine tiefste Scharte davon der Geschlossene Pfad. Wenn die Morgen Sonne hinter dem Berge Schilt hervorkommt, fängt jene Stelle an sich zu beschatten und verdunkelt sich um so weiter, je höher die Sonne rückt. Mittags steht jener Schattenpunkt in horizontaler Richtung mit der Sonne; Abends sechs Uhr, bei Sonnenuntergang, hat er in seiner Spalte vollkommene Nacht. Die Holzhauer, Wildheuer und Gemsjäger wissen sich darnach die Tageszeit fast bis auf die Minute anzugeben. Manche andere Namen einzelner Schweizer Gebirgszinken und Felsnadeln stammen von dieser Art der Stundenzählung her, z. B. der Bergname Bierinadel, Mittagshorn u. s. w. Am sprechendsten aber ist dieß in den Gletscherchluchten im Engadiner Berninathale. Da dringt kein Kirchengeläute, nicht einmal der Ton des Küherhorns hinter in diese unwirthlichen Eisregionen, und dennoch lassen Krystallsprenger, Wurzel männer, Bergamasker-Schafhirten und Jäger diese Wildniß nicht undurchforscht. Da müssen ihnen die verschiedenen Gebirgszacken durch ihren Schatten die einzelne Tagesstunde bezeichnen und tragen deswegen lauter Stundennamen. Es giebt da einen Piz de Nove, Piz de Dieci, Piz d'Undeci, Piz Mezzodi, Piz de Duan, Piz Terzer, Piz Cordera (quartera): Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 2, 133.

In Soglio und Alveneu kann man von Vormittag zehn bis Nachmittag zwei Uhr die Stunden an solchen acht- bis zehntausend Fuß hohen Sonnenzeigern ablesen; sie führen darnach ihre Namen: Piz delle dieci, dellas indisch, Zehnuhr- und Gilsuhrhorn. Schweiz. Anzeiger f. Gesch. u. Alterth. 1860, 130. Aus dieser Anschauung stammen die Verse im „Aeplerliede“ des Toggenburgers Joh. Ludw. Ambühl (St. Gallen 1803):

Mir schmelzt den Alpenschnee zum Spiegel

Der Sonne Strahlenblick,

Die Stunde zeigt mir jeder Hügel

Und jedes Thal mein Glück.



Berühmt im Alterthum ist der Schatten des Athos; er traf die eiserne Kuh auf dem Marktplatz der Stadt Myrine auf Lemnos. Humboldt, Kosmos 3, 543. Das Bernische Furardorf Underswylar liegt in der Schlucht des Pichoux an der Sorne. Da die Sonne in die nach Süden gewendete enge Schlucht fast nur Mittags eindringen kann, so wurde die Ansiedelung auf passende Weise Mittagweiler, Untarneswilari benannt, nach ahd. untarn unschattig, Mittagshelle. Das Namensgegentheil zeigt sich im Bern. Pfarrdorf Därstetten, einem ehemaligen Priorat im Nieder-Simmenthal. Es heißt urf. 1228 Tarenchat, 1233 Ternschaton, u. erklärt sich aus ahd. tarnscatu, im Schatten verborgen. Der Ort liegt auf der Nordseite des Berges Thurnen, der ihm einen Theil des Winters hindurch das Sonnenlicht entzieht. Gatschet, Orts-etymolog. Forschungen 1865, pag. 56.

Auch anderwärts in Gebirg und Ebene war oder ist diese Landschaftsuhr noch im Brauche. Der Mittagsstein am Lohnberge, im Kreise Liegnitz, eine vierzig Fuß hohe Kuppe, wirft den Schatten auf die s. g. Teufelswiese und zeigt damit den dortigen Mähern Mittag an. Ein Zwölfstein in der Ortenau ist in derselben Weise sagenberühmt. In den Moosstrichen der Donau und des Lechs in Baiern ist der Colonist oft stundenweit von seiner Ortskirche entfernt auf der Feldarbeit und kein Wanderer kommt da bei ihm vorüber: da bestimmt er sich die Tagesstunde nach dem Schattenmaße, das eben sein Körper wirft; er merkt sich Ende und Richtung seines Schattens, zählt dann nach Schritten die Länge desselben und rechnet so die laufende Stunde heraus. Dasselbe meldet aus Würtemberg G. Meier, Schwäb. Sag. 2, pag. 494. Mein Schatten ist sehr langsam, ich erwarte meinen Schatten — dieß soll im Orient noch jetzt die Redeweise des Feldarbeiters sein, gleichwie es schon im Buche Hiob 7, 2 heißt, daß der Dienstknecht sich sehnet nach seinem Schatten. Möge dein Schatten sich nie verkleinern, sich nie von dir entfernen, ist die noch übliche Begrüßungsformel der Türken. Die Lanze, die bei Homer die weithinschattende heißt, ist bei den arabischen Wüstenstämmen

wirklich noch das Werkzeug, aus dessen Schatten man sich die Tageszeit bestimmt.

Bevor nun gezeigt wird, daß in dieser Redensart der Mensch die zweifache Furcht ausdrückt: es möchte beim Ausbleiben seines Schattens die Zeit und zugleich sein Leben mit stillstehen, sollen noch einige alterthümlich lautende Local- und Eigennamen des Schattens angeführt und nebst ihrem Sagengehalte erklärt werden.

Mit einerlei Wortstamm benennt unsere Sprache das schattige Waldgebirge, das dunkle Meer und das finstere Grab, diese drei großen Hauptgemarkungen, die das Land oder das Leben abgrenzen. Wir haben demgemäß Leewälder, Leberberge, Lebermeere und Leefelder, d. h. Grabfelder. Es ist nachzuweisen, wie die Vorstellungen über den Schatten in eben diesen Wortstämmen, Le, Lew, Ler sich ausgebildet haben.

Das Waldesdunkel und die finstere Wassertiefe wird Le genannt. Der altnordische Wasserriese Hlé wohnt nach einer dänischen Sage auf der Insel Läsöe (Hlésey) im Kattegat und hält sich dorten einen Hirten Snio, d. i. das Schneewehen vom Meere her. Myth. 220. Mannhardt, Mythen 84. In weiterer Ausdehnung der Mythe bewohnt Hlé das unbeweglich stehende Eismeer, mare mortuum, welches die Nidorischen Glossen mit lebirmeri übersetzen. In der ahd. Weltbeschreibung Merigarto heißt es von diesem Todtenmeere:

Ein mere ist giliberot,  
 daz ist in deme uentilmere uuesterot.  
 so der starche uuint  
 giuuirffit dei skef in den sint,  
 nimagin die biderbin uergin  
 sih des nieht iruuergin,  
 sine muozzin foleuaran  
 zi des meris parm.  
 ah ah denne!  
 so ni chomint si danne,  
 sini uuelle got loson,  
 so muozzin is da fulon.

Wie die Seelen der Schiffbrüchigen in der Tiefe dieses Lebermeeres beim Gotte und seiner Gemahlin (der Ran) Zuflucht und Obdach finden, wie sie von der Ran mit offenen Armen aufgenommen und zugedeckt werden „unter umgestülpten Töpfen“, das erzählen Wolf Ndl. Sag. Nr. 506, Grimm D.S. Nr. 52. An die Stelle solcher Hölmeere treten in unsern Binnenländern die Leewasser mit ihren geisterbehüteten Leerbrücken. Auf der Leerbrücke zwischen dem Flecken Schwyz und dem Dorfe Brunnen am Waldstättersee sitzt die Nachtspinnerin und wen sie anhaucht, der erblindet. Leerblind ist stockblind, wie nordisch helblindi, todtblind. Heul! Heul! pflegen in den Niederlanden die Brautpaare zu rufen bei ihrer ersten Fahrt über eine Brücke, und dabei sich fest ans Herz zu drücken (Wolf, Ndl. Sagen Nr. 530); sie wollen vereint sterben, wenn die unter solchen Leerbrücken wohnende Hel eins von ihnen zum Tode abführen sollte. Auch „Halsbrecherbrücken“ sind daselbst in solchem Rufe. Wolf, DMS. Nr. 193.

Dem Lebermeere entgegengesetzt ist der Leberberg, das verschließende Grenzgebirge, die wallförmig deckende Berghöhe, die abgrenzende Landmarke, die Wetterscheide. „Der Berg Jurassus heißt ob Baden im Gergöuw Lägeren und Lüberberg.“ H. Bülfinger, hds. Chronic. Tigurin. fol. I, Cap. 16. In der Öffnung des Züricherdorfes Murenstorf v. J. 1448 wird über die alljährliche Besichtigung der Ehfaden (ductus legitimus) und der Grenzsteine des Dorfbannes so bestimmt: der ander vad vacht an bi des kellers hüs vnd gat vnder der Lewern hin an die linden vntz an daz Fallend-tor. Hds. Samml., betitelt „Urkunden der Graffschaft Kyburg“, im Besitz der Aarau. Geschichtsforsch. Gesellsch. Der Seckelmeister Lewern zu Stein am Rhein überträgt ein ihm heimgefallenes Lehen i. J. 1553. Obige hds. Samml., Abtheilg. „Haus Oesterreich“ Bd. 3, 379. Derselbe Geschlechtsname Leber gilt noch in Thurgau und Aargau. Ein Hügelgrab des Namens Lebern ist der Belustigungs- und Festplatz des Zürcher Städtleins Bülach und wird dorten Fröleweren und Voleweren genannt. Die bei Renovierung dieses Platzes gemachten Ausgrabungen an Knochenlagern

weisen eine alte Cultstätte nach. Bülacher Neujahrsbl. v. 1860. Man sagt, hier lägen lauter Wölfe verscharrt. Im Lebern bei Zürich. Marthalen fanden sich 36 menschliche Gerippe. Keller, Helvet. Heidengräber, 18. Einige hohe Berggründen des Thüringerwaldes werden Läber genannt. Der Leber ist einer der drei bei Geiselsbuelach gelegenen alten Grabhügel. Schmeller Wörtb. 2, 410. 528. Aus der Bürde der Grabhügel hat sich im ahd. Muspilli die Seele der vom Tode Erstehenden zu erlösen: ar derô leuuô vazzôn. Eine Urkunde des XI. Jhd. (in R. Roths Klein. Beitr. zur Gesch. u. Sprache, München, Heft 10, pag. 233) schreibt: illos cumulos, quos leuir vocamus; dem Worte ist also hier der Begriff von clivus und agger beigelegt. Es entgeht uns keineswegs, daß hier die Stämme hel und hle mit einander vermischt zu sein scheinen. Allein man wird sie nicht trennen können. Hel, die Göttin der Winterkälte und des Todes, steht zu hēlan oc-culere, celare, zu hohl cavus, *zoilog* und clam, d. i. cālī-m. Schmeller Wb. 2, 166 zeigt die Glossen: hali = lubricus, crepido und clivus, um den Begriff der Abhängigkeit als den ursprünglichen in ihnen nachzuweisen. Das Verhehlen *καλυπτω*, das Bedecken mit dem helot-helm kommt dem Gotte Hle zu, der die Schatten im Leewalde und die Todten im Leberge hütet. Bergentrückte Volkshelden und Kaiser kennt die Sage, der Tod selbst und Odhinn als Seelenherr heißt „der Hauptmann vom Berge.“ Myth. 805, 807. Leiblich im Berge und geistig zugleich in Walhall zu sein, war Volksglaube. Das Leberthal bei Elsäbisch Schlettstatt soll von Riesen angebaut worden sein (Stöber, Elsäb. Sag. Nr. 113) und zugleich soll Karl d. Gr. die Abtei Leberau gestiftet haben. Zedler, Univ. Lex. s. h. v. Die Form hleuir contrahirt sich in hleir und leer. Der Leewald, zwischen Braunschweig und Königsutter, war einst zwei Meilen groß. Zedler, *ibid.* 16, 1344. Der Leerberg im Ansbachischen, auf der Heerstraße nach Würzburg, hat ein gleichnamiges Dorf, welches, nach wohlbegründeter Mittheilung von dorten her, häuerlich auch Leber genannt wird. Jeden Sonntag nach Pfingsten wurden in dortiger Kirche zu Ehren dreier

hl. Jungfrauen an die Kinder Bregeln ausgeheilt. Panzer, Bair. Sag. I. 176, pag. 154. Wir kommen nachher noch auf diese drei Jungfrauen, als die drei heidnischen Schutzgeister, zurück. Die beiden Aargauer Grenzdörfer, Moos- und Kirchlerrau, heißen mundartlich Mooslerw, Kilchlerw, und das Berner Patriziergeschlecht deren von Lerber leitet davon ab.

Ueberträgt sich nun dieser gleiche Namen auf den Bergwald, so entwickeln sich daran die ferneren Begriffe von Schatten, Wilde Jagd, Grab und Schattenreich; und dies ist nun zu zeigen.

In Oesterreich scheint sonst ein Sprichwort gegolten zu haben, so lange die Einfälle der Ungarn das Land in Unruhe versetzten: Wenn mir der Feind auch Alles nimmt, den Wald kann er nicht mitnehmen. Dieß drückt der Oesterreicher Seifried Helbling (abgedruckt in Haupts Ztschr. IV.) in mehrfach anders gewendeten Formeln aus:

sô mir die Unger nement rê,  
sô vert er jagen hin ze lê. (V, 13.)

Ein solcher Lehwald liegt bei Daun in der Eifel, mit einer Felsenhöhle, Namens Arons- oder Arnszelt, in die eine Seele verwünscht ist. Schmitz, Eifelsag. 2, pag. 65. Ein anderer Leewald bedeckt den Turabergzug des Weissensteines ob Solothurn, und war einst zwischen dieser Stadt und vierlei Dörfern ein Gegenstand von hundertjährigen Processen, die erst durch das Rechtsgutachten der Tübinger Facultät (gedruckt zu Solothurn 1837) entschieden wurden. Er war bis zum 16. Jahrh. nordwärts gegen Gännsbrunnen hin die Sprachgrenze gewesen der deutsch-alemannischen und der französisch-burgundischen Bevölkerung. Heute noch ist er ein hochgelegener Tummelplatz für die Durchzüge des Fürst und seines wilden Heeres. Ob zu diesem Namen auch der eddische Baum Lærad gehört, der mitten in Walhall stehend, mit seinem „stillen Schatten“ die Götterthiere nährt? Müllenhoff (Zur Runenlehre 1852, 6) verzeichnet aus Caedmon 52, 7 holtes hléo; aus Heliand 33, 22 waldes hlêa, und aus der Inschrift jenes bei Tondern aufgefundenen goldnen Hornes hlevagastim, d. i.

den Gästen des Waldschattens, den Jagdgenossen (gewidmet); denn altf. hlæa, agf. hléov, hliu, Gen. hléuues, bedeutet Schattendach. Aus diesem Begriffe des Wortes entwickelt sich derjenige von Grab. hlaiv wird von Alfila ausschließlich für sepulcrum gebraucht. Zur Bezeichnung des über Lazarus gewälzten Grabsteines steht in Heliand, B. 8150, leia (statt hlæa). Die Schlettstätter Glossen (Haupts Ztschr. 5, 336<sup>b</sup>) übersetzen: lè tumulus, und Graffs Diutisca 1, 260<sup>a</sup> gewährt hlæo, mausoleum. Jenes dem Drusus in Mainz errichtete Grabdenkmal hieß im IX. Jahrhundert Trusiléh. Hattemer, Denkm. 3, 602. Der seit dem XI. Jahrhundert urkundlich genannte Grabhügel Gunzenlê am Augsburger Lechfelde ist von Pfeiffer (Germania, 1, 81) als der Tumulus eines deutschen Kriegshelden behandelt worden.\*

Der im Grenzwalde wohnende Holzbauer, der in den Wald entfliehende Verbannte ist der Leemann. Arnold von Brescia, verbannt aus Italien nach Zürich kommend, führte hier den Namen Leemann. Zürich. Neujahrsbl. der Hülfsgesellsch. 1843, 6. In den Wald gehen, in die Holzbirnen entlaufen, heißt uns noch sterben; Wälderwohnungen sind in der Edda die Gräber genannt. Westerwäldische und Oberpfälzische Dorfkirchhöfe pflegen am Saume der Wälder zu liegen. So

Prof. Fr. Pfeiffer in Wien fügt diesem Citate aus seinem genannten Aufsatze hier noch folgenden Nachtrag hinzu. König Konrad (Konradin) genehmigt die Ueberlassung zweier Höfe zu Berherbach an das Nonnenkloster der hl. Katharina zu Augsburg durch Urk. vom 22. Mai 1264, ausgestellt „in campo Lici in Gunzenlen apud Augustam“ (Mittheilung der deutschen Gesellschaft f. Erforschung vaterländ. Sprache und Alterthümer in Leipzig 1, 150); gedruckt steht „liti In Gunzenlou.“ — Jenes Germ. 1, 98 aus Graff angeführte Marachleo steht in einer Urk. K. Arnulphs, Mosapurc 21. Merz 890: — „ita autem praefati loci terminus ab eis fuit circumductus atque limitibus distinctus, id est de Marapah usque ad Marachleo, inde quoque ad Rispah“ &c. (s. Lang, Regesten 1, 22). Marachleo soll Märkelhofen sein, im Landgericht Dingolsing in Niederbayern. — Bemerken will ich noch zu der Schreibung Trusinleh, daß sich hier, wie in der spätern Form Gunzenlech, Drusenloch, die anlautende Spirans (hléo, hlê) ans Ende des Wortes gesüchtet hat, und daß daraus auch die latinifizierte Schreibung conciológis, i. e. Gunzenhle zu erklären ist.

bezeugen es Niehl und Schönwerth. Mit dichten Waldungen ist nach mittelalterlichen Vorstellungen das Todtenreich umgeben: totum esse infernum accinctum densis undique silvis. Myth. 761. Gleichwie der am Waldsaume wohnende Hofbauer der Schattenmeier heißt, so der im Walde wohnende Todesgott Holzmeier. *ibid.* 811. Die Schweiz hat Leewälder mit Leemännern; Baiern hat Helhölzer, Helwälder, in denen der gespenstische Helmann und der Verlorene Waldmann haust. Panzer, *Bair. Sag.* 1, Nr. 165. 2, Nr. 121.

Hiermit scheint wohl genügend gezeigt, daß der Meeresgott Hle sich in die Schattengöttin Hel umgestellt hat, die an dunkeln Furten sitzend, in den Niederlanden Heul heißt, bei uns Heul (Murgau. *Sag.* 2, Nr. 389. 406), in Sachsen Heulmutter und Frau Hel. *Harrys Ndsächs. Sag.* 2, Nr. 6. Nun soll auch noch die gänzliche Verschlechterung dieses Begriffes und sein Herabsinken auf gemeine Todesart und thierisches Sterben an der gleichen Wortform aufgewiesen werden. Vom Begriff des Todtliegenden aus bilden sich daran die Benennungen, welche mundartlich zur Bezeichnung von Henker, Büttel, Schlächter, Nas, Schindanger und Versenkgrube dienen.

Löbemeister hieß in München der Oberprofos (Schmeller, *Wörth.* 2, 528). Der Leb in Nürnberg war der Schinderknecht, der Leu hieß in Zürich der Weibel und Oberknecht der Metzgerzunft. Letzterer hatte sogar ein „Leuenhaupt“, die Büste eines Löwen, bei Zunftaufzügen mit umher zu tragen; so weit war das Verständniß aus unserem Worte gewichen. Kunz Haß, in seinem Lobspruch auf Nürnberg v. J. 1490 (*Ztschr.* f. deutsch. Kultur-Gesch. Nürnberg 1858. *Zunheft*, 395) sagt von der Ordnung der Nürnb. Stadtmetzger und Fleischbeschauer:

wer ein reudigs hat gestochen,  
muss der leb on haffen kochen,  
bis das er's gar verprennet hat.

Das finnlige Thier, welches ein Metzger ausschächtet, verfällt dem Schinder (leb), und muß durch ihn verbrannt (ohne Hasen gekocht) werden. Der Oberpfälzer sagt von schlechten

und franken Thieren e léiwer Ochs, e léiwa Kou, e léi's Pfa (Pferd). Schmeller, Wb. 2, 406. Schwäbisch-alemannisch aspiriert dasselbe Wort den Anlaut: Kleemeister heißt der Fallmeister. Kleemeßger war i. J. 1472 der amtliche Titel des sonst sogenannten Reibenschinders. Troll, Gesch. der Stadt Winterthur 5, 203. Die Aargauer gemeine Schelte „Kleefuh, Kleewagen“ bezeichnet das dem Schinder und Schinderkarren Verfallene, ein schlechtes Weibsbild. Der alte Ortsnamen Marachlêo deutet auf solcherlei Hügel, in denen man geschlachtete Rosse heidnisch bestattete; man nennt jene bei uns „Reibengräber.“ Aargau. Sag. 2, pag. 24. 246. Ist also Leu der Name des Henkers und Schinders, so ist das Leuenfeld die Reibenstatt und der Schindanger. Ein solches Leuenfeld mit der angegebenen Bestimmung bei der Stadt Aarau am linken Aaruser heißt so schon seit älterer Zeit. Helvet. Almanach 1816, 86. Der sel. Bruder Nicolaus von der Flüh stammt aus dem Unterwaldner Geschlechte der Leuenberger und war wohnhaft im Walde Am Raust. Melch. Schuler, Sitten und That. der Eidgenoss. 1. Der Leuengraben zu Luzern ist die seit d. J. 1581 daselbst angelegte große Stadtkloake. Cas. Pfyffer, Gesch. v. Luzern 1, 304. Der die Kloaken zu reinigen hat, ist schwäbisch der Läublefürber (Schmid, Schwäb. Wb. 342) und appenzellisch der Läublihôptmâ (Tobler, Sprachsch. 294). Hier trifft im oberdeutschen Worte Laube (habitaculum) der Doppelbegriff Schattenort und heimliches Gemach, Abort, wieder zusammen. Ebenso geht auch aus dem mhd. liewe mansio, und aus dem nhd. löæwe tabernaculum, gleicherweise der Begriff von refugium, asyllum hervor und hat sich in jenen nhd. Ortsnamen so oft wiederholt, die mit — leben (Eisleben, Fallerleben u.) zusammengesetzt sind.

Das ist es, was wir aus der Anschauung und der Sprache des Volkes beizubringen wissen von der Körperlichkeit und leiblichen Wirksamkeit des physischen Schattens; es gewinnt seine wesentliche Bedeutsamkeit, wenn wir nun im zweiten Abschnitte handeln von dem geistigen Einflusse des Schattens.



## II. Vom Schattengeist.

Das deutsche Heidenthum glaubte an einen Schutzgeist, den jeder Mensch besonders zu eigen hatte. Als ein feenartiges Wesen, weiblich und geflügelt gedacht, begleitete ihn dieser Geist von der Geburt bis zum Grabe, trat mit ihm ins Leben, starb mit ihm im Tode, warnte ihn in Gefahren sichtbar, oder flöste ihm ein gewisses vorahnendes Vermögen ein, wenn er in entscheidenden Momenten rathlos war und sich aussetzen wollte. Der Scandinavier nannte diesen Gefolgs- und Geleitgeist die Fylgja und unterschied diese als eine Forynja, die dem Menschen vorausschritt, seine personifizierte Vorsicht, und als eine Hamingja, die seinem Körper schattengleich nachschwebte. Zu diesen zweien kommt als dritte noch die allgemeine Todesbotin, die gleichfalls geflügelt erscheinende Valküre, die um den sterbenden Menschen bemüht bleibt. Daß diese dreierlei Arten des Schutzgeistes die drei Lebensalter des Menschen und die drei Tageszeiten sind, verkörpert in dem entsprechenden Schattenwurf dieser beiden, dieß wird sich nachher herausstellen. Der heutige Isländer verwendet den Namen Fylgja noch immer für jenes mit dem Kinde zugleich geborene, um dessen Haupt geschlungen liegende Häutlein (ovum, amnium), welches als der Helm und das Glückshäublein auch bei uns sorgfältig aufbewahrt wird (vgl. Aleman. Kinderl. pag. 280); und aus Meinerts Liedern aus dem Ruhländchen (Vorrede 1, 111) hat schon Mühs (Ueber Tacitus Germania pag. 495) nachgewiesen, daß dieser nordische Gefolgsgeist auch für den deutschen Osten gegolten hat. Mit der christlichen Zeit verkehrten sich diese Fylgjen in den Schutzengel, auch dieser mußte das Neugeborene erst beseelen, dann unzertrennlich begleiten. In des Bruder Berthold von Regensburg Predigten heißt's: alz ein kint lebende wirt, sô giuzet im der engel die sele in. Der Schutzengel ist an den Schützling angebunden: zuo im was geweten ein engel, daz im niht geschach. Geo. 3205. Nach der Nialsjaga cap. 101 läßt sich ein Heide taufen auf die Zusage hin, daß der hl. Michael (der Seelenempfänger) durch

die Taufe sein neuer Fylgju engill werde. Myth. 829-831. Gleichwie dieser Heide einen nach Rang und Stand hohen Schutzengel im Christenthum verlangt gegenüber jener ebenmäßig vermögenden Fylgja, die er jetzt aufzugeben bereit ist, ebenso nimmt darauf die mittelalterliche Theologie eine ähnliche Stufenleiter von Schutzgeistern an. Die Thiere jeder Gattung — predigt Geiler von Keisersberg, Brösamlin II, Bl. 19 — haben nur ihren Gattungs-Schutzengel; „mit jeglichs thierlin hat ein eignen engel, aber jeglicherlei.“ Und die Kirche hat auch bis jetzt jeder Thierart einen besondern Schutzpatron be- lassen; einem jeglichen Menschen aber giebt sie seinen besonde- ren Schutzpatron zu, stellt dem Menschen sogar dessen Wahl frei. Luther nun unterscheidet auch noch hierin. Ein Fürst, sagt er, hat einen viel größeren und stärkeren Engel, der auch klüger und weiser ist, denn ein Graf; und ein Graf einen größeren und stärkeren Engel, denn ein gemeiner Mann. Je größeren Stand und größer Geschäft einer hat, je größern und stärkern Engel hat er auch, der ihn schützet, ihm hilft und dem Teufel wehret.

Unsere Mythen wissen anzugeben, wie die Fylgja diesem verwickelten Geschäfte nachzukommen sucht. Meistens thut sie es nur in jener zarten Weise, wie Athene, die ihren Liebling Achilles geflügelt umschwebt und ihn, wenn er sich in Schelt- worten unschön erhitzt, leise bei der Locke berührt. Sie schenkt dem Haupte einen würdigen Gedanken, dem Herzen erweckt sie eine feine Nührung. Aber so reingeistig kann sie nicht überall sich wirksam erweisen; sie muß ja mit dem Helden vereint zu Felde ziehen, mitten zwischen den gehobenen Schwertern stehen, den Waffententscheid lenken, denn also bedingt es die aufbrau- sende Natur ihres Schutzbefohlenen. Oder sie muß sich dem in der Liebe Leidenschaftlichen bräutlich verloben, damit da kein schlechteres Eheweib ihn herabbringe, und ehelicht er gleichwohl ein solches, so lebt sie in dieses Eheweibes Gestalt mit dem Manne häuslich weiter und scheuet selbst nicht vor Polygamie zurück. Betrachten wir nun einige dieser Bündnisse.

Im verlorenen Liebe von der Kara, von dem jedoch etliche

Stellen in die Hrömundarsaga Greipssonar übergegangen sind, schützt die schwanenflügelige Kara — also eine Valküregestalt — ihren Geliebten Helgi und schwebt während der Schlacht dicht ob seinem Haupte. Da er nun auf den Gegner Hromund stößt, holt er mit dem Schwerte so hoch zum Hiebe aus, daß er die über ihm fliegende Jungfrau in den Fuß trifft und im gleichen Fehlhiebe die Waffe bis zum Griff in den Boden hinein schlägt. Dieses gewahrend ruft er aus: Nun ist mein Glück dahin, wehe, daß ich dich verlor! Aber auch der feindliche Hromund erkennt die Verwundung der Fylgje und bestätigt: dich selbst hast du erschlagen, indem du deine Geliebte erschlugst! Während Helgi dann nach seinem Schwerte sich bückt, wird er von Hromund todt nieder gestreckt (vergl. P. E. Müller, Sagabiblioth. 2, pag. 545). Man hat die Echtheit dieser Sage zwar bezweifelt; sie läßt sich indessen durch das hier Nachfolgende vollkommen bestätigen. Noch in unserem Volksräthsel vom Schatten (Simrock, Räthselb. Nr. 470) klagt der Schatten des Abgeschiedenen, mithin die Fylgje, seinem verlorren Menschenkörper also nach:

Da du lebstest, da lebte auch ich,  
 Da hättest du gerne gefangen mich.  
 Nun bist du todt, nun hast du mich,  
 Und daß ich sterbe, was hilft es dich?

Die Sage von des Staufenbergers Geliebten stimmt mit dem eben Erzählten wohl zusammen; sie ist durch das deutsche Gedicht aus dem 14. Jahrh. (ed. Engelhardt, Straßb. 1823) und durch ihre Localisierung in der Ortenau doppelt verbürgt. Diejenigen, welche sie mit der Fabel von Amor und Psyche verglichen haben, wußten nur halb, was sie wollten. In Kürze lautet sie so. Es saß einst an jenem Felsen in der Ortenau, welchen man den Zwölfstein nennt, ein schönes fremdes Weib (eine Fee, heißt es), als eben der Ritter von Staufenberg am Pfingsttage dorten vorbei zu Hofe ritt. Nachdem sich das Weib ihm zu erkennen gegeben hatte als diejenige, die schon bei ihm gewesen, seit er ein Pferd überschritten, die ihn in Kampf und Streit gehütet, ihn auf Weg und Straßen heimlich gepflegt,

vor allem Leid bewahrt und ihn allein geliebt habe, da vermählen sie sich zusammen. So oft er sie künftighin zu sich wünsche, sagt sie, daheim oder auf der Reise, werde sie flugs bei ihm sein, jedoch nur ihm und sonst Niemandem sichtbar. Nie jedoch, setzt sie warnend hinzu, solle er ein ander Eheweib neben ihr begehren, sonst müste sie vor Allen ihren Fuß sehen lassen. Dieß würde des Geliebten Tod sein. Doch als nun der Ritter zu Hofe kam, wurde er dem Könige bald werth und dieser bot ihm seine Muhme zur Frau an. Auf des Staufenbergers Geständniß, daß er schon einem Weibe angehöre, daß er dieses aber vor Niemand sehen lassen wolle, entgegnete der Bischof, dieß könne sodann kein rechtes Weib, sondern müsse wohl vom Teufel sein. Und in solcher Verwirrung überstimmt, ließ sich der Ritter mit der Fürstin vermählen. Da geschah, wie ihm die Liebste vorausgesagt. Während er mit der Braut und seinen Hochzeitsgästen zu Tische saß, stieß durch die Decke des Saales ein Menschenfuß herab bis ans Knie, wunderschön und blank wie Elfenbein, und verschwand vor Aller Augen, ohne eine Spur in der Decke zurückzulassen. Der Ritter erkannte nun sein Loß. Er nahm von Braut und Freunden Abschied, beichtete und verschied. Vgl. Grimm D. S. Nr. 522.

Hier erscheint die Sylze anfänglich als Mittagsgeist, denn sie sitzt feengleich am Pfingsttage am Zwölfestein. Sie ist also dorten ursprünglich der Felschatten gewesen, nach welchem die Ortenauer die Zeit der Sommer Sonnenwende und die Mittagsstunden berechnen. Hierauf wird sie der Gefolgschatten des Staufenbergers, und indem sie sich diesem vermählt, ist sie ihm ebenso nur an dem Fuße kenntlich, wie von der Niesin Skadhi jener Nördhr auch nur nach seinem schönen Fuße zum Gatten gewählt werden und in seiner übrigen Gestalt ihr verborgen bleiben muß. Und wie es Helgi's Tod ist, als er den verwundeten Fuß der über ihm schwebenden Kara erkennt, so stirbt der Staufenberger, als über seinem Haupte die Geliebte das blanke Bein durch die Decke des Hochzeitsaales stößt. Ueberall ist damit auf die blendend weiße Befiederung der geflügelten Schwanenjungfrau und Walküre hingedeutet. Ein fernerer

Grund des Verderbens spielt hier mit herein, von dem weiter unten die Rede sein wird: wer seines Gefolgsgeistes zur Unzeit ansichtig wird, oder Grund wird, daß ihn Andere sehen, dessen Tod ist es. Darum sagt man in der Nähe um Sulda: Wenn Jemand sterben sollte, so sei eine Waldfrau von der wilden Frauen Loch her gekommen und habe sich wehklagend in der Nähe des Sterbhauses gezeigt (Wolf, Hess. Sagen 53 ff.). Man besitzt die Liebe der Fylgje zwar ungewollt, wie jede echte Neigung ungerufen entsteht, aber dennoch und obchon sie neben der Liebe des eigenen Eheweibes mit da ist, kann sie sich in eine geschlechtliche Eifersucht verwandeln. Dahin zielt, was man sich von dem Stallmeister des Koburger Herzogs Johann Casimir erzählt: es habe derselbe seine Wohnung fortwährend wechseln müssen, denn in jeglicher Miethen gieng ihm allenthalben ein Mittagsgeist nach, der seiner noch lebenden Ehefrau völlig gleichsah (Grimm D.S. Nr. 259). Schon hier ist zu bemerken, daß aus diesem Fylgjenglauben alle jene zahllosen Geschichten entsprungen sein müssen, die man überall erzählt vom Zweiten Gesicht, vom Sichselbstsehen, vom Doppelgänger, vom Schatten im Lehnstuhl, vom Bettgespenst in der Schlafkammer. Dieser Hiftörchen ursprünglicher Inhalt, gegenüber ihrer jezigen Sinnlosigkeit, ist der seinem Körper folgende Schatten, welcher, weil er als das Wesentliche des lebenskräftigen Menschenkörpers erschien, auch zugleich als die um das Fortleben ihres Körpers tief besorgte Menschenseele galt. Und soweit geht einer solchen Seele Lebenslust, daß sie sich mit ihrem Menschenkörper sogar in Buhlschaft einläßt. Aber dieser Geleitschatten muß mit dem erliegenden Körper endigen, dem Erschlagenen kann seine Fylgje weder mehr voranschreiten, noch nachfliegen, des Schattens Aufhören bedingt auch mit der Fylgje Tod. Fylgje, Schatten, Körper und Seele zeigen sich hier als eines. Ihre intime Gegenseitigkeit erträgt es, daß sich auch allerlei kleiner Hauszank zwischen den Beiden erhebt, aber er wird ausgeglichen und Cines steht wieder für das Andere gegen Jedem ein. Alles ist Reciprocität. Dieß findet sich noch in recht herzlicher Weise ausgedrückt bei einem

Dichter, in dessen reinkirchlichen Schriften man solches nicht sucht. Joh. Scheffler schreibt in seinem Cherubin. Wandersmann folgendes Epigramm:

Mein bester Freund, mein Leib, der ist mein ärgster Feind,  
 Er bindt und hält mich auf, wie gut er's immer meint,  
 Ich haß und lieb' ihn auch, und wenn es kommt zum Scheiden,  
 So reiß ich mich von ihm mit Freuden und mit Leiden.

Auffallen muß es, daß diesen Sagen zu Folge die den Geist ihres Pfleglings leitende Fylgje ihn zugleich buhlerisch verleitet, ihn zur Untreue gegen das Eheweib verführt. Ein so wenig mit der deutschen Zucht übereinstimmender Glaube bedarf, wenn er zugleich alt und echt sein soll, am ehesten der Erläuterung. Sogar Karl der Große lebte nach einer hdb. Quelle aus dem 13. Jahrhundert ehelich mit einer solchen Waldfee zusammen, obchon er zugleich der berufene Gemahl seiner Kaiserin und der Vater zahlreicher Kinder ist. Allein diese Waldfee wird geschildert als ein Wesen, welches nur in des Kaisers Nähe lebensfrisch und ohne ihn eine leblose Leiche war. Als sie einst schlief und der Sonnenstrahl in ihren offenen Mund traf, erblickte der Kaiser ein unter ihrer Zunge verborgen liegendes Weizenkorn. Nachdem er dieß herausnehmen lassen, blieb das Feenweib von Stund an todt und lebte nicht wieder auf (Myth. 405). Dieses Rebsweib neben dem Eheweib deutet abermals auf jene Doppelseitigkeit des Seelenvermögens, aus welcher eben die beiden Fylgjen selbst entsprungen sind. Das Voraussehen und das Zurücksehen des Geistes theilte sich auch dem Griechen in die zweifache Persönlichkeit des Prometheus und des Epimetheus, und erst dem späteren und schärferen Verstande erscheint es als die von dem einen Geiste ausgehende Eine Persönlichkeit der homerischen Ate. Diese Tochter des Zeus ist, übereinstimmend mit dem im ersten Abschnitte über den schadenden Schatten Vorgetragenen, der Schaden, der auf die unbedachte That folgt „die verderbliche Schuld, die nicht den Boden berührt, sondern mit weichen Füßen auf den Häuptern der Menschen schreitet und unversehens sich einstellt bei Ueber-eilung und Leidenschaft“ (Sl. 9, 119. 19, 90—138). Aber

eben damit ist Ate wieder die eine von jenen zwei Wächtern (*γύλαρες*), die nach Hesiod, Proclus und nach Plutarchs Commentar dem Menschen beigegeben sind. Der Neugriecher hat sie mit ihrem antiken Namen in die zwei Schutzengel verwandelt, deren einer zur Rechten steht und die guten Thaten aufzeichnet, während der zur Linken das Ueble anmerkt (Welcker, griech. Götterl. 1, 733).

Die griechische Sage von Prokris, des Erechtheus Tochter, birgt in sich eine den deutschen Gefolgsgeistern nahverwante Vorstellung. Der Prokris Gemahl, Kephalus, ist nicht nur ein leidenschaftlicher Jagdfreund, sondern auch ein Frauenjäger und hat damit die Geduld seiner Prokris auf harte Proben gesetzt. Sie folgte ihm daher in seine entlegenen Jagdbezirke heimlich nach und hielt sich beim Orte seiner Mittagsruhe nebenan im Dickicht versteckt. Hier hörte sie, wie er ermüdet und erhist in den Seufzer ausbrach, daß doch Nephelē (die schattende Wolke) herbeikommen und ihn bei diesen Sonnenstrahlen kühlen möchte. Eifersüchtig auf eine vermeintliche Nebenbuhlerin, sprang Prokris auf der Stelle aus dem Verstecke hervor; zugleich aber schleuderte Kephalus, bestürzt über das unvermuthet entstehende Geräusch, seinen Jagdspieß gegen das Dickicht und tödtete so unwissentlich sein eigenes Weib.

Natürlich müssen sich diese Beiden um ihres Pfleglings Neigung eifersüchtig streiten, gerade so wie im Gedichte Muspilli die beiden Theile des Todtenheeres um die aus dem Grabe erstehende Menschenseele sich „balgen“. Die Gefolgsgeister der heutigen Isländer heißen Skotta (ahd. sciozan), Schößling, Nachwuchs des Geschlechtes. Während ihre Schützlinge zusammen zehen, gerathen jene hinter deren Rücken in einen eifersüchtigen Weiberzank und werden darüber sogar handgemein. Maurer, Isländ. Sag. der Gegenwart, 85. Auch Bürgers Gedicht vom wilden Jäger stellt diesem zwei solche entgegen gesetzte Rathgeber an die Seite:

Der Graf verschmäht des Rechten Warnen  
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

Wie in diesem Gedichte der eine Warner ein Bote des Satans ist, der andere ein Engel, so wird auch in der Sage die eine Sylgje zum verführenden Teufel, die andere zur rettenden Heiligen gemacht. Der Teufel kann dem Ritter Niddert, ob schon dieser sich ihm verschrieben hat, nichts anhaben, denn St. Gertrud sitzt hinter dem Ritter mit zu Ross (Wolf, Ndl. Sag. Nr. 358). Mhd. Gedichte erzählen von einem Ritter, der seine Frau dem Teufel verschrieben hat und sie ihm nun zu Rosse zuführt. An einer Kapelle vorüber kommend, steigt die nichts Böses ahnende Frau ab und betet da, indessen die hl. Jungfrau Maria heraustritt und sich hinter den Ritter aufs Ross setzt. Nun muß der Satan entfliehen (Wolf, Beitr. 1, 192). Ähnlich stellt sich der Eiskerkess die Peris als weibliche Geister vor, die den Reitern aufs Ross springen, um ihnen von Liebe zu reden. Hat man unberathen sich ihrer Güte erwehrt, so wird man nur um so eher ihrer Rache verfallen. Wolfs Hess. Sagen Nr. 54 erzählen vom Ritter, der am heffischen Bieselstein vorüber reitend von einer uralten Frau, die mühsam auf Krücken einherkam, gebeten wird, er möge sie mit aufs Ross nehmen. Da er Furcht empfand und davon eilte, sprang das Weib ihm auf den Rücken, und man hat nie mehr eine Spur von ihm gesehen. So sind die zwei Seiten unseres menschlichen Wesens als zwei streitende Frauen, als zwei doppeifarbige Schwestern, als eine gute und weiße Frau, und als eine schwarze und blinde Höl aufgefaßt. Auch in jener bekannten Xenophontischen Erzählung, Herkules am Scheidewege, erscheinen dem Halbgott, als er aus dem Knaben- in das Jünglingsalter eintritt und seine Lebensentschlüsse fassen soll, zwei verschiedenartige, sich bestreitende Frauen; die eine in weißem Gewande an ihm vorüberschreitend, die andere nach ihrem eigenen Schatten blickend, auf Herkules hinzulaufend. Beide machen Anspruch auf ihn. Aber so lange ihr Schützling der leidenschaftliche Mensch sein wird, wird er gerade diejenige Seele am meisten betrüben, die er selber am meisten zu lieben wünscht. Erst wenn nun Orpheus gestorben und zum zweitenmale zu den Schatten hinabgestiegen ist, verliert er seine Eurydice nicht



mehr, sondern lebt einträchtig mit ihr, wie es bei Dvid (Metam. 11, 64) heißt:

Seho wandeln sie dort mit vereinigtm Schritte, die Beiden;  
Bald geht jene voran, und er folgt; bald eilet er selbst vor,  
Und nach Eurydice darf mit Sicherheit Orpheus sich umseh'n.

Die Frage ist nun, in welcherlei Erscheinungsweise der Geleitsgeist außerdem auftritt und für bedeutsam gehalten wird.

Der Norweger glaubt, einem jeden Menschen gebe sich seine Fölgie in Gestalt eines solchen Thieres zu erkennen, das zu seiner eigenen Sinnesart am nächsten stimmt (Myth. 831). Und da von Gott Odhinn gleichfalls behauptet wurde, während sein Körper zuweilen leblos dazulegen, sei inzwischen seine Seele als Vogel, Fisch, Wurm oder als anderes Thier in ferne Länder geeilt (Nuzwurm, N. Sag. 42), so war damit dieser nordische Glaube nicht bloß geheiligt, sondern es war zugleich einer ganzen Reihe von Thiergepenstern der Zwinger des Aberglaubens aufgethan. Da der Gefolgsgeist den Launen seines Pfleglings nur geflügelt nachzueilen vermochte, so betrachtet man die Seele am öftesten als einen Vogel. Auf orientalischen Denkmälern ist der Geist als ein doppelt beschwingter Kreis (Teroer) dargestellt. Auf einem antiken Vasengemälde, die Schleifung Hektors durch Achill darstellend, schwebt Patroklos Seele über dem Achilleus und treibt ihn an; ebenso sind auf altchristlichen Denkmälern geflügelte Figürchen, oft bis zum Uebersehen klein, über dem Haupte des Verstorbenen angebracht (Welcker, griech. Götterlehre 1, 808). Meine Mutter — so erzählt mir ein hierländischer Freund — zeigte mir in ihrem alten Gebetbüchlein oft ein Bild, auf dem in einer Bettlade ein Sterbender oder Kranker zu sehen war. Unten auf dem Fußbrette saß ein Vögelein und schaute ihm in's Gesicht. Auf meine Kinderfrage, was der Vogel bedeuten solle, meinte die Mutter bald, es sei der hl. Geist, bald es sei der Teufel, der auf die ausfahrende Seele lauere. Daß aber bei solcherlei älteren Bildwerken, selbst wenn eine Taube darauf vorgestellt ist, nicht geradezu an die columba eucharistica in diesem Falle gedacht zu werden braucht, dieß hat Wolf Beitr. 2, 209-219 an entscheidenden Beispielen, namentlich aus

Gregorius von Tours, nachgewiesen. Ist dir ein Liebes in der Fremde gestorben, so wird es dir ein Vögelein aus Fenster picken. Krähen, nordensher kommend und mit gesenktem Kopfe vom Dache schreiend, deuten auf den Tod des in diesem Hause Erkrankten. Aargau. Volksglaube. Es erscheint der verlassen am Meeresstrande stehenden Gudrun ein prophetischer Vogel, welcher ihr den auf dem Fuße nachkommenden Bräutigam und Befreier ankündet. In den Aargau. Sag. Nr. 48 erscheint die Seele Verstorbener als Taube, Rabe und Schmetterling; aber dann auch in minder edler Gestalt, als Irrlicht, als Kase, Kalb, Schwein und Hund. Der Hund, welcher den Gott und seine Botinnen, Odhinn und seine Walküren, begleitete, der dann unsern ältesten Gauheiligen unzertrennlich bleibt, z. B. der heil. Walpurgis, wird später zum Höllenhunde. Es läuft daher stets in Hundegestalt dem Zauberer seine verlorene Seele nach; so dem Doctor Faust sein Pudel, dem Famulus Wagner und dem Sean de Rivelle der seine, dem Cornelius Agrippa sein schwarzer Paredrius, und liegt der Meister im Sterben, so springt das schwarze Thier verzweifelnd in's Wasser. Der holländische Nachtgeist Lodder kommt einher, die Zottelhaut eines Hundes um die Schultern geschlagen, oder selber ein Hund mit Feuer- augen; er streckt die Pfoten über jeden brückenlosen Bach ans andere Ufer, wohin sein Pflegling als Liebhaber auf dem nächtlichen Wege zum Mädchen ist, und läßt ihn über Rücken, Hals und Arme bequem hinüber schreiten (Wolf, Ndl. Sag. Nr. 265. 213). Sogar die Nachtstunde giebt er dem Wandernden dabei an; denn flimmernd und pickend liegt er auf der Straße wie eine im Mondschein daliegende silberne Taschenuhr (Wolf, ibid. Nr. 213. 487—489). Hier ist dieser Geist das mit schwarzen Schlagshatten wechselnde glanzwebende Mondlicht; aber auch seinem Namen nach entspricht Lodder dem Lothur (Völuspa 18), welcher Odhins Bruder und Mitschöpfer der Menschen genannt ist. Später wird Letzterer zu Lothur=Loki, d. h. zum Vater der den Mond verschlingenden Hunde, gleichwie dieser Lodder in Hundsgestalt der Mond selbst ist. Anderwärts wird dieser Nachtgeist in den Niederlanden der lange Wapper genannt und

waselt oder wabert als Stadthund zu Antwerpen (Wolf, *ibid.* Nr. 379); er erzeugt bald dunkle, bald flammende Luftgebilde, welche von den Strandbewohnern auf ein Unheil voraus gedeutet werden (Grimm, *DS.* Nr. 280). Wie Lodder der loddernde Mondschein, so ist auch Wapper die Waberlohe des Gestirnes, und als solches sind Beide bald ein Begünstiger der Liebesnächte, welcher Brücken und Wege zur Stelle zaubert, bald ein den Freund oder sein nächtlich steuerndes Meerschiff grausam irreführender Unhold. Der persönliche Schutzgeist nimmt also alle möglichen Formen an und stellt jede einzelne Seelenthätigkeit seines Schutzbefohlenen in einer entsprechenden Thierverkörperung dar. Er kommt aus König Guntrams Munde als Schlanglein herausgetrochen (Grimm *DS.* Nr. 428), aus dem Munde der Tänzerin als rothes Mäuschen herausgesprungen (Goethes *Faust*). In Gestalt einer Taube flattert die Seele der verstorbenen Dienstmagd aus dem Hausjhranke (Margau. *Sag.* 2, Nr. 272), also im Schwanenhemde oder Falkengewand, gleichwie die Göttin Freyja ein solches trägt, welche sich in die Seelen der gefallenen Helden mit Odhinn theilt und deshalb Valfreyja heißt. Die eine der drei Schwestern, von denen Panzers Sagen so viel zu berichten wissen, hat schneeweiße Flügel gleich Engeln, die andere aber nicht, denn sie ist böse und wird sich noch ganz schwarz färben (1, 26). In der Kirche zu Isehoe ward ein Taubenflügel hergezeigt, ein Soldat hatte ihn der Jungfrau Maria abgeschossen, als sie die Stadt gegen das stürmende Heer der Schwarzen Grete beschützte (Müllenhoff, *Schlesw.-Holst. S.* pag. 121). Hier kämpft die weiße Taube gegen den schwarzbeschwingten Unheilsvogel, die christliche Maria gegen die heidnische Grete, beide als sich bestreitende Schutzgeister. Beide sind für diesen Kampf geflügelt, also Valküren; und so sind es auch die vorhin erwähnten drei Schwestern, von denen es bei Panzer 1, 180 heißt: Sie waren gefolgt von einem weißen und einem schwarzen Hündchen; sie ritten zu Dritt in den Krieg und wirkten da mehr als die Ritter selbst, d. h. mehr als die Schutzbefohlenen. Wie diese Fylgjen als Schildjungfrauen ihren Helden im Kampfe beschirmt,

so wurde die Thiergestalt, in welcher sie erschienen, zugleich des Helden Schildzeichen, das zwischen Weiß und Schwarz wechselnd, Schwan und Adler, Schimmel und Rappen, weiße und schwarze Doggen, Seefräulein und Mohrenköpfe u. s. w. am häufigsten aufweist.

Bei den nordamerikanischen Indianern gilt in gleicher Weise der Manitto. Er wird dem Menschen im Traume verliehen und hat ihm nun überall beizustehen. Der eine bekommt so die Gule, der andere den Büffel zum Begleiter, der Wilde ist stolz darauf und hält sich für stark und mächtig (Coskiel, Gesch. d. evang. Brüdermission. Barby 1789, 53).

Es ist aber nicht allzeit rathsam, seinen Gefolgsgeist zu erblicken. Wir sagen, wer sich selbst sieht, dem ist damit sein naher Tod angekündet. Im Norden heißt's, wer seine Fylgja schaut, den verläßt sie, der büßt damit sein Leben ein (Myth. 831). Nur einmal blickt sich Dryheus um und verliert damit auf immer die ihm nachfolgende Eurydice. Als Agrippas Schüler zu Löwen sich in des Meisters Studierzimmer geschlichen und da in dessen Beschwörungsbuche gelesen hatte, trat ein Geist zur verschlossenen Thüre herein und fragte, warum ruffst du mich, was soll ich dir thun? Der Schüler war darauf nicht gefaßt, fand in seiner Angst keine Antwort und wurde vom ergrimmden Geist erdroffelt (Wolf, Ndl. Sag. Nr. 264). In der letzten Predigt, welche Karlstadt zu Basel hielt, sah er, wie ein großer schwarzer Mann in die Kirche kam und sich neben den Bürgermeister setzte. Beim Weggang aus der Kirche fragte Karlstadt, wer der Unbekannte gewesen, aber das wußte keiner ihm zu sagen, denn Niemand hatte den Mann gesehen. Als der Prediger nach Hause kam, erzählte man ihm, der große schwarze Mann sei vor wenigen Augenblicken da gewesen, habe das jüngste und liebste Kind bei den Haaren ergriffen, als wolle er ihm den Hals brechen, doch habe er's zuletzt wieder hingesezt und ihm befohlen: Sage deinem Vater, daß ich binnen drei Tagen zurückkomme und daß er sich also bereit halte. Karlstadt erschrak darüber sehr, legte sich zu Bette und starb drei Tage nachher (Wolf, DMS. Nr. 96). Gerbert, der unter

dem Namen Sylvester II. den päpstlichen Stuhl bestieg, begegnete einst um Mittag in der Waldeinsamkeit einer Jungfrau, die sich Meridiana nannte. Auf ihren Wunsch entsagt er seiner bisherigen Geliebten, verbindet sich ehelich mit dieser Waldfrau, lernt durch ihre Belehrung Vergangenheit und Zukunft erkennen und wird bei solcher Weisheit das Oberhaupt der Kirche. Aber als er diese Meridiana einst während seines Kirchendienstes vor sich erblickt, ist es das letzte Jahr seines Pontificats und ein Vorzeichen seines Todes. Diese altenglische Sage nebst anderen ähnlich lautenden, von Casarius von Heisterbach in ascetischem Sinne erzählt, hat eine ausführliche Besprechung gefunden bei Wolf, Beitr. 2, 236 ff.

Zuweilen erscheint der Schatten nur um zu drohen, aber ohne weitere Folge. Der Schwarze in der Au (Aargau. Sag. Nr. 39) mit seinem Breithute und Zwerchsaß, stolpert Nachts neben und über den Leuten hoch einher; aber am Stromufer verläßt er sie wieder oder schleudert ihnen nur Steine in den Fluß nach. Läßt sich dagegen der lange Mann in der Mordgasse zu Hof blicken, so erfolgt im ganzen Voigtlande das große Sterben (Grimm DS. Nr. 167). Bei einer anderen Gelegenheit tritt der Schatten warnend auf und rettet sogar aus der Todesgefahr. Ein solches Beispiel wird erzählt aus Irland in dem bei Gotta erschienenen Sammelwerke Erin 6, 18. Ein Weib hatte einen Vampyr oder Leichenfresser zum Ehemann gehabt Namens Nora Guare, d. i. der Braunmann. Nach seinem Tode ließ sie sich einmal verleiten, an sein Grab zu gehen, um da zu lauschen, ob man denn das angebliche Lippenklopfen und Schnullen einer Vampyrleiche wirklich hören könne. Als sie da zufällig vor sich hinblickte, sah sie, wie ihr Schatten sich bewegte, während sie selbst stille saß, mit seinen schwarzen Armen ihr Winke gab, daß sie den Platz verlasse, alsdann eine Hand erhob, auf den Heimweg deutete, vom Boden aufstand und hinweg schritt. Nun folgte das erschreckte Weib nach. So war sie diesmal durch ihren Schatten gerettet worden. Denn hätte sie da der wieder erwachende Braunmann getroffen, so hätte er sie sofort verzehrt. Dieser haarsträubende

Glaube von dem selbstthätig auftretenden Schatten der eigenen Person ist uns fremd geworden; nicht aber der mit ihm verbundene andere, von dem noch wirksam vorhandenen Schatten längstbegrabner Leute. Kommt der Geist Verstorbener in Mondnächten vor die Hausthüre, so hütet sich der Inselfchwebe besonders von dessen Schatten getroffen zu werden, weil man sonst auch in des Gespenstes Gewalt geriethe (Muzwurm, Cibofolke 2, 265). Jener Knabe in Pfeffels Institut zu Kolmar soll die Eigenschaft besessen haben, an dem Plage, wo Todte begraben lagen, ihre ganze Gestalt in Dünsten aufsteigen zu sehen (Grimm, DS. Nr. 261). Jüngsthin hat Dr. Reichenbach darüber sogar eine Art Systematik zusammen gebaut in seinen Schriften über das Od und über die Sensitiven.

Dies führt uns auf den alten Brauch der Schattenprobe und der Schattenbuße. Bei der Schattenprobe wird der körperliche Schatten, den man in Sonnen- und Mondschein wirft, erforscht und als eine Art Lebens-Assicuranz behandelt, um sich damit seiner und der Seinigen Lebensdauer zu versichern.

Die Rabbinen Ramban, Rakanat, Bechai u. A. schreiben über 4. Moj. 14: Gott zeigt den Juden in der siebenten Nacht des Pfingstfestes und zwar durch den Mond, was ihnen das Jahr hindurch widerfahren solle. Daher gehen die Juden in dieser Nacht in den Mondschein hinaus, etliche nackt oder baarhäuptig, andere im Hemd oder Leinlaken, lassen das Gewand fallen und spreiten die Arme aus. Mangelt einem dann im Schatten der Kopf, so wird's ihm dieß Jahr den Kopf gelten, er wird sterben müssen. Mangelt ihm ein Finger, so wird ihm ein guter Freund sterben, mangelt ihm die Rechte, so trifft's den Sohn, und wenn die Linke, so wird ihm eine Tochter mit Tod abgehen. Sieht er gar keinen Schatten, so stirbt er ohne Zweifel noch ehe er von seiner neuesten Reise, die er vorhat, heimkehren wird. Und Alles dieses deuten die Rabbinen aus jener nachher noch zu erwägenden Bibelstelle: Es ist ihr Schatten von ihnen gewichen (Buxtorf, Judenschul. Basel 1643. p. 277).

Man tritt im Solothurner-Gäu zur Zeit der alten Faschnacht (an dem auf den Faschnachtssonntag zunächst folgenden) in

den Mondschein hinaus, nachdem man vorher ein Gebet zum Schutzpatron gesprochen hat. Wer da keinen vollkommenen Schatten wirft, an wessen Schatten der Kopf sich nicht scharf rundet, der glaubt, die nächstjährige Fasnacht nicht mehr zu erleben. Wirft aber da ein schwer Erkrankter scharfen Schatten, so hat man um so mehr Hoffnung für sein Aufkommen. Erblickt eine Jungfrau ihren Schatten zweiköpfig, so wird sie im folgenden Jahr ein uneheliches Kind zu stillen haben. Auf solcherlei zweifelhafte Versuche mag sich am besten die Redensart beziehen, vor seinem eigenen Schatten beben. „Ich weiß noch ganz gut, — so lautet die mündliche Mittheilung, die mir aus dem Dorfe Däniken an der Solothurner Aare zukam — wie unsere Großmutter selig sich freute und Gott dankte, als bei einer solchen Mondscheinprobe ein jedes von uns Kindern seinen tüchtigen Kernschatten geworfen hatte.“ Auch anderwärts noch ist dieser Brauch nicht verschollen. Wer am Sylvesterabend seinen Schatten ohne Kopf sieht, stirbt im nächsten Jahr (Kuhn, Nordd. Sag. p. 408, 148). Während des Essens am Weihnachtsabend erblickt Mancher beim Umschauen seinen Schatten doppelt; ein solcher stirbt dann im nächsten Jahre (Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 1, 265). Wer sich in der St. Marcusnacht (25. April) an die Kirchenthüre stellt, kann da die Schatten derjenigen erblicken, welche dieses Jahr über im Orte sterben werden (Bechstein, Mythe Sage und Märchen 1854. 1, 161).

Diese Sätze gehören keineswegs unter den gewöhnlichen Mischmasch abergläubischer und zielloser Vorstellungen der Jetztzeit, sie lassen sich schon frühzeitig nachweisen. Der Jesuite Delrio (Disquiss. mag. lib. IV. cap. 2, quest. VII., sect. 2) weiß, daß es seiner Zeit in einigen Klöstern eine herkömmliche Todesvorbotenschaft gewesen ist, wenn solche Mönche, die bald sterben sollten, gesehen wurden in ihrem Chorstuhle ohne Kopf sitzend. — Aber um solche dem Tode Verfallenden noch länger zu fristen, trug man sie dann wiederholt in die Sonne, man suchte ihren zaudernden Schatten zu erwecken. Der Isländer Thórrkill läßt sich in der Todesstunde in die Sonne hinaustragen

und befiehlt sich dem Gotte, der die Sonne geschaffen hat (Laudnama pag. 19). Aehnliches erzählt Rengger in seiner Reise nach Paraguay von dem indianischen Volksstamm der Quarani's, welche ehemals in den Gebirgswäldern Paraguays der herrschende und zahlreichste Volksstamm waren, nun aber nach und nach ganz aussterben. In der Vorempfindung des ihnen nahenden Untergangs geben sie vor, sie hätten seit alter Zeit einen Jesuitenpater bei sich, der ihr Vater und Rathgeber sei, aber so hochbetagt und abgelebt, daß sie ihn alle Tage an die Sonne hinaustragen müßten, um ihn lebendig zu wärmen. Aus dieser Schattenprobe in Mond- und Sonnenschein wird uns nun das weit verbreitete Märchen (Grimm, Nr. 44) vom Gevatter Tod erklärbar. Da spricht der Gevatter Tod zum Arzt: Wenn du zu einem Kranken gerufen wirst, so will ich jedesmal mit erscheinen; steh ich dann zu Füßen des Kranken, so ist er mein, und du hast dann zu erklären, alle Hilfe sei umsonst, kein Arzt in der Welt vermöge da zu retten. Nun ist der Arzt schlau. Er rettet alle schon für verloren gehaltenen Patienten damit, daß er sie verkehrt ins Bette legt; so daß der betrogene Tod zu ihren Häupten zu stehen kommt. — Was anderes soll damit gezeigt sein, als die vorhin erwähnte Vanglebigkeit dessen, der einen vollen Kernschatten wirft, und dagegen die Todesgefahr desjenigen, dessen Schatten kein deutliches Haupt abwirft. Der wechselweise bald zu den Füßen, bald zu den Häupten der Kranken stehende Gevatter Tod ist also klärlich jene Fylgja wieder, die der Skandinavier als die vorausgehende und als die nachfolgende Geleitsfrau unterschied. Zu völliger Verdeutschung wird dieser Glaube gebracht durch die Wendung, welche in Wolfs Deutsch. Hausmärchen pag. 366 dieselbe Erzählung nimmt. Denn hier ist eben diejenige Stellung des Todes zu Häupten der Kranken, die ihnen im Grimmschen Märchen das Leben bringt, eine ihnen das Leben absprechende.

Also ist bei Grimm der Lebensschatten die dem Körper nachschattende Hamingja, und bei Wolf eine ihm vorausschattende Forynja. Auch nach dem Talmud (Tractat. Abhodazara cap. 1) steht der Todesengel zu Haupt des Sterbebettes,



ein nacktes Schwert in der Hand, an dem drei Tropfen Galle hängen; von dem einen Tropfen stirbt der Mensch, vom andern erblaßt, und durch den dritten verfaul't er (Buxtorf Juden-schul. pag. 636). Im weiteren Verlaufe jener Wolfsischen Erzählung geht nun der in allen Kuren stets glückliche Arzt einmal durch den Wald und begegnet seinem Taufpathen dem Tode wieder. Der Arzt will ihn dießmal durchaus nach Hause begleiten und sehen, wo er wohne, und der Tod verweigert's und wehrt's und will es durchaus nicht zulassen. Zulezt setzt der Arzt seinen Willen durch. Sie kommen aus dem Wald hinaus vor ein Schloß, dieß ist gar schön, alle Päden aber sind daran zugeschlossen. Hier abermals soll der Doctor umkehren; jedoch seine Neugier ist zu rege, er will wissen, wie es im Schlosse des Todes aussieht. Da waren denn alle Zimmer dunkel, aber voll Lichtchen, eins am andern. Was ist das? fragte der Arzt erstaunt, und der Tod erwiederte: das sind die Lebenslichter der Menschen. Ach lieber Pathe, fragte der Arzt, wo ist denn meines? Und der Tod antwortete: darnach frage nicht, das ist dir nicht gut zu wissen. Da gieng es aber wieder wie vorher, der Arzt fragte so lange, bis der gute Tod ihm ein ganz kleines Lichtchen zeigte, welches nicht mehr weit vom Berlöschen war. „Nun gehst du mir aber und bleibst keinen Augenblick mehr,“ sprach der Tod ernst, „damit ich nicht hier mein Amt an dir üben muß;“ und er führte ihn rasch aus dem Schloß in den Wald zurück. Der Arzt eilte nach Hause und wurde noch am Abend ernstlich krank. Als er in der Nacht einmal erwachte, schaute er sich im Zimmer um, da stand der Tod zu Häupten seines Bettes. Allein listig wendete sich der Kranke rasch in dem Bette um und streckte dem Tode die Beine entgegen. Ruhig gieng der Tod an das andere Ende des Bettes. Doch da kehrte sich der Arzt abermals und trieb sein Spiel also fort bis gegen Morgen, so daß der Tod trotz aller Güte und Freundlichkeit dessen endlich doch müde wurde. „Mit dir einem habe ich mehr Noth, als mit Allen, die ich seit dem Vater Adam geholt habe, sprach er. Aber laß uns freundlich scheiden; sage mir, willst du heute noch leben, so gewähre ich

es dir gerne." Nur noch ein Vaterunser lang, sagte der Arzt. Das sei dir gewährt, sprach der Tod, der Arzt begann: „Vater unser der du bist — so, und jetzt bet, ich fünfzig Jahre lang daran!“ da lachte der Tod und sprach, ich werde mich hüten, noch einem Doctor meine Kunst zu lehren!

Allgemein glaubt man in der bair. Oberpfalz, jedem Kranken, der sterben solle, stellt sich der Tod sichtbar ans Bette. „Wisset,“ sagt da der Gevatter Tod, „wenn ich bei einem Kranken zu Füßen stehe, so kommt er selber wieder auf die Füße; stehe ich aber ihm zu Kopfen, so muß er sterben.“ Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 3, 7. 12.

Geboren werden, heirathen und sterben sind die drei Acte im Schauspiel des menschlichen Lebens. Die Forynja, Hamingja und Walküre sind die dreierlei Schutzgeister der drei Menschenalter, oder die dreierlei Arten des Schattens, die den drei Zeiträumen eines Menschenlebens zukommen. Der lichte Morgengeist bläst dem Kinde die Seele ein, bräutlich vermählt sich der Mittagsgeist dem gereiften Manne, und hinter dem gebeugten Greise sinkt auch sein Abend Schatten zusammen. Den Lebensmorgen stellen alle Volkssymbole als Licht, Lebensflamme, Lichtblume, brennendes Scheit dar, und den Lebensabend als eine Finsterniß, als ein Erlöschen, Ausglühen und Asche werden. Als der Jägerknabe die Hexe erschießen will, lacht diese laut auf und spricht: mein Leben wohnt nicht in mir, sondern weit weg in einem verschlossenen Berg. Da ist ein Teich, auf dem Teich schwimmt eine Ente, in der Ente ist ein Ei, in dem Ei brennt ein Licht, dieß ist mein Leben, wenn du es auslöschest könntest! (Haltrich, Siebenbürg. Märch. pag. 189.) Als König Mykerinos von Aegypten nach seiner Tochter Tod das Orakel erhält, daß auch er nach sieben Jahren sterben müsse, sucht er seine Lebenstage zu verdoppeln, indem er die Nächte durch Lampen ohne Zahl erleuchten läßt (Herodot. II. 133). Und daraus ist das heilige Lampenfest zu Saïs entstanden, das man in derselben Festnacht begiegt, in der man des Osiris Tod beklagt. Der Altgriechen und der Deutsche bestecken den Geburtstagskuchen des Kindes mit so viel Lichtchen, als es Lebens-

jahre zählt; dagegen ist das eine Lebenslicht, das dem alternen Arzt im Schlosse des Todes gezeigt wird, schon bis auf ein Stümpfchen herabgebrannt. Der Jugendgeist ist ein auflosender, feuriger; die Abgeschiedenen aber sitzen „in Finsterniß und Schatten des Todes (Luc. 1, 79), sie sind hingegangen in das Land der Finsterniß und des Dunkels, da es stockdick finster ist“ (Hiob 10, 21).

Man verbrennt nicht bloß die Leichen, sondern um den Tod zu vertreiben, entzündet man lebendiges Feuer. Um den Todeschatten der sinkenden Jahreszeit zu mildern, zündet man die Sonnenwend- und Neujahrsfeuer an; um den Tod vom Sterbenden abzuhalten, giebt man dem im Verschneiden Liegenden ein brennendes Licht zu halten; die Sterberkerze oder Römerkerze. Ist der Kranke verschieden, so nimmt man ihm das Licht aus den gefalteten Händen und läßt es vom Jüngsten im Hause ausblasen. Dieß ruft bei den Umstehenden gewöhnlich das bitterste Wehklagen hervor. Das Gleiche geschieht nochmals, wenn der Schreiner den Sarg bringt und der Leichnam hineingelegt wird (Margauer Brauch).

Und von diesem katholisch kirchlichen Brauch her hat sich auf die Protestanten der Glaube vererbt, ein schwer Erkrankter werde sterben müssen, wenn nach der Abendmahlsfeier der Dampf der ausgeblasenen Altarkerze zur Kirche hinauszieht (Kuhn, Nordd. Sag. pag. 436). Jene Römerkerze soll im Sterbenden dem Mangel an Licht wehren, mit dieser Altarkerze ist ihm sein eigenes Lebenslicht ausgeblasen. Das Licht des Herrn ist des Menschen Seele (Prov. 20). Ebenso tröstlich lehrten die Pythagoräer, daß die Seele des Gestorbenen keinen Schatten mache (Welcker, Kl. Schrift. 3, 161). In israelitischen Trauerhäusern ist es nach dem noch herrschenden Profanglauben nicht bloß durch Trauer düster, sondern geradezu finster, schattig durch den fortdauernden Einfluß des jüngst Verstorbenen, der nach seinem Tode noch im Hause herumzuwandeln hat. Man läßt darum bei jedem Trauerfalle sieben Tage lang, in vermöglichen Familien sogar das ganze Trauerjahr hindurch ein Licht brennen, und im Leichengebete heißt es, Gott wolle „den Schatten“

(des Verstorbenen Seele) in Schutz nehmen und nicht verstoßen. Jedes folgende Jahr sodann wird an dem Begräbnistage des Verstorbenen jenes Licht wieder angezündet. So ist es Sitte in den zwei Nargauer Judengemeinden Lengnau und Emdingen, und so beschreibt es auch als einen heutigen Brauch der Pariser Juden Ben Baruch Crehange im *Annuaire officiel du culte israélite*, Paris 1858, pag. 104.

In der Oberpfalz herrscht der Glaube, die Seele gehe hinter ihrer Leiche mit drein zum Kirchhof. Da muß sie dann die Gottesackerwache halten, bis wieder eine Leiche hergebracht wird, von deren Seele sie abgelöst wird. Dann kehrt sie auf sechzig Tage ins Trauerhaus zurück und wiederholt denselben Besuch alljährlich an ihrem Todestage (Schönwerth, Oberpfalz 1, 281). Eine ähnliche Vorstellung äußert Paracelsus. Der Geist des Menschen, sagt er, gleicht ganz seinem Leibe, als solcher ist der Geist ein magischer Schatten, der, weil er aus dem Universum stammt, nach des Menschen Tod der Leib der Seele bleibt. Der Geist derer aber, die an die Erde gekettet sind (durch begangene Verbrechen oder A.), bleibt als eine unselige Dunstgestalt in der Nähe des von ihm verlassenen Leibes. Nach der Litthauer Sage *Ragina* (in *Jordans litth. Volksl. u. Sag.* 1844) kommen die Seelen verstorbener Kinder als Rauch und Nebel auf die Erde zurück. Wir müssen daher diese Schatten hinwegleuchten oder ihnen zur Verklärung verhelfen. In solchem Denken schmücken wir am Allerseelentage die Gräber mit Blumen, farbigen Laternen und brennenden Kerzchen. Die Paracelsisten hatten eine eigene Lebenslampe construirt, deren hellere und schwächere Flamme die Lebenskraft ihres Besitzers anzeigte und bei seinem Tode erlosch. Man nannte sie Lebenskerze, *Biolychnium*, aber auch Blutlampe; denn da die junge Menschenseele als reines Feuer galt, so verfertigte man die Kerze chemisch aus Menschenblut und Kinderhändchen. Kinderfingerchen wurden darum von Hexen, Schatzgräbern und Zauberern auf Kirchhöfen begierig ausgegraben, in dem Glauben, daß schon solche Fingerchen die Leuchtkraft eines ewigen Lichtes hätten. Der Engländer *Olivarius Arto*

und der Leipziger Bürgermeister Hieronymus Meuter sollen solche Blutterzen besessen haben, die bei ihrem Lebensende augenblicklich erloschen (Zedler, Univ. Lex. 4, 242). Es liegt dieser Glaube von einer lichtgleich verwehenden und erlöschenden Seele schon im Namen selbst, welchen die Seele in den ältesten Sprachen führt. In den altbrahmanischen Religions-systemen und im Buddhismus wird die endliche Bestimmung der Seele mit dem Worte Nirvâna ausgedrückt, das aus *vâ* blasen, und der Negation *nir* zusammengesetzt ist, also Verlöschen und Auswehen bedeutet. Auch stellt Grimm, Gramm. 2, 99 unser Wort *saiv-ala* (anima) zu *saivs* (mare, fluctus), also ebenfalls zum Begriffe einer verwehenden, her- und wegwohenden Kraft.

In einer schwedischen Sage wird dieser Glaube von Licht und Schatten nach den beiden Seiten unserer Untersuchung sehr belangreich ausgedrückt, Lenau erzählt sie in seinen „Neueren Gedichten“ unter dem Titel Anna, und seiner Erzählung folge ich hier. Braut Anna wünscht ihre Körperschönheit nicht im Wochenbette einbüßen zu müssen. Sie wirft daher in der Heidemühle sieben Weizenkörner durch ihren Ehering auf den Mahlstein hinunter und läßt sie zermalmen. Bei jedem Weizenkorn, das der Stein zerquetscht, hört man das Wimmern einer Kinderstimme. So erspart sich die Gitle die Geburt von sieben ihr vorbestimmt gewesenen Kindern. Aber nach sieben unfruchtbaren Ehejahren ist Annas Schönheit und Gestalt verfallen, sie wirft nun keinen Schatten mehr. Vom Gemahl verstoßen muß sie vom Bettelbrod leben, ihr begangener Frevel treibt sie zur Buße. Da sie nun einst reinigen Herzens in eine Waldkapelle eintritt, sieht sie auf dem Altar sieben Kerzen, die da ohne Leuchter stehen und brennen. Zugleich ziehen an der Betenden sieben lächelnde Lichtgestalten vorüber: die Ungeborenen, deren aufkeimendes Herz sie einst zerstört hatte, sind nun versöhnt, und Anna ist damit ihrer Leiden ledig. So büßt Anna ihre Sünde ab, und ihre Strafe besteht darin, daß sie schattenverlustig geworden. Diese Schattenbuße ist ehemals im deutschen Rechte von Wichtigkeit gewesen und hat zum Theil noch immer ihre Anwendung.

Allgemein ist unter dem Landvolke im Solothurner-Gäu

der Glaube verbreitet, man dürfe mit seinem eigenen Schatten kein Spiel treiben. Kindern wehrt man es, wenn sie mit der Handstellung Thierschatten, die sogenannten Hässchen, an der Zimmerwand bilden; man sagt ihnen, der Schatten werde böse und schlage einem zuletzt ins Gesicht. Der ältere Glaube meinte, wer seine fylgja schaut, den verläßt, von dem geht sie (Myth. 831); hier aber tritt der Schatten selbstthätig gegen den an ihm Frevelnden hervor und schlägt, d. h. erschlägt ihn. Dadurch wird uns endlich eine alte Rechtsfittte erklärbar, jene oft erwähnte Scheinbuße vom geschlagenen Schatten. Es gilt im schwäbischen Landrechte die Bestimmung, daß ein Unfreier, beleidigt von einem Freien, an dessen Schatten Rache nehmen könne, und dieß hat also zu geschehen: der Beleidiger muß an einer von der Sonne beschienenen Wand stehen, der beleidigte Unfreie aber soll des Beleidigers Schatten an den Hals schlagen und somit seine Rechtfertigung gewonnen haben (Grimm, RA. 678. Schmeller, Wörterb. 3, 413). Dem mit seinem Schatten unziemlich spielenden Kinde wird von jenem eigenhändig ins Gesicht, und dem Schatten des Gegners wird vom unfreien Spielmann an den Hals geschlagen. Dorten nimmt sich der Schatten selbst Rache, hier wird sie an ihm genommen, in beiden Fällen aber zum Unheil des Schattenwerfenden; denn diesem soll damit ans Leben gegriffen sein. Grimm in den Rechtsalterthümern macht bei diesem Punkt geltend, daß manche Strafen des altdutschen Rechtes mit der Zeit ihren Sinn verloren und zu bloßen Scheinbußen herabsanken, die dann nur noch gegen Unfreie oder Unmündige zu einer Art ironischer Anwendung gebracht wurden. Dem läßt sich auch der weitere Erklärungsgrund beifügen, daß der kindliche Glaube an die geistige Wesenheit des Körperschattens eben bei Kindern und Knechten noch lange verblieben sein mußte, nachdem die Vernunft-Entwicklung der Freien in ihm längst nichts anderes mehr erblicken mochte, als eine physische Folge. Und daher nun muß der Umstand rühren, daß die Strafe, welche am Schatten des Verbrechers vollzogen wurde, selbst noch im 15. Jahrhundert vollzogen und der Strafe der Entehrung gleich-

gehalten worden ist. In Luthers Tischreden geschieht eines von Kaiser Maximilian I. gemilderten Todesurtheiles Erwähnung: wenn man den Uebelthäter zum Nichtplaze bringe, solle ihm die Erde seines Schattens weggestochen oder weggestoßen, und er selbst darauf Landes verwiesen werden; und das heißt „ein gemalter Tod.“ Hermann Kurz, Erzählungen Bd. 1, Stuttg. 1858 erzählt diesen Gerichtsfall aus einer späteren, aber einlässlichen Quelle. Von Purgstall, ein Edelmann im Gefolge des Kaisers, sollte auf dem Reichstage seinen Genossen von Trotta Nachts in dessen Schlafgemache erstochen haben. Purgstalls blutiges Schwert war neben der Leiche gefunden worden. Der Angeschuldigte bezeugte, sein eignes Schlafgemach jene Nacht nicht verlassen zu haben, und konnte nicht überwiesen werden. Man nahm an, der Teufel müsse Purgstalls Schattengestalt (larvam) angenommen und die That verübt haben. Darum wurde schließlich der Delinquent gegen die Sonne geführt und hinter ihm seinem Schatten der Kopf abgestoßen. Diese Scheinhinrichtung, vollzogen am Schatten, mußte ehedem einer am Verbrecher wirklich vollzogenen für gleich gehalten worden sein. Swaz ich im tuon, daz sol er minem schatten tuon, ist ein oberdeutsches RechtsSprichwort. Das heute noch bei uns übliche Kinderspiel Schattejagis, Schatte-trämperlig's (Memann. Kinderlied. pag. 415) redet deutlich genug für das Ernstgemeinte einer solchen Genugthuung und Buße; denn in diesem Fangspiele sucht der Verfolger der einen Spielgenossenschaft den Verfolgten der andern Spielpartei auf solche Nähe zu erreichen, daß er ihm in den Schatten treten kann; damit hat er diesen Vorläufer der Gegenpartei spieltodt getreten. Ein anderes Kinderspiel *ibid.* pag. 442: „Eli, Eli, i tramp dir uf dine Schüehli,“ deutet mit dem Rufnamen Eli auf Hel; es ist gleichfalls ein Fangspiel, bei dem die als Thiere gedachten Kinder sich auf die Fußzehen zu treten suchen. Auf den Salomons-Inseln, östlich von Neu-Guinea, wird jeder Eingeborne, der auf den Schatten des Königs tritt, mit dem Tode bestraft (Dumont d'Urville, Reise um die Welt, übers. von Diezmann 1837. 2, 89).

Das Material über den Schatten als Seele ist hiemit noch keineswegs erschöpft, aber das bereits Mitgetheilte mag genügen, es erklärt so viel, als es soll. Nun liegt eine Frage so nahe, daß man ihr billig nicht ausweichen kann, die nemlich um den ethischen Gehalt dieses bisher besprochenen Glaubenssages. Denn, sagt man, wenn dem Heidenglauben ein Himmel der Seligen bereits gewiß war, wozu denn noch zugleich und daneben dieser unerquickliche Glaube von einem mit wesenlosen Schemen angefüllten Schattenreiche? Neben Abrahams Schoß hatte der Jude sein Scheol, neben dem Elysiun der Grieche seinen Aides, neben Odhinn's Walhall der Germane Hels dunkles Todtenreich. Wozu aber dieser reizlose Schattenort, wenn doch bereits ein Himmel da ist und außerdem ein Straf- und Qualort ursprünglich nie besteht? Wozu also ist des Herakles Schatten gleichzeitig im Aides zu sehen, während seine Heldenperson im Olymp sitzt im Kreise der unsterblichen Götter? vgl. Od. XI, 601. Die Antwort darauf war dem Heiden jedenfalls geläufiger als uns; wir trennen und theilen da, wo er dieses Doppelverhältniß noch ruhig beisammen liegen und dann folgerichtig auseinander sich entwickeln sah. Er wußte noch wohl, wie spät seine Olympier aus dem Gebirge, das ursprünglich ihr Wohnsitz gewesen, zum Olymp hinaufgestiegen waren. Dort erst hörten sie dann auf, ihm als Erdgötter zu gelten. Je mehr sie nun jenseitige wurden, desto düsterer und irdischer gestaltete sich das Diesseits und die Wirklichkeit, aus der sie entwichen; desto schwererlastend und trübseeltiger wurde das Schattenreich, der finstere Erdleib, den sie sich vormals ohne Verdruß freiwillig zum Wohnorte gewählt hatten. Nur dann erst, wenn die Erdgötter durch die Herrschaft der nachgeborenen Olympier ungebührlich herabgedrückt werden, erscheint nun auch dieses Schattenreich als bedrückendes, trostloses, in welchem diese Götter als mediatisirte und die Seelen als unvermögende einen Zwangsaufenthalt nehmen müssen. Diese Empfindung von Verlassenheit und Schmerz ist von später Entstehung, sonst hätte der Frühlingsgott Adonis nicht die eine Hälfte des Jahres in der Unterwelt, die andere



im Olymp verlebt; es hätte der Gott der Ausdauer und Energie, Herakles, nicht selber bei den Schatten gehaust, der zur Hölle Niedergefahrene würde sonst auf Deta sich nicht selbst verbrannt haben. Und ein ähnlicher Gedankengang ist in dem Religionsysteme der Hebräer und der Germanen ebenfalls zu erkennen. Der Germane, der seinem Körperschatten Wesenheit und Leben zugeschrieben hatte, brauchte vor dem endlichen Betreten der Schattenwelt nicht zurückzusehen; und der Hebräer erschrickt vor ihr erst alsdann sadducäerhaft, wenn ihn der speculative Gedanke aus der Fremde her beschleicht; dann wird auch ihm der Schatten, der sonst „sein Leben, seine Stärke und Kraft“ geheißten hat, zum leeren Nichts. Im Indischen Märchen „Des Holzhauers Tochter“ spricht der Geist, der um das arme Mädchen freiet, zum Vater desselben folgendes Bräutigamsversprechen: Gib mir deine Tochter, dann soll euer Schatten wachsen, eure Schätze sollen groß werden. Märchensammlung von Somadeva Bhatta, übers. von Brockhaus 2, 193. Von Hiskia, als er sterben wollte, weicht der Schatten; erst als Jesaja mit der Kunde zu ihm tritt, daß Gott ihm das Leben verlängern wolle, kehrt auch der Schatten am Sonnenzeiger um die zehen Linien wieder zurück, über welche die Sonne bereits gelaufen ist. Der Jude nahm also im körperlichen Schatten den gleichen Lebensgeist an, wie unser Alterthum, und ein Volk vertilgen, nannte er, demselben seinen Schatten nehmen. Als die Israeliten zagten, die Enak'söhne unter den Kanaanitern bekämpfen zu können, spricht Josua ermunternd zur Gemeinde: Wir wollen sie wie Brod fressen, denn es ist ihr Schatten von ihnen gewichen (4. Mos. 14, 9). Die Chaldäische Bibel übersetzt hier das Wort Schatten mit Stärke und Kraft: *robur, praesidium eorum*; Luther: es ist ihr Schutz von ihnen gewichen. Aber dieser Schutzgeist wandert anderwärts nach Scheol, um da verschlungen zu werden, gleichwie der zu Hel Bekommene späterhin als ein in die Hölle verstoßener erscheint. „Die Unterwelt thut weit auf ihre Gier“ sagt dann Jesaja 5, 14 und Luther übersetzt: Weit auf sperret die Hölle ihre Seele, maßlos thut sie den Rachen auf.

Von solchem Tode der Vernichtung mag der entschlossene Heide nicht hören, vielmehr glaubt er, daß sogar seine Leiche auch im Grabe noch im Stande sein werde, einen ins Land fallenden Feind zurückzuschrecken. Daher befiehlt der deutsche Häuptling Iwar sterbend, ihn an derjenigen Landesgrenze zu begraben, an welcher man am meisten feindliche Ueberfälle zu erwarten habe. Dieß geschah, und als nachmals König Harald mit seinem Heere an dieser Stelle bei Strandfordbridge (i. J. 1066) landete, fiel er in der ersten Schlacht. Iwar lebt also in seinem Grabhügel fort, gleichwie der todte Gunnar Licht in seinem Grabe hat und froh singt, oder wie Agantyr, schon begraben, noch mit Hervör sich unterredet (vgl. Niswurm, Nord. Sag. pag. 396).

Das neuzeitliche Denken ist an solchem Glauben arm, es plagt sich vielmehr mit jener trostlosen Entwerthung aller Lebensverhältnisse, die durch den Mortificationsinn der Mönchszeiten auf die Bahn gebracht worden ist. Seitdem alles wirkliche Leben nur als ein Scheindasein, die ganze reiche Welt als ein höhnischer Sinnentzug und der Mensch in ihr als ein Schattenbildern nachjagender Thor galt, schleicht durch unser ermüdetes Schulgedächtniß dieser feige Selbstverdruß noch immer in allerlei Lehrsprüchlein.

Die Prädicantenweisheit steht nicht an, jeden substantiellsten Bauersmann zum Schatten zu degradieren. Kommt man im St. Gallerland an der Krinauer Pfarrkirche vorüber und schaut an die Wand zur Sonnenuhr hinauf, so ist da in dicken Buchstaben die Umschrift zu lesen: Umbra, quid adspicis umbram? (Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 2, 47). Was soll sich die gute Dorfgemeinde dabei denken, die diese Sonnenuhr bezahlt hat, oder was der Dorfschmied, der die schattenwerfende Eisenstange selbst hinauf genietet hat? Eine ähnliche geistlose Auffassung der Dinge geht sogar durch Herders Dichtungen; in seinem Spruche, der Mensch und sein Schatten, heißt es:

Sage, was hab' ich mit dir?  
 Du bist vor und hinter mir,  
 Deder Schatten, schwarzer Geist,  
 Der mein Nichts mir immer weist!

Viel tiefer hat darüber Fr. v. Logau gedacht. Er sieht im Schatten, den wir werfen, unsere körperliche Gebundenheit, hebt aber über dieselbe diejenigen Menschen hinweg, welche, weil sie geistig wirken, nicht zu Schatten erblassen. Eines seiner Epigramme (Lessings Werke, ed. Lachmann 5, 216) lautet:

Ueber seinen Schatten springen,  
 Kann dem Leichtsten nicht gelingen:  
 Dichtern aber kann's gelingen,  
 Ueber ihren Tod zu springen.

Logau läßt also jeden uneigennützig schöpferischen Geist, dessen Arbeit das Gesamtergebnis des Wissens vergrößert hat, an den Wahrheiten, die er lebenslänglich geliebt, einen unsterblichen Antheil haben; Herder aber wirft einen solchen zusammen mit jedem Blödsinnigen oder Frivolon, der mit seinem Geschlechte weiter nichts gemein hat, als geboren zu sein und zu sterben. Und Logaus Auffassung ist dem allgewöhnlichsten Begriffe keineswegs zu sublim. Je unvergeßlicher und lieber Jemand gewesen ist, um so weniger scheint er in seiner Familie ganz weggestorben zu sein. Von dem Hingeschiedenen, der nicht mehr mit uns zu Tische sitzt, heißt es: Ich meine, ich sehe ihn immer noch an seinem Plage; es ist mir, als müßt ich ihn noch dasitzen sehen. In unser Bauer ist der Meinung, es präge der Mensch ein langes Leben hindurch in Dach und Fach der Wohnung seinen Körperschatten so dauerhaft ein, daß dieser noch lange hernach an Wand und Mauer sichtbar bleibe. Darüber äußert sich A. Corrodi anmuthig, wenn er in seinen Kinder-Erzählungen „Aus Wald und Feld“ (Stuttg. 1858, 26) das Alter eines verfallenden Dorfkirchleins also beschreibt: die Kirchenbänke sind glatt und glänzend; aber nicht vom Polieren, sondern vom Sitzen und Brauchen. Bei jeder Bank geht an der Mauer ein dunkler Fleck empor, der ganzen Reihe nach

Hinunter. Diese Flecken sind nach und nach entstanden von dem Schatten derjenigen, die ganz an der Mauer saßen. Da kannst du sehen, wie viele Male die Sonne schon in das Kirchlein und auf die Gemeinde geschienen haben mag.

Wer nun seinen Schatten schon bei Lebzeiten verloren hat, hat sich damit auch um seine freie Zukunft nach dem Tode gebracht, und geräth in Unseligkeit; und hier beginnen die Sagen vom Schattenraub und Schattenverkauf, mit denen sich dieser Auffsatz seinem Ende nähert.

Wenn das sogenannte Burg- und Mittagsfräulein erscheint, kann man es daran erkennen, daß es keinen Schatten wirft; denn es ist ein Geist, welcher, wenn er hier sich blicken läßt, seine wirkliche Seele in der andern Welt zurückgelassen haben muß. Ins Heiligthum des Zeus Lykaios in Arkadien einzutreten, war verboten; wer da mit Gewalt eindrang, starb noch in demselben Jahre. Weder Menschen noch Thiere warfen, sagte man, darin einen Schatten (Pausanias 8. 38, 5). Theopompus versichert, daß die Körper derer, die das verbotene Gehäuge des Zeus (*τὸ ἄβαιόν*) in Arkadien beträten, keinen Schatten würfen (Polyb. XVI, 12). Hier weicht also der schützende Dämon von der Person des gottentweihenden Eindringlings und überläßt ihn den Schrecken des Todes. Um zu Gott kommen zu können, scheint mir dieß zu sagen, muß man selber Licht werden und die körperliche Existenz hingeben; oder wie Tacitus es ausdrückt, nur Sterbende vermögen Gott zu schauen. Der Küster Bröns hatte den Teufel geprellt und gieng lebenslänglich ohne Schatten (Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. pag. 454). In Schottland gelten diejenigen für die besten Zauberer, die keinen Schatten werfen (Myth. 976). Anna, in der vorerwähnten schwed. Sage, wirft keinen Schatten mehr, nachdem sie durch magische Mittel die Geburt der ihr bestimmt gewesenen Kinder unterdrückt hatte. Durch das Mittel des Zaubers, dessen sie sich bedient, verfällt sie zugleich dem Zaubermeister selbst, welcher der Schattenfürst und Psychopompos ist. Das Landgespenst in Flandern und Brabant ist der Lodder, der einst ein armer Bauer gewesen war und, um

reich zu werden, dem Teufel seine Seele auf zwanzig Jahre verkauft hatte. Als aber diese Zeit um war, wurde der geschlossene Vertrag zu nichten, und seitdem ist Lodder verdammt, in allen jenen Körperformen und Arten ruhelos auf Erden sich umher zu treiben, in denen die Gefolgsgeister und Geister Schatten auftreten. Er erscheint daher theils als physischer Schatten des Baumes, der Wassertiefe, Stromfurt und Sturmnacht; theils in den Gestalten des Werwolfs, Rosses, Hundes, Vogels, Alpes, der Raze (Wolf, Ndl. Sag. Nr. 213, 487—489); daß er dabei zugleich das personifizierte Todtenheer ist und diesem den niederländischen Namen Ludergher gegeben hat, werde ich bei einer anderen Gelegenheit nachweisen. Von dem Schicksale eines berühmten Professors an der Hochschule zu Löwen, der über dem Streben nach Weisheit seinen Schatten verloren hatte, erzählt Wolf *ibid.* 445. Es war während seiner Vorlesungen von seiner Person nie etwas anderes als das Buch und das Varet zu erblicken, beide schienen durch den Saal oder über das Katheder nur zu schweben. Eines Tages hatte ein Student etwas bei ihm zu erfragen, gieng in sein Wohnhaus und wurde von der Magd in das Studierzimmer geführt. Da sah er nun ein paar Pantoffeln unter dem Tische trippeln und auf dem Tische eine Schreibfeder in aller Eile über daliegenes Papier laufen und schreiben. Er dachte gleich, das ist der Professor, und bat ihn, ihm eine Frage auslegen zu wollen. Allein jener antwortete nicht und die Feder lief immer fort. Da gieng der Student neben den Sessel stehen und wollte sich auf eine Armlehne stützen, um zu sehen, was der Professor schreibe. Doch nun sank dieser mit dem Kopfe gegen die Rückenlehne und war jetzt auf einmal sichtbar und todt. In Konr. Maurer's *Isländ. Sagen* pag. 121 hört Saemundr der Weise zu Paris Collegia beim Teufel und muß ihm zum Honorar seinen Schatten lassen.

Die Sage vom Teufel zu Salamanca ist erst durch das von Theodor Körner darüber geschriebene Gedicht unter uns allgemein verbreitet worden. Meines Wissens findet sie sich in deutscher Aufzeichnung zuerst in Joh. Kimbergs *Denkwürdiger*

Reisebeschreib. pag. 590, und ist daraus übergegangen in F. D. Ernst, Auserlesene Denkwürdigkeiten in 400 Abtheil. Ep33. 1693, pag. 1025. Der ganze Inhalt erinnert an die Faustsage und schließt auch so wie sie, nemlich mit dem Untergang des neu erschaffenen Homunculus. Das Einzelne über den dabei verloren gehenden Schatten lautet also:

In der Straße S. Pollo zu Salamanca war unter einem Eckhause eine Gruft, in welcher der Teufel Schule hielt. Er unterhielt, beköstigte und unterwies da allzeit sieben Studenten zusammen, die dagegen, wenn sie ausstudiert hatten, ihm den siebenten für die Ewigkeit überlassen mußten. Vertragsgemäß betraf dieses Loß einst auch den Marquese de Villano (d. h. Schusterle). Er sollte da bleiben, als die übrigen Sechse für immer die Schule verließen. Der junge Graf aber sagte zum Teufel: Nein, nicht ich bin der Letzte, sondern dieser da, und ihn magst du behalten. Damit zeigte er auf seinen Schatten an der Zimmerwand, und der überlistete Teufel mußte sich mit diesem begnügen. Von nun an warf der Graf bei Tag und Nacht keinen Schatten mehr. Doch damit war es ihm noch nicht genug. Hier hatte er unter andern Künsten auch diese gelernt, wie man alte Leute wieder verjüngt. Nachdem er nun selbst zu Jahren gekommen war, wollte er zu seinem eignen Vortheil von seinem Geheimmittel Gebrauch machen. Er kaufte sich dazu etliche Mohren und ordnete mit ihnen alles an, was an seiner Person vorgenommen werden mußte, sobald es mit ihm zu Ende gehe. Sie sollten ihn alsdann schnell tödten, in kleine Stücke zerhacken, die Stücke in eine Glasflasche füllen und diese in Pferdemitz setzen. Alles dieß geschah. Allein zur Unzeit war schon nach etlichen Wochen die Polizei dahinter gekommen, und die Mohren wurden durch die Folter zum Geständnisse gebracht, wo Villano von ihnen begraben worden. Beim Nachsuchen fand man allerdings das Glas und darinnen ein bereits ganz wohlgestaltetes Kind. Jedoch Rath und Gericht beschloßen, solches zum Feuer zu verdammen, und somit wurde Villano, bevor er wieder ausgewachsen war, durch Lücke des Teufels verbrannt.

Die Sage in dieser Fassung ist aus zweierlei Substanzen zusammengesetzt, und die zweite davon, welche sich mit der Wiederverjüngung des Gestorbenen beschäftigt, also mit der Erschaffung des faustischen Homunculus, ist von sehr hohem Alter.

Die Zauberer Virgilius und Paracelsus lassen sich in Stücke hauen und würden am neunten Tage wieder aufleben, wenn des Kaisers Vorwitz die Umgeburd nicht zu frühe stören würde (Alpenburg, Tirol. Sag. 1, 309). Der polnische Räuber Twardowsky und der ungarische Eisenlaci werden zerhauen und mit gekochten Heilkräutern begossen; nach sieben Monaten gewinnt ihr Leichnam wieder Kinder- oder Jünglingsgestalt (Mannhardt, Mythen 66). Vom Perser Lokhman erzählt dasselbe Ald. Dlearius in seiner Pers. Reisebeschreib. 4. Band, 29 Kap. 433.

Hier ist schließlich nur vom „Wasser des Lebens“ die Rede, welches in unsern Kindermärchen als Wundersalbe (Wolf, Märch. pag. 217) eine so große Rolle spielt. Es ist „das Wasser aus dem Paradiese“, mit welchem Medea Jasons alten Vater verjüngt; „das Bad im Maienthau“, mit welchem man Pest, Auszug und Tod abwendet; „der St. Johannis- und St. Walburgisthau“, mit dem man sich Gesicht und Glieder wäscht, um sich das Leben zu verlängern. Isländer und Schweden pflegten sich in Thau zu baden: ut morbi corporis miraculose sanentur. Fin-Magnusen, Lexicon Myth. 72. Dieser Lebensthau wird in den beiden vorausgezählten Sagen dann angewendet, wenn das Leben desjenigen unwiederrücklich abläuft, der schon seinen Schatten vorher dran gegeben hat, d. i. seine Seele. Der verlorene Schatten soll ihm durch das Wasser des Lebens wieder leibhaftig gemacht werden. Eben hievon weiß nun auch unser altheidnischer Glaube zu erzählen. Denn wenn die Walküren, die Begleiterinnen Odhinn's, den Nachthimmel durchreiten und ihren Rossen Thau aus der Mähne trieft, so fügen sich die Glieder der in der Schlacht gefallenen Krieger, die drunten auf der Walstatt todt liegen, neu zusammen, der Thau wird ihnen zum Wasser des Lebens, und davon

benetzt, erheben sie sich noch einmal und fechten als Schatten die unentschieden gebliebene Schlacht aus. Doch wir widmen in der Abhandlung über den Knochencultus dem Wasser des Lebens einen besondern Abschnitt und lassen daher für jetzt diesen Gegenstand hier fallen.

Die neueste Erzählung über den Schatten, ist Peter Schlemihl von Ad. v. Chamisso. Sie ruht auf dem unerfindbaren Grunde eines wirklichen Märchenstoffes, gehört also dem hier behandelten Thema an und hat sich nur gefallen zu lassen, daß man ihre echten Bestandtheile hier heraushebt und bündig zusammenrückt. Der Eigennamen Schlemihl ist aus dem Jenischen entlehnt; Schlemihl bedeutet den Pechvogel (Anton, Wörterbuch der Gauner- und Diebsprache. Magdeburg 1843, 61). Die Geschichte nimmt folgenden Verlauf. Der reiche Privatmann Thomas John promeniert nach Tische mit seinen Gästen im Parke, sein Gespräch dreht sich eben um diejenigen zahlreichen Schurken dieser Welt, die keine Million zu verzehren haben. Da wird ein junger Nefte gemeldet, der mit dem letzten Schiffe in hiesiger Stadt angekommen ist. Er trägt ein grobes paar Stiefel und einen gewendeten Schnürrock, schreiende Beweise, daß er der hier versammelten Gesellschaft keineswegs ebenbürtig sein kann. Indes darf er dem Onkel sein Empfehlungsschreiben überreichen und vor der Hand mit promenieren. Man ist noch etwas schlaff von den Genüssen der Mittagstafel her, es ist zudem kein Zeichen ausgesuchter Vornehmheit, über reizende Parkanlagen oder stattliche Platanen in ein natürliches Erstaunen auszubrechen; also laufen die Gespräche nicht gerade rasch. Doch ein Zufall scheint für die Unterhaltung bereits auf andere Weise vorgesorgt zu haben. Dieß geschieht nemlich durch eine Reihe sonderbarer Experimente, die ein Herr zum Besten giebt, so oft ein Einfall, eine Anspielung, ein beliebiges Wort es mit sich bringt. Es ist ein ältlicher, fadendünner, langer Herr in einem engen grauseidenen Ueberrock. Man ist eben einen Hügel hinan gestiegen, von dem man die Aussicht auf's Meer hat und die Schiffe im Hafen ein- und auslaufen sieht. Während Herr Thom John der



Dienerschaft befiehlt, das Fernrohr herbei zu holen, hat jener Mann im grauen Taffrocke bereits einen stattlichen Dolond aus der Tasche hervorgezogen und läßt das Instrument von Hand zu Hand wandern. Man beschaut der Reihe nach die fernen Segel, schlendert hierauf den Hügel hinab und würde sich am Abhange wohl lagern, wenn das Gras nicht noch feucht wäre. Sehr behende bringt der Graumann aus seiner Rocktasche einen türkischen Teppich heraus und läßt ihn durch die Bedienten entfalten; dieser mißt über zwanzig Schritt in der Länge und zehn in der Breite, die ganze Gesellschaft nimmt Platz darauf. Man hat bis jetzt den zuvorkommenden Mann so wenig beachtet, als ob er kaum zur Gesellschaft gehöre: jetzt schenkt man ihm ein herablassendes Lächeln, und Jemand hält es für witzig, ihn zu befragen, ob er wohl auch noch ein Lustzelt bei sich habe gegen die Sonne, die eben stärker zu scheinen beginnt. Tief sich verbeugend zieht unser Physikus alsbald aus der Tasche ein Zeltzeug sammt Schnür- und Stangenwerk hervor, und die Herren spannen es zum Spasß der Länge nach über den Teppich aus. Ja als sich gleich darauf noch der nächste unmögliche Wunsch vernehmen läßt, entspricht der Graumann abermals und bringt drei Reitpferde, drei hübsche, große Rappen mit Sattel und Zeug, fixfertig aus der uner-schöpflichen Rocktasche. Die Gesellschaft kam bei allen diesen Unbegreiflichkeiten keinen Augenblick aus dem Takt, sie nahm diese Vorgänge so kühl hin, daß man sich nicht einmal bemühte, dem Namen des fremden Künstlers nachzufragen. Um so außerordentlicher dünkten sie den jungen Peter Schlemihl, der noch nicht zu begreifen vermochte, warum man hier die Bildung in eine vollendete Gleichgültigkeit setzt. Wie sollte er nicht über diesen Mann erstaunen, der von Person selbst nicht dicker als ein Ende Nähzwirn war und der diese vielen umfangreichen Dinge beisammen in der einen Rocktasche haben konnte. Schon beim nächsten Seitenwege der fortgesetzten Promenade befindet er sich mit dem Graumann allein und ist so glücklich, von ihm angeredet zu werden. Noch mehr, er erfährt von ihm das ganze merkwürdige Geheimniß, und ohne alle Mühe erlernt er es hier auf der Stelle.

Er hat gar nichts anderes zu thun und keinen weitem Ersatz dafür zu bieten, als daß er dem Graumann einstweilen seinen Schatten überläßt, und bereitwillig tritt Schlemihl diese unnütze Beigabe seiner Person dem instructiven Herrn ab. Der Physikus löst hierauf denselben behende vom Graze ab, hebt ihn auf, rollt ihn zusammen und steckt ihn in die Tasche, dagegen überreicht er dem nun Schattenlosen die Quelle aller Behendigkeit, die Fundgrube alles Reichthums, den Wunschsäckel. Schlemihl steht nun mit einemmale hoch über der Reihe jener zahllosen Hallunken, denen er noch vor einer Minute beigezählt gewesen war, er ist nun eben so reich wie der Dunkel Sohn und bedarf bei diesem keiner weiteren Audienz. Er nimmt sich Bedienten, geht auf Reisen, besucht die Bäder, häuft Reichthümer an und streut sie wieder aus, giebt Gesellschaften und Bälle, kauft und baut Schlösser; der Wunschsäckel bleibt bei allen Anstrengungen unerschöpflich. Doch man will nicht bloß nacktes kaltes Gold, man will auch Herzen besitzen; ist der Golddurst gestillt, so verlangt der Glückspilz wieder einmal nach purem Wasser. Schlemihl beginnt eine Mina zu lieben, das Kind eines braven Forstmeisters, und wirbt um ihre Hand. Aber gerade dieser so einfache Wunsch, der noch dazu von reiner Bescheidenheit eingegeben zu sein scheinen könnte, bricht sein Glück in Trümmer. Denn wo die Liebe der Maßstab der Dinge wird, da wird der Reichthum machtlos, und nur das Natürliche und Wahrhafte bleibt allgewaltig wirksam. Was ein jedes Reh und jede Tanne im Walde hat, den eigenen Schatten, dies Gemeingut, Schlemihl allein hat es nicht. Wie will er nun diesen Mangel dem scharfen Auge des Försters verhehlen, wie ihn der fragenden Mina erklären? Er kann nicht mehr mit ihr im Mondschein schwärmen, oder im Sonnenschein sich mit ihr ergehen; in das innerste seiner Gemächer muß er scheu sich verbergen. Hier wartet er vorerst den voraus bestimmten Tag ab, an welchem sein mit dem Graumann geschlossener Vertrag sich jährt; dann kann er seinen vermiethten Schatten wieder zurücknehmen, und alsdann wird er Minas Hand erhalten. Eben diese Frist macht sich aber auch sein

schuftiger Bediente zu nutz und stürzt ihn in ein noch tieferes Unheil. Denn dieser Bursche hat schon längst die Lage und die Glücksquelle des Herrn durchschaut, und hält es für das ausgemachte Naturrecht, ganz derselbe sein zu dürfen, der bisher sein Herr gewesen ist, nemlich ein grober Egoist; dazu bedarf es keiner andern als jener gemeinen Schlaueit, welche das persönliche Interesse eingiebt. Zuerst bestiehlt er ihn so colossal, daß er ihm sogar den Grundbesitz zu schmälern vermag, hierauf überwirft er sich mit ihm, giebt das ganze Hausgeheimniß dem ganzen Publicum preis und sticht ihn damit auch noch bei Mina aus. Und warum soll eines Bedienten Werbung bei dem hübschen Mädchen etwa fehlgehen? besitzt er doch nun ganz ähnliche Glücksgüter, wie Schlemihl, und seinen eigenen Schatten obendrein. Die Art aber, wie er zu seinen Schätzen gekommen sei, braucht er eben so wenig wie Schlemihl auf offenem Markte auszusprechen. Jetzt erst, nachdem dieß Alles unwiderruflich geschehen ist und Schlemihls Schmach ihren Gipfel erreicht hat, jährt sich der Vertragstag und der Graumann stellt sich wieder ein; dießmal jedoch körperlos eintretend und unsichtbar gemacht durch die berufene Tarnkappe, die er übers Haupt hergestülpt hat. Sogleich wird ihm sein Wunschsäckel aufgenöthigt, alle Schätze soll er zurücknehmen, nur den gemiethteten Schatten soll er auf der Stelle herausgeben. Er versteht sich auch dazu, jedoch unter einer befremdenden Bedingung. Er hat dem Schlemihl ein Tröpfchen Blut aus der Hand geritzt und eine Schreibfeder drein getaucht; damit soll jener ein bereit gehaltenes Pergament unterzeichnen des Inhaltes: Dem Inhaber dieses die Seele vermacht zu haben nach ihrer natürlichen Trennung vom Leibe. Auch die Seele noch hinzugeben, dessen weigert sich Schlemihl beharrlich. Der Graumann dagegen kann eine solche Gewissenhaftigkeit für einen schon schattenlosen Menschen gar nicht vernunftwidrig genug finden. Auch bleibt er den logischen Beweis hiefür nicht lange schuldig. Aus seiner wohlbekannten engen Rocktasche zieht er den Schatten des Onkels John beim Haar heraus, der sagt mit blauer Leichenlippe das Eingeständniß her: Ich bin von

Gottes gerechtem Urtheil gerichtet und verdammt! Vor dieser furchtbaren Logik ergreift Schlemihl die Flucht, Hab und Gut läßt er im Stiche, den Wunschfädel schleudert er in einen Abgrund, wie er geht und steht flieht er dem nächsten Bergwerke zu, um da fern von Sonne und Mond unter der Erde von seiner Händearbeit zu leben.

So weit läßt sich aus Chamisso's Erzählung die consequente Entwicklung des unerdichteten Märchenstoffes ausziehen. Was noch weiter folgt, beschlägt unsern Gegenstand nicht mehr, sondern enthält eine allegorische Schilderung des irren Lebensweges, den der gute Chamisso selbst zurückzulegen hatte. Der Faden der Begebenheiten ist kurz noch folgender: Ehe Schlemihl das erwähnte Bergwerk erreicht, sind seine Reifestiefel durchgelaufen und er handelt sich mit dem letzten Goldstück, das sich in seiner Tasche versteckt hat, auf einem Dorfjahrmarkt ein paar alte Stiefel ein. Kaum hat er sie an die Füße gebracht, so verliert er Weg und Richtung, geräth in alle Weltzonen und Breitengrade und gelangt binnen Viertelstunden von einem Pol zum andern, denn er trägt nun die Siebenmeilens-tiefel und kann die Weltfahrten, die er vorher mit dem Wunschfädel bestritt, nun ohne Geld eben so unaufgehalten fortsetzen. Um aber dabei nicht als ein müßiggängerischer Tourist abzusterven, wirft er sich auf das Studium der Botanik, verfaßt eine Pflanzengeographie und hinterläßt Materialien zu einer Fauna, welche er der Berliner Universität vermacht.

Dies sind ein paar Angaben aus Chamisso's Lebensgeschichte, der ein geborener Franzose, zur Zeit der Napoleonischen Geld- und Säbelherrschaft es verschmähte, dem Mammon des Reichthums und dem Schattenbilde des Ruhmes nachzujagen, und der edel und weise genug war, in der Betrachtung der stillen Pflanzenwelt seine Seelenruhe suchen und finden zu können. Als dann nach dem Sturze des Eroberers Chamisso's kleines Märchen in einer neuen Auflage erschien, sprach der Dichter in dem dazu geschriebenen Prolog das Verwunderungswort aus, das ihm der Lauf solcher Zeiten eingegeben hatte:

Die wir dem Schatten Wesen sonst verliehen,  
 Seh'n Wesen jest als Schatten sich verziehen.

Zum Schlusse des Auffages sei es verstattet, auf seinen leitenden Gedanken zurückzuweisen, wenn dieser sich etwa hinter der Fülle des Materials manchmal verborgen haben sollte.

Es ist ein Schöpfungsgesetz, sagt D. Müller, Prolegomena 378, 389, daß aus dem Dunkeln und Unbestimmten Helles und Bestimmtes hervorgeht. Aus der Leto hervor, der Verborgenheit, wird Apollon ans Licht geboren; die Nacht mit dem Erebos erzeugt den Aether und die Tageshelle (Hesiod. Theog. 124), und Herakleitos spricht den großen Gedanken aus, daß Hades der Gott Dionysos selbst sei. Es können daher die ältesten Naturgottheiten anfänglich keinen andern Wohnort als den finstern Erdleib gehabt und erst später ihre Himmelfahrt in den sonnigen Olymp angetreten haben. Es wird dieß durch die Mythe und durch die Namen der Götterväter und Göttermütter mit bezeugt. Hades und Isis bezeichnen das Unsichtbare und Dunkle. Die deutsche Göttin Hel, goth. Halja, trifft sprachlich zusammen mit der indischen Káli, die selbst an caligo und *zēlavós* gemahnt, an eine geheimnißvolle Todesgöttin, welche die bei ihr versammelten Seelen nicht bloß hütet (denn dieß thut auch der Jupiter infernus als Summus Manium, als unterirdischer Zeus), sondern sie zugleich auch wieder zu neuem Leben ausgebärt. Aus diesem Götterglauben entspringt der weitere, daß auch dem Schatten der irdischen Dinge je nach ihrem Maße Wesenheit und geistige Macht zugeschrieben werden durfte. Positiv wird dieß verbürgt durch die Schattenbuße in unserem Rechte, und durch die Schattenprobe in unserem Volksbrauch. Der spätere Mensch, welcher diesseitige Götter nicht mehr faßlich findet, verkehrt das Unsichtbardunkle zum Nichtexistirenden, den Schatten zum personificierten Nichtsein und wesenlosen Schemen. Der Schatten, der erst Göttin, Schutzgeist und ausdauernde Menschenseele gewesen war, wird als Mangel an Licht gefaßt und in Folge dessen zum schädigenden Schatten gemacht. Nicht bloß der Nibelunge Siegfried, sondern auch der Teufel trägt dann

die verhüllende Tarnhaut; *tarnan occultare*, und *tarôn laedere*, drücken diese Begriffsverwandtschaft durch verwandte Wortwurzeln aus. Je weiter der Glaube ins Jenseits übergriff, um so mehr nahm die unselige Verdüsterung dieser wirklichen Welt zu. Ein solcher Umschlag in der Empfindungsweise der Völker mußte schon in jener frühen Epoche eingetreten sein, da man empfindlich wurde gegen das Begraben der Leichen und sie zu verbrennen begann. Wenn sich der Erdleib entgötterte, so mochte man ihm auch die eigene Leiche nicht mehr befehlen und ließ sie lieber in Flammen den Wolken zuwirbeln, hinter denen jetzt die neuen Götter gesucht werden. Doch auch hierin lag ein bleibender Trost nicht. Immer wieder wanderte eine Reihe der alten Götter aus dem unfassbaren Himmel auf die liebe treue Erde zurück; man ließ sich droben entthronen und verstoßen, um hier unten wieder heimisch zu sein. Wiederholt wurden die Schattenriesen zu Felsen versteinert, die Wasserriesen in die Strom- und Seetiefen gebannt, und frischherdings fuhren Volkshelden und Kaiser, statt in den Himmel, in den Berg, um da zu sitzen bis der Tag ihrer Freiheit wieder anbräche. Hier schlafen sie zusammen mit ihrem Tausend von Knappen und Streitrossen (den *Einheriar*), die Steinwände ringsstrogen von Waffen, die Gewölbe sind voll von Lagerwein und aufgeschüttetem Korn. Sie sind somit noch immer Götter des Lebens und der Fülle; allein wie es schon voraus geschahen war bei der Seelenherrin *Hel*, so wird auch an ihrem Wesen kein wieder erwachender Seelenfrühling aufgefaßt, sondern allein ein abfließender Lebenswinter. Sie sind Greise, sie sind Verwünschte. Es erfüllt sich an diesen bergentrückten Kaisern das harte Wort, Gott sei gestorben. Sonach muß sich denn auch des Menschen Schatten, der erst ein hilfreicher Gefolgsgeist im Leben war und ein Rückbegleiter in die ewige Göttergesellschaft werden sollte, in ein erschreckendes und verfolgungsfüchtiges Gespenst verkümmern, das seinen Schützling peinigt und zu Tode jagt. Aus der wohlwollenden *Cumenide* wird auch hier eine entmenschte Furie. Von der allgerechten Götterfrau *Hel* und ihrem süßen Geisterfrieden bleibt nichts übrig

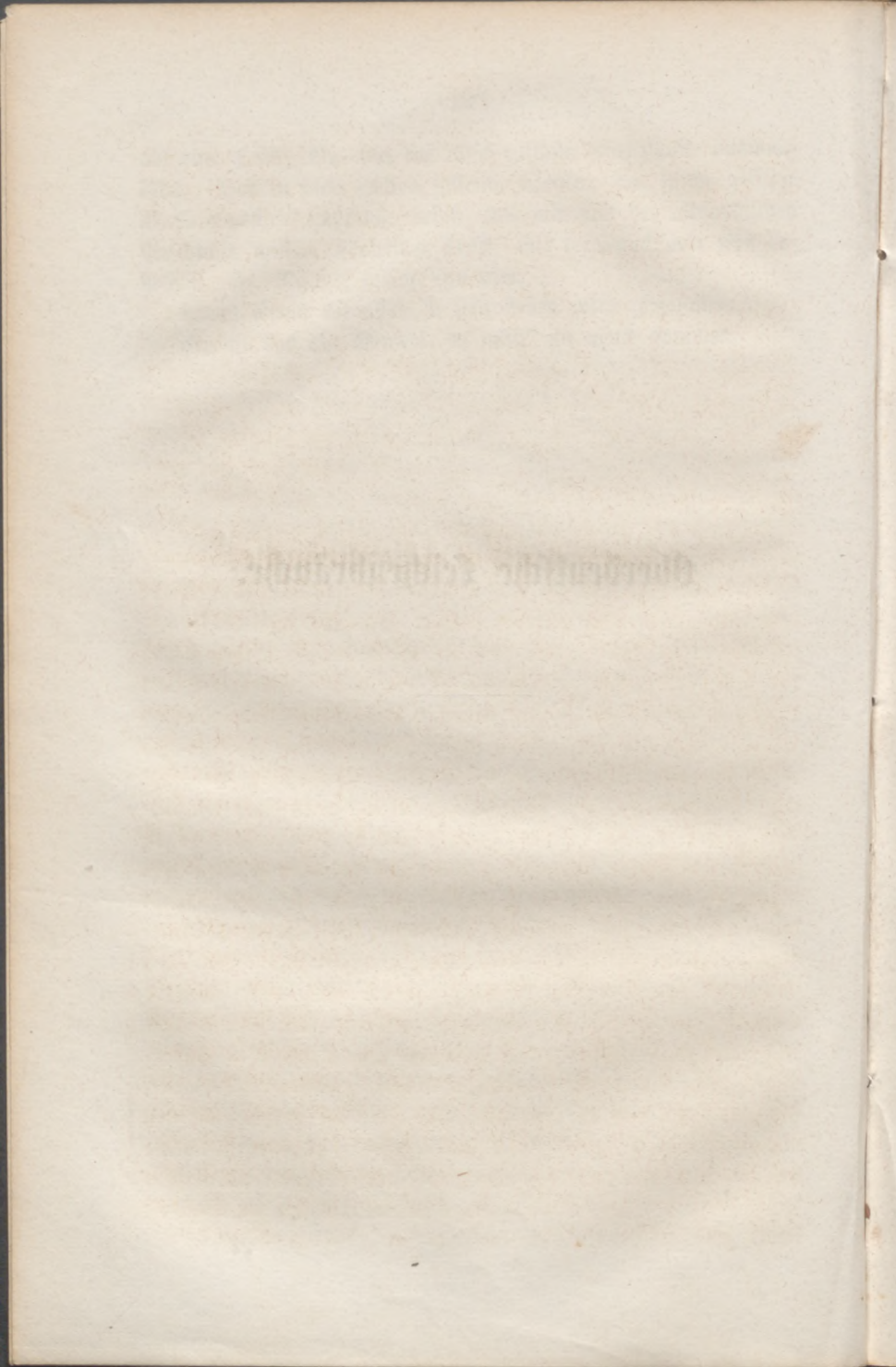
als eine Hölle, die nun der abscheulichste Aberglaube ausmeublirt. Der in diese Zeiten fallende Denker, der solche geistige Verkommenheit empfand, besaß, wie wir aus der altnordischen Geschichte wissen, denselben Trost, mit dem auch wir uns behelfen. Fr. Rückert spricht ihn aus:

Wenn einem Glauben so sein Leben wird genommen,  
So ist das ein Beweis, es müß' ein neuer kommen.

Oberdeutsche Leichenbräuche.

---





## Die Leidfarbe Weiß.

Hat dir ein Baum mit Rosen  
Dein schönes Lieb erschlagen,  
So soll derselbige Rosenbaum  
Keine rothen Rosen mehr tragen.  
Meinert, Währisch-schles. Volksl.

Die weiße Farbe bezeichnet in der natürlichen wie in der sittlichen Welt die beiden Perioden des Entstehens und Wiedervergehens. Ein und derselbe Wechsel der Jahreszeit färbt und entfärbt die Jüngsten und die Ältesten unter den Pflanzen und unter den Menschen. Früh- und Spätjahr sind die beiden kritischen Zeitpunkte im ärztlichen und landwirthschaftlichen Kalender, sie beginnen und enden in weißer Färbung. Auf diesem Grunde eines constanten Naturgesetzes erwächst dem Menschen ein Theil von Brauch, Sitte und Tracht, die er späterhin einmal, wenn er ihre Entstehungsgründe nicht mehr überlegt, in Bausch und Bogen Mode zu nennen beliebt. Die weiße Tracht bezeichnet den Völkern ursprünglich ein feierliches ins Leben-treten und ein unergründliches Geheimniß des Wiederver-schwindens: Geburt und Tod, Freud und Leid. Weiß ist des Priesters und der Jungfrau Gewand, denn auf beide fällt ein Abglanz von Gottes nie alterndem Lichtkleide; selbst Engel und selige Geister erscheinen in Gewändern, „weiß wie der Schnee.“ Matth. 28, 2. Weiß ist Herrschertracht. Daher ist das Kostüm, in dem man in den Schlössern der Großen sich vorstellt, bis auf Binde und Handschuh hinab festgesetzt, sowie sich nachher zeigen wird, daß auch nach altbürgerlicher Vorschrift dieselben Abzeichen nicht minder für Taufe und Leiche, für Pathenschaft und Leichenbegleiter noch gelten oder gegolten haben.

Den rein natürlichen Grund, der in dieser Farbenwahl ursprünglich gelegen hat, sah schon Klopstock ein und hat ihn in der Ode „An die nachkommenden Freunde“ erklärt:

Doch nichts schreckliches hat der Gestorbne, nicht den Verwesten  
Sehen wir, seh'n nicht Gebein;

Stumme Gestalt nur erblicken wir, bleiche. Ist denn des Mates  
Blume nicht auch, und die Lilie weiß?

Darum wird im Volksliede, das an der Spitze dieses Kapitels steht, dem am Grabe der Geliebten trauernden Freunde zum Troste gesagt, im gerechten Leid um des Mädchens Tod sei auch der Rosenbaum abgebläht.

Hierin liegt der Grund, daß man weißblühende Pflanzen zu Grabblumen wählt und daß man in diesen Trauerabzeichen zugleich die Vorboten künftigen Leides zu erkennen glaubt. Eine Reihe solcherlei Anzeichen zählen wir im Nachfolgenden auf.

Unter den Pflanzen, welche zunächst zum Wohnhause und zur Familie gehören, spielt die Hauswurz allenthalben eine bedeutsame Rolle. Sie hat ihren stabilen Platz gewöhnlich auf einem eignen Gartenpfahl zunächst dem Stubenfenster und wird mit vorforglicher Aufmerksamkeit gepflegt und beobachtet. Die rothblühende deutet auf Freude, die weißblühende auf Leid. Schießt die letztere eine Dolde, so gilt dies der Frau; stengelt sie doppelt, so gilt es dem Manne. Treibt sie ein weißblühendes Schößchen in der Richtung des Hauses und ist die Blüthe langdauernd, so wird hier Jemand im Hause eine Zierde für sein Grabkreuz nöthig haben. Dieselbe Folgerung wird auf eine Reihe von Gartenpflanzen und Hauspflanzen weiter ausgedehnt. Der weißwerdende Buchs der Gartenbeete, Mangold, Selleri und Salatstauden, wenn sie am Rande des Pflanzengartens in weiße Blüthe kommen, deuten auf den Tod eines entfernten Verwandten; blühen sie nach der Gartenmitte hin, knospen sie weißlich im Herzkeim, gilbt vor der Zeit das Blatt des an der Hauswand gezogenen Rebstockes, so gilt dies den jungen Leuten im Hause selbst, man wird ihnen bald den weißen Todtenkranz auf die Bahre legen.

Eben so geläufig und weit verbreitet ist es, aus dem Kraut

im Hausacker auf eine Todesbotschaft zu rathen. Weißgeflecktes Kraut der Ackerrübe und des Krautskopfes deuten auf einen todten Mann, dasjenige der Erddorfsche auf eine todte Frau; wird es wieder grün, so hat es bloß Krankheit angefündet. So albern dies lautet, so alt und verbreitet ist doch dieser Glaube, denn nach belgischer Volkstradition holt man sogar die Neugeborenen aus Kohlhauptern, Knaben aus rothem, Mädchen aus weißem Kohl; und nach indischer Sage kommen alle Kinder aus dem kugelrunden Kürbis. Wie in Indien der Kürbis einheimisch und als Nahrung geheiligt war, so in Deutschland der Kohl; es läßt sich also schließen, diejenige Gottheit der Natureligionen, welche im allgemeinen die Ackerfrüchte gedeihen ließ, habe auch den Kinderseggen zu spenden und die Sterbenden zu sich zu nehmen gehabt. Im deutschen Volksglauben ist dies bekanntlich das Geschäft der Frau Holda gewesen, die unter den landschaftlich wechselnden Namen der Berchta, der Weißen Frau, der Holle, die Kinder bald beschenkt und behütet, bald schreckt und raubt. Da sie nach den Margauer Sagen 1, 225 weiße und gelbe Bohnen zu verschenken pflegt, die sich nachträglich in Silber und Gold verwandeln, so wird damit auch derjenige Glaube begreiflich, welcher die Todesankündigungen bis auf die Gartenbohnen ausdehnt, je nachdem diese frühzeitig in Blatt und Hülse gilben. Auch sonst geringen Wildpflanzen ist, weil sie weiß blühen, eine herkömmliche Heiligung gewidmet: Wer die Regenblume bricht, die weißblühende Zaunwinde, wird nicht alt.

Auch der Baum, weil er das Holz liefert zu Wiege und Sarg, trägt für Gemeinde und Familie schicksalskündende Wahrzeichen an sich. Der Dorfbewohner schließt aus dem weißen Laub einer Buche im Gemeindewalde auf den Tod eines Gemeinderathes. Tritt der Hausbaum im Spätherbst abermals in Blüthe, so deutet die weiße auf des Eigenthümers Ende. Beide Sätze pflegt man hier zu Lande mit mancherlei neuen Vorfällen zu bekräftigen. In einem Hausgarten hiesiger Stadt blühte im Herbst 1860 ein Apfelbaum zum zweiten mal so hübsch, daß die Eigenthümerin, eine kinderlose Wittwe, ein davon

gebrochnes Zweiglein den Vorübergehenden mit herzlichem Vergnügen vorzeigte. Bald darauf jenes Tages war sie in ihren Keller hinab gegangen und nicht wieder zum Vorschein gekommen. Dies veranlaßte die Leute gegen Abend endlich bei ihr nachzuschauen. Man fand sie auf der Kellertreppe in einem bewußtlosen Zustande, aus dem sie nicht mehr erwachte. Ein Bauer im Dorfe Windisch hatte bei der Geburt seines Söhnleins einen Baum im Hausgarten gepflanzt und ihn dann dem heranwachsenden Kinde in Pflege gegeben. Letzten Hochsommer wurde das Bäumchen plötzlich krank und weiß. Eben war die Gmdärnte da und der Knabe half mit beim Abladen in der Scheune; hier stürzte er von der Heubühne und blieb auf der Stelle todt.

Von der Thierwelt und wie ihre Weissagungsgabe dem Menschen sein Ziel steckt, wird noch in den nachfolgenden Abschnitten besonders zu berichten sein; hier sind nur die paar weitverbreiteten Meinungen zu erwähnen, die übereinstimmend in der weißen Farbe des begegnenden Thieres eine Todesbotschaft zu erkennen glaubt. Kommt ein Wiesel mehrmals nach einander in die Nähe desselben Wohnhauses, so beruft es sicher Jemand hier ab. Der erste weiße Schmetterling, den man im Frühjahr trifft, bringt Leid; er heißt daher in der Lausitz das Todsehen, und viele weiße Schmetterlinge auf einmal verkünden Theurung und Seuche. So melden Haupt, Lausitzer Sagenb. 1, 190 und Grohmann, Aberggl. in Böhmen 1, Nr. 616. Kommt ein Glarner Gemsenjäger in der Wildniß um, so heißt es, er habe schon auf seiner vorletzten Jagd ein weißes Thier (Gemse) gesehen. Blumer-Heer, Rt. Glarus 319.

In so ferne der Fingernagel im deutschen Heidenthum zum Wahrsagen diente, indem man Loßzeichen und Zauberrunen auf ihn schrieb, gilt auch jetzt noch die Abschieferung der Nagelhaut und die dabei wechselnde Färbung des Fingernagels als Zeichen des Glückes oder Unglückes. Den rothfarbigen Nagelfleck nennt man Glücksrose und Ne=streckenbluest; den weißfarbigen: Ne=posten, Leidsprießen, Todtenbaumblüthen und Reid=

nägel. Im aargau. Freienamte heißt es: So viele Flecken dem fünfzehnjährigen Knaben auf dem Nagel des Goldfingers wachsen, so viele Weiber wird er einst haben. Ein Sprichwort sagt: Wenn die Neflflecken auf unsern Nägeln weiß blühen, dann blüht auch gerade der Baum, aus dessen Holz einst unser Sarg gemacht wird. So lange wächst dem Menschen Holz zum Sarge, so lang ihm Neflfleckenbluest am Finger wächst. Ist der Neflflecken nur so groß, daß er sich mit dem Daumen-nagel decken läßt, so bedeutet er nicht den Tod, sondern ist nur eine „Kummermajer.“ Ganz derselbe Name gilt heute noch auf den Färder, er heißt dorten Nornaspör, die von der Rorne eingerigte Schicksalsspur. Man pflegte die Rune N, das heißt Naudhr, Noth und Untergang, sich selbst auf den Fingernagel zu rizen, um sich mit der Rornen Hülfe vor Vergiftung zu behüten. Darum werden in der St. Georgs-Legende, die Reimbote von Durne (bei Straubing a. d. Donau) um 1240 gedichtet hat, dem Heiligen von den Heiden die Fingernägel abgeschlagen, weil in ihnen etwa der den Martyrer gegen alle Folter schützende Zauber verborgen sein könnte. Dem nordischen Namen Naudhrspör entspricht der aargauische Nidnagel, entweder ableitend von ahd. niot, der Wunsch, oder von nid, Haß, da es ja beides giebt, Wunsch- und Angstflecken. Als i. S. 1494 in der Schweiz die Pest heftig wüthete, erließen die Luzerner- und die Freiburger Obrigkeit eine „Ordnung zur zyt der Pestilenz“ gedruckt zu Freiburg im Nethland, bei Gempferlin, worin es pag. 31 heißt: so sich dann die Reesflecken erzeugtend, es wären glych die roten, brünen oder schwarzen, wann das wäre, sol man sich mit dem kranken verhalten wie mit denen, die schon den gebresten die vier und zweinzig stand lang gehept. Der wiederholt erwähnte Name Neflfleck leitet ab von ahd. hrêo Leiche, rêwen ertöden; es ist erhalten im ahd. hraitroup Todtenraub; im alten Namen des alles verzehrenden Windes Hræsvelgr, Leichensfresser; es lebt in der westfälischen und aargauischen Mundart fort, wo das Stroh, worauf eine Leiche gelegt wird, bei uns Sterb-stroh, dorten Rêwestrô genannt ist (Wöste, Volksüberlief. Iser-

lohn 1848, 57.), und das Hinsterven der Spannthiere durch Arbeitsübermaß heißt verräbeln.

Während nun heute für unser Feier- und Trauerkleid die unvermeidliche schwarze Farbe in allen Ständen die herrschende geworden ist, muß dem voraus Erwähnten zu Folge eine Zeit bestanden haben, deren Kennzeichen von Trauer und Freude durchgehends die weiße Tracht gewesen ist, und diese läßt sich in abgelegnen Gebirgsthälern allerdings auch heute noch als die übliche Trauerfarbe erkennen. Obschon z. B. die Tracht der Graubündner Volkstracht schon seit den Zeiten der reformatorischen Einwirkungen ihre krebsthrothen Leibchen und braunrothen Wollenhemden gegen die schwarze Kleidung vertauscht hat, so trauert man in Avers, Ferrera, Tarasp und andern Engadiner Ortschaften weiß; ja derselbe Brauch gilt sogar noch zu Pedrazzo, im tiroler Fleimserthale, obschon man hier italienisch spricht, und eben so, mit Abrechnung neuester Aenderungen, auch in Vorarlberger, Rheinthalen und Appenzeller Ortschaften. Denn alle diese Bevölkerung jetzt politisch getrennter Landschaften hatte früherhin nicht bloß gleiche Tracht, sondern auch dasselbe Landrecht mit Landsgemeinden und selbstgewählten Landammännern. Von der heutigen Sitte daselbst stehen uns freilich nur zufällige und spärliche Notizen zu Gebote. Als in Eins, Kt. Bünden, 1855 eine Mutter von vier Kindern in ihrem fünften Wochenbette starb, wurde nach dortigem Brauche ihre Bahre weißgedeckt und durch Jungfrauen zu Grabe getragen. Aarauer Tagblatt v. 1855, Nr. 44. In der Tarasper Umgegend im Engadin wird der Sarg mit einem weißen Tuche bedeckt, und farbige, zumal rothe Bänder schmücken nicht bloß ihn, sondern müssen auch die nächsten Leidtragenden unterscheiden. In Appenzell-Innerroden nagelt man auf den Berghöfen beim Tode Unmündiger ein weißangestrichnes Sargbrett zum Zeichen der Trauer vors Haus. Leichen von Jünglingen und Mädchen werden überhaupt weiß geschmückt und von weißgekleideten Leuten ihres Alters und Geschlechtes getragen oder begleitet; dieß gilt z. B. eben so im katholischen Kanton Freiburg, wie im reformirten Aargauer Lande. In den Städten

Marau und Zosingen verabreicht man den freiwilligen Trägern von Kinder- und Mädchenleichen nebst einem weißen Bruststraube, weiße Handschuhe und Armbinden. Auf dem Bahrtuche liegt eine aus weißen Rosen und Seidenbändern hoch aufgebaute Jungfrauenkrone. Auf dem reformirten Lande setzt man der Leiche der Greise eine weiße Wollenmütze auf, im katholischen Friedthal streicht man sogar den Sarg der Jünglinge weiß an und umhüllt ihn zum Ueberfluß noch mit weißen Bahrtüchern. Als ein eigenthümliches Ueberbleibsel aus dem Mittelalter begegnen uns die kirchlichen Confraternitäten im Städtchen Klingnau a. d. Aare und zu Wohlten im Freienamte, ursprünglich Stiftungen im Sinne geistlicher Bruderschaften, aber schon sehr früh auch den Zwecken weltlicher Lustbarkeiten dienend, so daß sie den Namen der Narrenzunft führten und die alljährlichen Fasnachtslustbarkeiten ihres Ortes zu leiten hatten. Mit diesem Geschäfte befassen sie sich auch jetzt noch und erst beim Tode eines Mitgliedes kommt der ursprüngliche Zweck ihres Vereins als einer Todtenbruderschaft wieder zum Vorschein.

Alsdann werden zum Andenken des Verstorbenen dreierlei kirchliche Gedächtnistage mit Seelenmessen und Opfern abgehalten, und nicht minder dreierlei nachhaltige Leichenschmäuße aus der Zunftkasse bestritten; sämmtliche Gesellen in weißen Handschuhen und Binden stellen sich am Sarg auf und tragen ihn abwechselnd nicht auf den Schultern, sondern an den Enden dreier handartig unter dem Sarge durchgezogener Leintücher zu Grabe.

„Träume sind Säume,“ sagt das Sprichwort und verwirft also grundsätzlich den Glauben an alle todankündenden Träume. Allein um so beachtenswerther, sagt Buttke (Deutscher Volksabergl. 46) ist die durchgreifende Uebereinstimmung bei allen deutschen Stämmen, mit der man die Träume deutet. Dies erweist sich denn sogleich aus folgenden Sätzen: Jedem steht der Tod bevor, der träumt von weißen Mäusen, weißen Rüben, weißblühenden Pflanzen, weißen Haaren, weißen ausfallenden Zähnen, von weißer Wäsche, die am Trockenseil hängend



im Winde flattert. Bei der letzten Bestimmung möchte man etwa an die nach vollzogener Beerdigung unausbleibliche Wäsche aus der Krankenstube denken; allein die schon erklärte Leidfärbung Weiß ist auch hier maßgebend. Die schwarze Farbe hat in der volksthümlichen Traumdeutung überhaupt keine Beziehung auf den Tod, sondern an ihrer Stelle gilt überall die blaue. Todankündend ist der Traum, uns biete eine Frau blaue Pflaumen und Trauben, Brombeeren, Zwetschen oder Schwarzkirschchen feil. Die weiße Maus, die sich im Wohnhause blicken läßt, kündigt hier einen Sterbefall an, und derjenige Mäuser (der von Gemeinde wegen beauftragte Scheermäusefänger), der dreimal weiße Mäuse fängt, kommt in die Hölle. In Winterthur galten die weißen Hühner für heilig und man glaubte, eine weiße Henne werde als Schutzgeist demjenigen erscheinen, dem ein Unglück drohe. Troll, Gesch. v. Winterth. Bd. 7, 183. In Oesterreich, wo noch der Brauch in Erinnerung ist, daß der Leibeigne seine Leiche mittels Zins und Gabe beim Gutsherrn auslösen mußte, stellt man eine aus Stroh gemachte Figur, das ssg. Leichenhuhn, vor das Sterbhaus auf die Straße, damit der Tod sein Zinshuhn und Opfer habe. Quitzmann, Reliq. der Baiwar. 245.

### Volksthümliche Redensarten für Sterben.

In jedem volksthümlichen Begriffe steckt ein Kern der Wahrheit und in jedem Denkenden ein Eifer, diesen Kern zu finden.

#### In die Holzbirnen gehen.

Die Holzbirne deutet auf den abgeärrteten frostigen Spätherbst; daher auch die andern Phrasen über einen sichtbar Abzehrenden: Er muß Birnen schütteln, muß Bündlein (Weiden=

ruthen) hauen. Der Tod ist persönlich gedacht, wohnt im Walde, hat davon den Namen Holzmeier und beruft die Sterbenden dahin ab. Nach seiner Lockstimme trägt er landschaftlich wechselnde Namen. Der Geist des Ruf-Foggeli ist in das Wäldchen Haldeli gebannt, das an der Landesmarke von Basel-land und Frickthal zwischen den Dörfern Maisprach und Magden liegt. Wer ihn dreimal Hup! rufen hört, dem ist nur noch dies Jahr zu leben vergönnt. Da mit dem Blühen und Welken des Baumes unser Aller Geschick verläuft, so sind uns die Bäume Lebens- und Todesorakel. Fruchtbäume, die man zur Feier von Geburt und Hochzeit um das Wohnhaus zu pflanzen pflegt, sollen mit ihrem Abstehen den Tod eines Blutsverwandten zur Folge haben. Wenn die Kirschchen reifen, sterben die Alten, wenn der Painsbaum im Herbst noch einmal blüht, stirbt der Eigenthümer, das Laub thut ihm weh, sagt man. Wenn die Späthirnen mürben und freiwillig abfallen, tritt auch eine für die Greise kritische Periode ein, die bereits im Renner des Hugo von Trimberg (Vers 24344 der Bamberg. Ausg.) ihre sprichwörtliche Form hat:

seht, als müzzen wir von hinnen alle  
scheiden nach der birn valle.

Er muß die Fichte im Wachsthum unterstützen, rincalzare el pino, sagt man in Tessin; denn die Heidengräber liegen in den Wäldern, wie die alten Kirchhöfe auf dem Westerwalde, am baierischen Inn und in der Oberpfalz immer noch zunächst am Saum der Wälder gelegen sind. Er ist zu den Vätern gegangen, heißt in Mecklenburg: he is bi Gott dem Herrn in'n Ellerbrok, in den Erlenwald. Eijch, Mecklenb. Jahrb. 15, 265. Das Gleichniß vom fallenden Baum hat zu einem sehr fatalistisch lautenden Kirchenliede von Joh. Hübner geführt, das im protestant. Wertheimer Gesangbuche v. 1757 Nr. 725 steht:

Trauet nicht auf Seelenmessen,  
Die man den Verstorbnen hält;  
Todte werden bald vergessen  
Und der Baum liegt, wo er fällt.

### Den Löffel aufstecken, fallen lassen.

Der Eßlöffel hat einst unter den deutschen Rechtssymbolen das Besizrecht ausgedrückt; er macht sich daher bei Eheverlöbnißsen und Sterbefällen noch in der Volksrede geltend. Lieben und buhlen heißt löffeln; Liebe macht Löffelholz aus manchem jungen Knaben stolz. Bis in unsre Zeit war es Züricher Hochzeitsitte, daß die Getrauten beim Hochzeitsmahle zusammen nur Einen Eßlöffel vorgelegt bekamen. So zerbricht auch der ehstnische Bräutigam seinen und seiner Braut Holzlöffel, nach welchem Zeichen der Hausvater Beide zusammengiebt. Den Löffel aufstecken, nemlich auf das dafür bestimmte Löffelbrett heißt zu essen aufhören, sterben. Vgl. Dahlmann im Glossa, zu Neocorus 2, 592. Den Löffel fallen lassen, drückt einer plötzlich kommende Todesbotschaft oder den bereits erfolgten Todesfall aus. Das Abendblatt zur Neu. Münchner Ztg. 1857, Nr. 280 bemerkt: Hier (in München) ist ein adeliges Haus bekannt, wo jeder Dienstbote strengen Verweis erhält, wenn ein Silberlöffel auf den Boden fällt, denn dann sterbe Jemand aus der Familie, heißt es.

### Der Tod hat ihn am Bendel.

Der Tod wird als ein persönliches Wesen gedacht, dessen List oder Ueberwältigung der Mensch unausbleiblich erliegt. Er sitzt dem Abgehenden im Gesicht, auf den Lippen, schaut ihm aus den Augen, hockt ihm auf, sitzt ihm im Nacken (der vor Alter Gekrümmte wird also geritten), er überklüpft ihn (im Ringkampfe), er hat ihn am Bendel. Jede dieser Formeln ist erklärungswerth; hier wird nur die leztgenannte in ihrer Begründung gezeigt.

Der Strick, mit welchem der indische Todesgott Yama die abzuholende Menschenseele bindet, ist in der deutschen Sage

vom Wilden Jäger das Seil, an welchem das Todtenheer durch die Lüfte entführt wird: Aargau. Sagen 1, pag. 97. Der Strick des Todes entstand aus dem Leben der Fischer- und Jägervölker, und ist daher dem N. Testamente und den altröm. Dichtern ein gleichgeläufiges Bild; so bei Ezechiel (26, 14. 44, 10) und den Psalmen (18, 6), sowie bei Horaz (3, 24. 8). Wie die Indianer Mittelamerikas mittels des Lasso zu Rosse kämpfen, so handhabte auch der heidnische Franke im Kampfe den Wurfftrick, das Gedicht Waltharius beweist es, und noch im späteren Mittelalter war diese Kampfart gerichtlich zugelassen. Nach der Zeichnung einer altd. Handschrift steht der zum Zweikampf mit einem Weibe vorbeschiedene Mann bis an die Brust in einer Grube und wehrt sich mit einem an seinen Stock gebundenen Sack, Gewichtsack, das freistehende Weib hat nichts als eine Schlinge, die sie ihm um den Leib zu werfen sucht. Abgebildet in Gräters Iduna und Hermode, 1812—14. Dieselbe Erinnerung klingt in Luthers Liedvers nach:

Strick ist entzwei,  
Und wir find frei!

## Voranzeichen.

### Das Lispeln und die Wehflage.

Das Lispeln und Bismelen bezeichnet in der Mundart theils ein unbestimmbares Klüstern, theils ein örtliches Geräusch und wird für die Todesanmeldung eines entfernt lebenden Bekannten angesehen. Es erkragen plötzlich Wände und Decke der Stube, es zerspringt der Eßsigkrug, man hört Erbsen fallen, es geht die Thüre von selbst auf, dreimal wird an sie oder ans Fenster geklopft, dreimal an der Hausglocke geläutet — ohne das Jemand draußen ist. Dies nennt man sich Ründen,

sich Ueben, sich Erzeigen und Wahren, damit offenbart der Entfernte sein Verschiden dem Freunde. Hört man dreimal seinen eignen Namen hilferufend wie aus weiter Ferne her aussprechen, so ist darin die Stimme eines in der Fremde sterbenden Freundes zu erkennen, hört man im Vorbeigehen am Kirchhof Kindergeschrei, so deutet dies auf den Tod eines Familienvaters, der viele Waisen hinterlassen wird. Beides nennt man daher die Wehklage. Wenn das in der Werkstätt hängende Schreinerwerkzeug über Nacht vom Nagel gefallen ist und die aufgeschlichteten Läden freiwillig aus einander rutschen, so wollen sie zu Wänden des Todtenbaums verschreinert sein.

Vor diesen Sagen eines inhaltslosen Aberglaubens hat schon das Heidenthum gewarnt. Als Siegfried auf der Seefahrt in Unwetter geräth, kommt ein Mann vom Vorgebirge her, der sich Nifar nennt aber Wodan selbst ist, und ertheilt dem Reisenden Rath. Nicht ungekämmt und nüchtern, sagt er, soll der Held sich auf den Weg machen, und ein übles Vorzeichen ist's, gegen die untergehende Sonne zu stehen; allein das Knarren des Bogens, das Knistern der Flamme, das Sprudeln des Kessels, eine schreiende Krähe, ein grunzendes Schwein — das sind alles Dinge, auf die ein kluger Mann nicht vertrauen soll.

### Das Todtenuhrlein.

Der Holzkäfer *annobium pertinax* bringt beim Nisten im morschen Getäfel der Zimmerwände mit seinem Kopfe ein dem feinen Tiktak der Taschenuhr gleichendes Picken hervor. Wenn man ihn hört, so bedeutet ein jeder Tict ein Lebensjahr, und die Gesammtzahl seiner Schläge soll mit der Summe der Lebensjahre des Nachzählenden übereinstimmen. Sein Name Todtenuhr, so wie die Deutung auf das Schlagen des letzten Stündleins ist etwas bloß neuzeitliches. Man blies in der früheren Schweiz die Stunden an, noch jezt bläst der Senne

die Abendstunde durch seinen Milchtrichter dem Nachbarn zu fern. Anders verhält es sich mit der bekannten Stelle in Schillers *Wilh. Tell*:

Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt,  
Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen.

Statt der schlagenden Thurmuhr, ist hier mit Recht die ver-rinnende Sanduhr der Lebensmesser.

Das Todtenührchen heißt in Baiern das Erdschmiedlein, weil es dem Todesgott die Sense schmiedet, und Dangelmann, weil es sie scharf dengelt; in der Schweiz Zirpe. „Wenn's Zirpe pippet und pöpperlet,“ so gilt's dem Jungen im Hause.

Im leise klopfenden Bohrwurm hat man von jeher den Tod zu hören geglaubt, der hammerbewehrt an die Thüren pocht. Im Buch der Richter wird von Manoah, des Samson Vater, gesagt, daß der Engel des Herrn vor ihm anfieng zu klopfen; und Bodinus (de Magorum Daemonomania, lib. 1) gründet darauf den Satz, man vermöge die Geister wirklich zu hören, da sie wie mit einem Hammer schlagen; der Propheten erstes Merkzeichen habe sich eben daran geknüpft. In der Pestzeit 1594 erläßt die Regierung von Luzern eine „Verordnung“ worin pag. 42 dem gemeinen Manne neben Angabe etlicher Präservative empfohlen wird, bei Zeiten aufs Aeußerste gefaßt zu sein: dass wann der Herr gån klopfen kompt, der mensch gerüst sye vnd sich in sin ervorderen ergebe. Ebenso heißt es bei Sebast. Brant, in Strobels Beitr. pag. 47:

desshalb gedenk vnd setz dir für:  
der tod klopft all tag an die thür.

„Wann der tod an der thüren rumpelt, wann der tod mit dir ringt, da brettet es,“ so predigt damals zu Strahsburg Geiler von Keisersberg, Evangelibuch Bl. 130<sup>a</sup>.

In allen diesen Stellen ist der Körper als das Haus der Seele gefaßt; der sein Wohnhaus verlassende Geist eröffnet dasselbe gewaltthätig und schlägt die Thüre laut hinter sich zu. Daher unsre Ausdrucksweise: der Brustkasten kracht, das Herz, das Auge bricht. Uebertragen in die Sprache des Aberglaubens heißt es: Wenn die Zimmerwände erkrachen, wenn die

Spiegelscheibe des Wohnzimmers, das Trinkglas zerpringt, stirbt drinnen der Kranke; wenn der Sarg kracht, stirbt einer der mitgehenden Leidträger bald nach. Die Wände krachen, wenn man der ausfahrenden Seele nicht das Stubenfenster öffnet.

An den Namen Todtenührlein und den damit verbunden gedachten Mechanismus der Thurmuhren reihen sich erst die Meinungen an vom Schlagen und Nachschlagen der Thurmuhr ins Kirchengeläute hinein und von dessen Beziehung auf das Schicksal des Kranken. Hier beginnt die Abgeschmacktheit; so heißt es z. B. im Loggenburgischen: Der Kranke stirbt, wenn die Gewichtsteine der im Krankenzimmer hängenden Wanduhr sich berühren und dadurch die Uhr stellen. Begreiflich sieht der Aberglaube auch den Todtenkäfer, *Blapo mortisaga*, nicht gerne und die mit diesem verwechselte Küchenfliege, *Blatta orientalis*, die man gewöhnlich Schwab nennt.

---

### Die Hauschlange.

In dem Frickthaler Dorfe Magden vermuthet man in fast jedem Hauskeller eine Hauschlange, welche für durchaus freundlich und zahm gilt, sich aber nur bei ganz außergewöhnlichen Fällen blicken läßt. Schon ihr bloßes Klappern deutet auf einen Trauerfall in der Familie. Sie überwacht die Kinderzucht, behütet besonders im Stall die Milchthiere, hütet die heranwachsenden Töchter und sorgt ihnen nach Verdienst für einen braven Mann. Ueber Letzteres erzählen die Naturmythen S. 193: Die Hauschlange im Emmenthal. Manchmal hat ein Wohnhaus ihrer zwei, die mit Hausvater und Hausmutter leben und sterben.

Aus unsrer Gegenwart wird folgender Umstand durch F. Gruber aus Merklin berichtet in Grohmanns Böhm. Sagenb. 1863. 1, 221: Einmal sah ich am Ende des Städtchens eine Menge Menschen um ein Haus versammelt, eine

Hausfchlange betrachtend, die sich gezeigt hatte und erschlagen worden war. Eine Woche später soll wirklich hier der Hausvater gestorben sein am nemlichen Tag und zur gleichen Stunde, wo die Schlange ihren Tod gefunden hatte.

Auch die Hauskröte, Unke, Muhme genannt, wohnt im Hauskeller und hält durch ihren Einfluß die hier verwahrten Lebensmittel in einem gedeihlichen Zustand. Dadurch kommt Wohlstand ins Haus, und das Thier heißt daher Schatzkröte. In Verwechslung mit dem braunschwarzen Kellermolch wird sie auch Gmöhl genannt und soll eben so oft ihre Farbe verändern, als der Familie eine Veränderung bevorsteht.

### Die Biene.

Die Biene allein unter allen Thieren, deren Tod mit landschaftlich wechselndem Ausdrucke bezeichnet wird, stirbt, jede andere Benennung ihres Todes ist unerhört; denn dies Thierchen ist nicht nur bei allen Völkern des Alterthums geheiligt gewesen, sondern man sieht es den davon handelnden Sagen noch an, daß ihm ein Theil von Geist und Seele wirklich zuerkannt gewesen war. Bienen nähren den Säugling Zeus, Bienen umfingen die Lippen der zu Dichtern und Rednern gebornen Knäblein. Daß des Menschen Seele in Gestalt einer Biene auszieht und wieder zurückkehrt, hat der Graubündner Bandlin uns aus dem Munde einer Engadinerin berichtet im Schweiz. Merkur 1835, 234: In der Gemeinde Klein-Zettan im Unter-Engadin sahen heimkehrende Bursche ein altes Weib am Wege liegen, mit dem Gesichte starr gegen die Erde gefehrt, nahmen's für todt auf und trugen's ins nächste Haus. Als bald flog hier ein Bienlein summend im Zimmer herum und schließlich jener Erstarreten in den offenstehenden Mund. Die Anwesenden waren nicht wenig erstaunt, als das Weib sogleich sich aufrichtete und in unzufriednem Tone zu verstehen gab, man möge sie künftighin an ihrem Orte liegen lassen. — Hier



war also die Menschenseele in Gestalt der sammelnden Biene ausgeflogen gewesen und in ihrer gewohnten Rückkehr durch Unbefugte aufgehalten worden.

Schwärmende Wildbienen werden Begeleiter für auswandernde Volksstämme; zahme, die nicht mehr in ihren Korb zurückwollen, gelten dem Landvolke als Vorverkündiger ausbrechenden Krieges. Als Herzog Leopold auf seinem Zuge zur Schlacht von Sempach an der Linde bei Willisau vorüber ritt, hatte hier ein Bienenschwarm hinein genistet und umschwirte die herzoglichen Banner. Das Schlachtlied erwähnt dieses Vorfalles und fügt bei:

„Das dütet frömbde geste,“  
so redt der gemeine man.

Setzt sich ein frisch ausgeflogener Schwarm an den dürren Ast des Gartenbaumes, so hat sich der franke Mann in jenem Bohnhause wegefertig zu halten. Freienamt. — Entfliegt der Schwarm, ohne binnen drei Tagen sich wieder zu finden, so werden hier die Kinder vor den Eltern wegsterben. *Kt. Luzern.* — In dem Augenblicke, wo der Meister im Hause stirbt, muß man dessen Immen roden, jeden Stock einzeln lupfen und ihnen des Hausvaters Tod anmelden, sonst stehen sie ab. Unter welcherlei Formeln dies geschieht, verzeichnet für Westfalen *Woeste (Volksüberlief. 53)*; aus Norddeutschland *Kuhn (Nordd. Sag. pag. 453)*; aus der Bretagne *J. Grimm, Altd. Wäl-der 1, 17*; aus Serbien *Haupt-Schmaler, Wendische Volksl. 2, 251*. Der Spruch lautet gemeinlich:

Bienehen, unser Herr ist todt,  
Verlaßt mich nicht in meiner Noth.

„Es laufen auch etliche die Bienen nicht gerne, welchen ihr Herr durch Tod abgegangen ist, denn man ist der Meinung, daß sie alle auch nachsterben.“ *Joh. Coler, Oeconomia. Mainz 1645. II. Th. lib. XIII. pag. 535*. *J. Grimm* hat in seiner Rede „Ueber das Alter“ aufmerksam gemacht auf das in Greisen noch wachsende Gefühl für die Natur, so daß man eben im Alter andächtig zu den leuchtenden Sternen emporsehaut, die stärkende Gartenpflege und das Baumimpfen wie

ein greiser Vater Laertes übernimmt. „Daher knüpft Glaube und Brauch an den Gartenbaum, an den Bienenstock ganz besonders die Verkündigungen an, die über das Leben des Hausvaters entscheiden sollen.“

### Thiere als Todesboten.

Schon der Glaube unsrer Vorzeit unterschied eine üble und eine gute Bedeutung der dem Krieger, Jäger oder Hirten zufällig aufstoßenden wilden und zahmen Thiere. Man nennt diese unvermuthete Begegnung den Angang. Allen kampflichen Thieren, wie Wolf und Bär, verlieh der Germane guten Angang; während Hasen, alte Weiber, Priester, weil sie unkriegerisch sind, übeln Angang hatten. Simrock, Myth. 540. Vieles hievon steckt noch tief im Volksglauben unsrer Tage; aber unsre gewöhnliche Frage an einen Erschrocknen: Was ist dir Krummes begegnet, was ist dir in die Quere gekommen, über den Weg gelaufen? drückt nur noch die üble Seite des Angangs aus, die tröstliche ist vergessen bis auf ein paar Züge des Kinderglaubens über begegnende Lämmer, traulich herzufliegende Vögel und Käfer. Himmelsboten und Engel hinter so kleinen Thierchen annehmen zu sollen, dagegen sträubt sich der allgemeine Verstand, aber schwarze und große Thiere, die zur Unzeit sich zeigen, mit Geistern und Gespenstern zu verwechseln, dazu ist man eher bereit, und der örtliche Glaube hat dafür positiv lautende Sätze. Erscheint ein Versterbner in Menschengestalt, so ist er um so eher erlösbar, je mehr Gutes man ihm noch erweisen wird können; zeigt er sich aber in Thiergestalt, so ist er bereits der Hölle verfallen und alles für ihn gesprochne Gebet fruchtlos. Geradeso verhält es sich auch beim „Ründen;“ ist die Gestalt, in welcher ein im Sterben Liegender entfernten Freunden sich anmeldet, keine thierische, so wird er in den Himmel eingehen. Betrügerische Ortsrichter und Ge-

meindeammänner genießen am häufigsten die Ehre nach ihrem Tode in Kalbsgestalt umher zu wandeln; bössartige Frauen in der Gestalt des Schweines; jene tragen alsdann den landschaftlichen Namen des Dorfkalbs, diese denjenigen der Dorfloß. Der niedere Klerus hat in früherer Zeit derlei Meinungen noch befestigt und in eine Art theologischer Theorie gebracht. In dem kirchlich anerkannt gewesnen Beschwörungsbuche des Franciskanermönches Friz: *Manuale Benedictionum*, Kempten 1737, wird S. 597—626 das äußerste Verfahren angegeben, mit dem der Erorziste den widerspenstigen Geist aus Ort oder Haus zu vertreiben vermöge. Bei diesem Geschäfte wird nun ein noch weniger erfahrener Priester belehrt, sich nicht mit halben Mitteln begnügen zu wollen, wenn etwa statt eines fürchterlichen Teufels nur eine ganz joviale Person erschiene. Denn diese bösen Geister kämen bald als allerlei Thiere, bald aber als lustige Leute zum Vorschein und suchten durch lautes Lachen und Schäkern den Glauben zu verbreiten, als gehe es bei ihnen gar heiter und fröhlich her und als seien die Verwünschten weder so gar ungestalt, noch so unglücklich.

Schon wird der Leser befürchten, widerwärtige Gespenstergeschichten hier anhören zu sollen; wir aber werden ihm das Nothwendigere, das Unvermuthete erklären, daß die bisher unausrottbare Furcht vor Gespenstern in Thier- und Menschengestalt meistens der Ueberrest des Heidenglaubens an den Schutzgeist ist, der einen jeden Menschen ebenso bald in thierischer, bald in menschlicher Erscheinungsweise, lebenslang umgab und ihn in derselben auch zum Tode abberief; ein den Slaven und Germanen geläufiger Glaube. Bei den Südslaven ist es die Waldgöttin Vila, welche die Herzensschwester der Helden wird, ihren Dugbruder in jeder Gefahr schützt; eine solche hatte sich dem vielbesungenen Marko Kralavitsch verschwistert. Beim Skandinavier ist es die Fylgja, der Gefolgsgeist. Die Mannsfylgja ist der Schutzgeist, den jede einzelne Person für sich hat. Er entsteht und vergeht nach dem heutigen Glauben der Isländer mit dem amnium, womit das noch Ungeborne umgeben ist. Dieses Kindshäutchen führt beim Isländer denselben Namen

wie der Schutzgeist: Fylgja und Hamr, beide stehen auch unter dem gleichen Schicksal. Geht nemlich der Leib, dieses Kleid (Hamr, Hemde) der Seele verloren, so ist auch die ihn beschirmende Fylgja mit verloren. Dem auf der Wanderschaft Begriffenen fliegt sein Schutzgeist zum Gastfreund voraus, bei welchem Einkehr genommen werden soll, und meldet jenen durch einen rothbraunen Dampf an, der sich zu der Gestalt von Hund, Rabe, Fliege, Wilder Mann u. A. entwickelt. Der Pfarrer Sera Halsdan zu Fell auf isländisch Nordland war stets von einem Raben begleitet; als das Thier einst zu dessen Schwester Hildigunnr nach Lonkot geflogen kam, rief diese in ihrem Hasse: da kommt die Fylgja meines Bruders, fieng das Thier in der Schürze und warfs in den Sumpf. Außer diesem persönlichen Schutzgeiste giebt es auch eine Nattarfylgja, der Schutzgeist eines ganzen Geschlechtes; sie ist an die Hofstätten gebunden, die von ihren Schutzbefohlenen bewohnt sind; eine solche hat der jetzt (1860) zu Hitardalo wohnende Probst Sera Thorsteinn Hjalmarsson. Oft gerathen die den verschiedenen Männern oder Gehöften angehörenden Gefolgsgeister mit einander in einen eifersüchtigen Weiberzank und vergessen sich so weit, daß sie, indeß ihre Schützlinge beim Gelage sitzen, vor deren Augen handgemein werden. Diese im heutigen Island fortbestehenden heidnischen Glaubenszüge hat daselbst persönlich gesammelt Konrad Maurer in seinen Island. Sagen der Gegenwart, 1860.

Diese unentbehrlichen Vorerklärungen führen nun über zu den verschiedenen Thieren, deren Ausgang dem Menschen als todkündend gilt.

### Die Grabvögel.

Der Namen der Seele bezeichnet in den Sprachen die bewegte Lust; Athem, lat. anima, heißt hauchen, wie böhmisch duše, die Seele, von du, wehen, ableitet. Wenn Auge, Ohr und Mund am Gestorbenen noch vorhanden war, sagt Groh-

mann (Abergl. aus Böhm. 1, 194), und nichts als der Athem fehlte, so mußte wohl dieser die Seele sein, die den Körper belebt hatte. Ihrem schnellen Entschwinden gemäß wird sie daher geflügelt gedacht, Geister und Engel erscheinen in Vogelgestalt und des Vogels Gestalt wird allgemeines Grabsymbol bei Römern und Deutschen. Der Raum des römischen Grabes, der die Aschenurnen enthielt, hieß bekanntlich wie das Flugloch des Taubenkobels columbarium, weil jener Raum vielleicht dem Fluge der Seelen dienen sollte. Steinerne und thönerne Taubenmodelle hat man aus den helveto-römischen Gräbern zu Ober-Winterthur erhoben. Hölzerne Tauben, auf Stangen gesteckt und zwar, wenn Einer in der Fremde gestorben war, nach jener Richtung schauend, wo der Todte seine Ruhestatt hatte, errichteten die Langobarden auf ihrem Grabfelde außerhalb der Stadt Ticinus; der Ort selbst hieß An den Stangen und dorten gründete Königin Rodelinda eine Marienkirche. So erzählt Paul Diakonus in seiner Langobarden-Geschichte B. 5, K. 34. Ein Nachklang hievon wird in Lusser's Beschreib. des Ats. Uri 51, und in Toblers Appenzeller Sprachsch. 198 als noch bestehend gemeldet. Man schneidet aus Papier einen Vogel aus und denkt sich darunter die Taubengestalt des heil. Geistes; Mütter hängen dies Papierchen ans Bett eines hoffnungslos erkrankten Kindes, um das Kleine damit im Sterben zu ergößen. Das reformirte Landvolk an der untern Aare schneidet zu gleichem Zwecke aus Papier eine Reifrockfigur, Mergen (Maria) genannt, und hängt sie dem Sterbenden ans Bett; nach dessen Tod kommt sie zuweilen als Andenken hinter Glas und Rahmen. Wahrscheinlich war mit dieser Vogelfigur ursprünglich eine Schicksalserforschung versucht, da der ahd. Physiologus (Graffs Diutisca 3, 38) nur in diesem Zusammenhange Sinn bekommt für folgende Stelle: ein vogil heizit Caradrius (Brachvogel). mit diseme mac man bechenen, ob der sieche man irsterben oder g'nesen scol. ob er sterben scol, so cheret sich der caradrius von ime. ob er avē g'nesen scol, so cheret sich der uogel zuo dem manne unt nimit dez mannes unchraft an sich.

Gehen wir zu den Singvögeln über, diesen Spiel- und Hausgenossen des Menschen. Die Seele wird ein geflügelter Vogel, der im Entschweben lieblich singt. Während des Conciliums zu Basel hörten etliche gelehrte Doctores in einem Walde daselbst eine Nachtigall wunderbar singen und erfuhren, dies sei die Seele eines noch nicht Erlösten. Wolf, Deutsche Märch. und Sag. Nr. 58. Das von Raubthieren zerrissene Hirschfälllein wird von einem barmherzigen Mädchen gliederweise wieder zusammengesetzt und in den Waldbaum gelegt; alsbald ist an der Stelle des Thierschädels eine Nachtigall in der Baumkrone und beginnt zu schlagen. Cavallius=Stephens, Schwed. Märchen. Im bretonnischen Volksliede vom Helden Marlbrout heißt es:

Auf seines Grabes Hügel  
ist Rosmarin gepflanzt,  
auf dessen höchstem Zweige  
schlägt eine Nachtigall.

Wenn der Bauer am baier. Lechrain auf dem Siechbette liegend, zuletzt sich selbst den Tod wünscht, so ist seine Rede: „Wenn nur die Nachtigall käme und thäte uns auflösen!“ da kommt denn, fährt Leoprechtings Lechrainer Sagenb. 79 fort, diemalen ein Vogel und singt so fein, daß die Schmerzen aufhören und man entweder besser wird oder stirbt. Verwandte Sätze dieser Art lauten: die auf dem Hauszag schlagende Amsel singt dem Hauskranken den Tod an. Wenn der Buchfinke anhaltend um dasselbe Wohnhaus ruft und gar bis in die Tenne geflogen kommt, so wird hier bald Jemand wegsterben. Ein aus Fenster pickendes Vögelein meldet dir den Tod eines in der Fremde Gestorbenen. Wo das Rothkehlchen einen Erschlagenen im Walde liegen sieht, fliegt es hinzu und überstreut ihn mit Laub.

Als Knabe hatte ich Gelegenheit, den auf seinem Landhause bei Neuburg a. d. Donau damals verstorbenen Maltheser Commenthur v. Flachslanden auf dem Paradebette zu betrachten. Lustig schlugen seine Singvögel in dem gleichen Trauersaale. Da fiel es mir auf, unter den übrigen Zuschauern sagen zu

Hören, wie schade es um diese vielen kleinen Thierchen sei, die nun gleichfalls alle mitsterben müßten. Das Verständniß dieser Rede gieng mir erst im vorigen Sommer auf bei der Eröffnung der Heidengräber zu Lunkhofen, welche in der Histor. Ztschr. Argovia 5. Band beschrieben sind. In der dortigen Leichenbrandschichte fand sich auch vereinzelt Vogelgebein, namentlich das Röhrenöchlein eines Langstelzers mit vor. Eben so ist in thüringer heidnischen Gräbern neben dem Gebein von Kinderleichen auch das von Singvögeln erhoben worden. Wo Vogel- und Kindergebein beisammen liegt, erinnert es an den herben Sinn der Sprichwörter: Vögel, die früh singen, frißt die Kage; kluge Kinder werden nicht alt. Allein im Zwecke der heidnischen Todtenbestattung lag es, mit dem Hingeschiedenen Alles ihm Werthe und Eigene mit zu vertilgen und ihm in den Tod nachzusenden. An Sigfrids und Brynhilds Scheiterhaufen hiengen zu Häupten ihre Beizvögel, zwei Habichte.

### Der Kibitz.

Unbegehrt geliebene Menschen werden nach dem Tode in unbegehrte Thiere verwandelt; die alten Jungfern mit ihrem monotonen Eigenwillen werden zu langweiligen Kibitzen, in der Mundart Giritz genannt. Daher gilt die Phrase, ins Giritzenmoos fahren, nur vom Tode alter böser Weiber; denn da es keine männlichen Hexen giebt und nur Weiber auf den Bloßberg ausfahren, so werden auch nur deren Seelen als die in den unbetretenen Sumpfstrecken wohnende Kibitzen angenommen. Ein Volkslied aus dem Berner Oberlande (bei Firmenich 2, 582) durchmustert die verbreitete Angst vor einer Reihe von Unglücksvögeln und schließt ironisch mit dem verrufenen Kibitz; um wie viel lieber, sagt das aufrichtige Mädchen, will ich mir einen Mann nehmen, als einst aufs Giritzenmoos verwünscht zu werden:

Doch wol is g'wüß, i förchten eine,  
 das is en böse, ja 's der Gott!  
 der Giritz isch es, wo 'ni meine.

Noch pflegt das Landvolk der deutschen Schweiz hie und da die Moosfahrt als Faschnachtscherz aufzuführen. Ein Leiterwagen wird mit allen heirathsfähigen Mädchen des Dorfes vollgeladen und draußen mit möglicher Schonung am ersten Graben der Almende umgeworfen. Auf ein bißchen Weibergeschrei folgt nachher um so mehr Rüchleingebäcke und Tanz.

Die verstorbnen Hagestolzen werden nach Auceuda, bei Gex im Wallis verwiesen, wo sie in durchlöchernten Körben Sand aus der Rhone zu Berg tragen müssen. Reithard, Schweiz. Sagen.

### Die Gule.

Nach ihrem wimmernden Schrei trägt die Schleiereule verschiedene mundartliche Namen. In der Schweiz Gwiggli, Wicst, Kleewit und Kivvit. Kivvit deutet man sich als den Ruf kümme mit! Kleewit bedeutet aargauisch hlè, das Grab, der Leichenhügel; wigil ist appellativ Vogel.

wenn dir d'Wiggli schreit,  
 wirsch bald üsse trait.

Ebenso schon in Müllers, Pfarrer in Thalwil, zu Gwerb's Leuth- und Bychbesegnen (Zürich 1646) verfaßten Reimen:

Wann durch den dünnen Luft ein schwarzer Rabe fleucht  
 Und krafet sein geschrey, und wann des Gulen frauwe  
 Ihr Wiggen-gwige heült: sind Losungen sehr rauhe.

Die Gule „schreit den Kranken heraus,“ dafür nagelt sie der Bauer an Scheunenthor und Gartenbaum, wo sie Gespenster abhält und den Knaben zum Wurfziele dient.



## Der Rabe.

Ehedem ein dem obersten Gotte dienstbarer, prophetischer Vogel, ist der Rabe nun zum eigentlichen Galgen- und Höllenthier geworden. Des hl. Meinrad Raben melden den an dem Einsidler zu Schwyz verübten Mord bis nach Zürich, wo die beiden Raubmörder im Wirthshause zechend ergriffen und abgestraft werden. Seit der Zeit ist jenes Wirthshaus daselbst zum Raben geschildet. Die Seelen Erlöster schweben davon in Taubengestalt, die der Verwünschten und Erhängten verwandeln sich in Raben. Aargau. Sagen 2, Nr. 269. 272. Raben in einer Reihe auf dem Hausgiebel sitzend, deuten auf die Reihe der schwarzen Leichengänger. Sizen sie außs Haus, in dem eben eine Leiche liegt, so hat dieser hier Verstorbene bei Lebzeiten viel Schlimmes gethan. Damit übereinstimmend erzählt die ahd. Kaiserchronik von Neros Tode (in Diemers Ausgabe, S. 131, Vers 29):

die tiuel kômen dar  
mit ainer micheln scar  
in swarzer uogele pilede.

Rabe und Krähe werden mit einander verwechselt, beider Grabschrei tönt: Geh weg! Schreien zwei nordenher kommende Krähen uns nach, wenn wir von einem Begräbniß heimkehren, so kündets eignes Leid vor Zahresende.

## Die Maus.

Den Mäusen pfeifen, heißt den Seelen ein Zeichen geben, um von ihnen abgeholt zu werden; ebenso wie der Rattenfänger zu Hameln die Lockpfeife bläst, auf deren Ton alle Mäuse und Kinder der Stadt mit ihm in den Berg hineinziehen, der sich hinter ihnen zuschließt. Mäuse sind Seelen. Die Seele des auf der Jagd entschlafenen Königs Guntram kommt schlängleinartig aus seinem Munde hervor, um so in

einen nächsten Berg und wieder zurückzulaufen (Grimm, D.C. Nr. 428). Der goethe'sche Faust weigert sich den Tanz mit dem hübschen Herenmädchen am Blocksberg fortzusetzen:

Denn mitten im Gesange sprang

Ein rothes Mäuschen ihr aus dem Munde.

Ist der Hausherr gestorben, so verlassen auch alle Mäuse zugleich sein Haus; so lautet die mißverstandne Redensart Maustodt sein, d. h. ganz und mit Allem, mit Mann und Maus todt sein. Ebenso deutet man das Träumen von todten Mäusen auf Tod in der Verwandtschaft. Kommt eine Maus Nachts ins Bett, so trifft den darin Liegenden kommenden Tages ein Unheil; zernagt sie dem Patienten das Bettstroh unter dem Hauptkissen, oder ein Kleidungsstück, so stirbt er bald. Vor dem Fenstersims hin- und herlaufend, sind sie gleichfalls todtkündend, weil man das Zimmerfenster öffnet, um die Seele des eben Verschiedenen hinaus zu lassen. Stößt eine Scheermaus zwischen Mauer und Bretterboden der Stallung, so läßt man oft die Stallthiere schnell versteigern, aus Furcht, sie möchten an einer Seuche drauf gehen. Stößt die Scheermaus in der Tenne, unter der Dachtraufe, dem Hausofen oder gar unter dem Ehebett (denn in ältern Bauernhäusern gilt statt des Bretterbodens noch der bloße Lehm Boden), so stößt sie den Vater zum Haus hinaus. Von solchen frischen Erdhaufen der Maus sagt man: sie suecht nach 'ere Seel.

Stosst e Schärmüs bi 'me Hüs,

so heuscht si Oepperen drüs.

Stößt sie unter dem Küchenherde, so wird die von der Hausfrau bereitete Speise nicht mehr batten, nicht sättigen. Viel Mäuse plötzlich im Lande, deutet man auf fremde Kriegsvölker: viel Müs, wenig Lüt. Da auch böse Geister in Thiergestalt erscheinen können, so darf man manche Thiere besonders zu den heil. Zeiten — wo Geister am meisten sich künden — nicht mit rechtem Namen nennen, um sie ja nicht zu berufen. So wird in der Preuß. Mark die Maus in Weihnachten bloß Bönnlöper genannt, Bodenläufer. Kuhn, Nordd. Sag. 411. Aus einer plötzlichen Vermehrung der Mäuse schloß das Mittelalter

auf eine plötzlich ausbrechende Seuche; daher war es zur Zeit des Schwarzen Todes eine der stehenden Inquisitionsfragen der Hexenprozesse, ob die verdächtige Person Mäuse hervor geholt habe. Mach mir keine Mäuse! besagt: Gerade heraus, nur keine Ausflüchte gemacht.

An die Stelle der Seelenherrin Freyja, Berchta und der Weißen Frau ist die hl. Gertrud getreten, bei welcher die Abgeschiedenen die erste Nacht im Todtenreiche zubringen müssen. Sie war, wie Schilter zur Königsbhovner Chronik 571 anmerkt, im Straßburger Münster auf einem Gemälde zu sehen umgeben von Mäusen. Und so bildet sie der krainische Bauernkalender sowie das sogen. Gertrudenbüchlein ab: Zwei Mäuslein nagen an einer flachsumwundenen Spindel; eine Spinnerin sitzt am Spinnrade und eine Maus läuft den Faden hinauf. Weder am St. Gertrudentag, noch in der Zeit der Zwölften, wo die Geister in Gestalt von Mäusen erscheinen, darf gesponnen werden.

### Der Hund.

Allen Religionen der Vorzeit hat der Hund als ein den Göttern zugeselltes Thier gegolten, dem daher auch sein Theil Weissagungsgabe eigen gewesen ist; wenn er dann auch später in der fortschreitenden Bildung jedes Cultus aus ihrer persönlichen Umgebung entfernt und gleichsam zur Ruhe gesetzt wird, so verbleibt ihm doch sein Gnadenbrod bei den Seelen der Unterwelt, hier wird er Bote und Hüter der Schatten. Nur von dieser Seite ist er jetzt zu besprechen.

Der indische Todesgott Yama hat ein Paar „vieräugige, männerhütende, wegebewachende Hunde;“ ihnen wird der Verstorbene beim Todtenopfer seiner Nachgelassenen und in dessen vorgeschriebener Gebetsformel übergeben: Rigveda, 10. Buch, 14. Lied. Einer von diesen die Sterbenden heimsuchenden Hunden ist der schwarze Sarameya. An den homerischen

Höllenhund, der den Ais bewacht; an die mit ihren Hunden nächtlich durch die Wälder ziehende Helate; an des Odysseus geisterfichtige Hunde, welche die nahende Athene voraus erkennen, braucht hier bloß erinnert zu werden, um zu den einflussreicher gebliebenen nordischen Traditionen über zu gehen. Aller Hunde erster ist Garm, sagt die Edda, er muß wachen, bis die Götter vergehen. Auch er ist geisterfichtig: er stellt sich dem nahenden Odhin entgegen, „bellt und gähnt sogar gegen den Vater aller Beschwörungslieder.“ Der Göttin Frigga ist als Sinnbild der Häuslichkeit die Kage beigegeben, die denn deshalb unter den Todesboten im Nachfolgenden noch besonders zu erwähnen ist; wandelt sich die Göttermutter in die Seelenmutter um, so sendet sie die leichenwählenden Nornen und Valkyren aus, die von Hunden begleitet sind oder deshalb auch von den Hunden des Sterblichen zuerst gewittert werden. Von nächtlich heulenden Hunden sagt man in Schleswig: die Hel ist bei den Hunden; d. h. sie wittern die umziehende Pestseuche voraus. Daher wird in altkirchlichen Abbildungen dem heil. Rochus, dem Schutzpatron gegen die Pest, ein Hündlein beigegeben. Da die Pest mit einem Feuer verglichen wird, das als blaue Flamme erscheint, so liegt es nahe, daß der Hund auch Feuersbrünste voraus wittert. Daher stammen folgende Säge. Ein in der Nachbarschaft heulender Hund, der dabei die Schnauze zur Erde kehrt, „schmeckt's,“ daß bald hier Jemand sterben werde; er riecht es aus der Erde, denn in ihr wohnt das Todtenvolk. Richtet er aber heulend die Schnauze gen Himmel, so zielt dies auf eine hier bevorstehende Feuersbrunst. Oft rührt aber dies nächtliche Geheul von jenem Ortsgeipenste her, das man mit Nachdrücklichkeit den Dorfshund nennt. Gleichwie der Pudel der spiritus familiaris des Dr. Faust ist, so ist der Dorfshund der spiritus communalis, eines vermag nicht ohne das Andere fortzuleben. Dies erhellt aus einer Begebenheit, die erst vor wenigen Jahren in Merenschwand, einem Dorfe des Oberen Freienamtes, allgemein zu reden gab. Der Eigenthümer der Bunau, einem Ausgehöfte jener Gemeinde, lag damals schwer darnieder und seine Nachbarn

durchwachten die Nacht bei ihm. Da ließ wiederholt um Mitternacht der Dorfhund sein Geheule vor dem Fenster hören und erregte damit so große Furcht, daß man sammt dem Kranken das Haus verließ und ein anderes bezog.

Das Hündlein der Siebenschläfer, das der Legende zu Folge sieben Christenbrüder in die Höhle begleitet, die hinter ihnen von den Heiden vermauert wird, verehrt man noch in der griechischen Kirche. War dem Menschen das Thier schicksalskündend gewesen, so mußte er demselben nothwendig Seele beilegen und in weiterer Folgerung auch über das Fortleben der Thierseele zu einem Ziele kommen. Dies ist bis auf die Neuzeit geschehen. Luther äußert in seinen Tischreden (R. 43, und Joel 1, 18), daß er sein eignes Hündlein in der andern Welt wieder zu sehen glaube; ebenso läßt Klopstocks Messiasode, Gesang 16, Vers 260 und 333 Elisamas Hündlein mit in den Himmel eingehen.

---

### Die Kaze.

Freyja war die Göttin des häuslichen Glückes und der Liebe, ihr Gespann wurde von zwei Kazen gezogen; allein ihrem Wesen waren auch noch Züge des kriegerischen Alterthums eigen, denn sie theilte sich mit Odhin in die Leiber der auf der Walstatt Erschlagnen. Nach diesen beiden Seiten der Göttin hat auch ihr Wappenthier, die Kaze, eine Licht- und eine Schattenseite. Bald trägt sie die an die Liebesgöttin erinnernden Schmeichelnamen: Mimeli, Züseli, Züsibüseli; denn der altd. Frauennamen Zeizichoma heißt Erwünschte und Geliebte; bald erinnert Bullerkater, Nickerkater an den polternden Hausklobold und den kinderraubenden Wassermann; und daher geschieht es, daß die Sätze des Aberglaubens unter einander in Widerspruch gerathen. Bald gilt die schwarze Kaze als Here, als erwünschter böser Geist, bald wieder als ein Wesen, an dessen Lebensdauer der Bestand der Familie hängt. Bezieht man

z. B. ein neues Wohnhaus, so wird erst die Kaze aus der alten Wohnung in einer schwarzen Schürze herbeigetragen und über die Schwelle der neuen hinein gejagt:

Die schwarze Kaze, das schwarze Huhn

Soll kein Bauer aus dem Hause thun.

Dennoch fürchtet man sich, die schwarze Hauskaze allein bei den Kindern zu lassen, und besonders ist man bedacht, alle Kazen zu entfernen, während bei einer Leiche Todtenwacht gehalten wird. Eine schwarze Kaze, die über das Krankenbette hinhuscht, würde beweisen, daß es um die Seele des Verstorbenen nun schlimm stehe; ja er wäre verdammt, wenn sie sich auf seinen Sarg sezt. Anderwärts gilt sie für den eigentlichen Hausgeist, ja für den Gefolgsgeist des Hausvaters, und sogar die Lebensdauer beider hängt von einander ab: Die schwarze Hauskaze stirbt ihrem Herrn vor (Aargau). Dies ist ein im Morgen- und im Abendlande verbreiteter Glaube gewesen, über den ein paar kleine Züge hier mitzutheilen sind. Ein ägyptischer Scheich — so erzählt Fr. Rückert, Morgenländ. Sag. 2, 260 — lebt in so großer Frömmigkeit und Buhübung, daß er außer einer schwarzen Kaze gar keinen andern Besitz hat. Aber eben dieses Thier des Armen war einer der Dschinnen, welche Thiergestalt annehmen, um unerkannt in der Nähe geliebter Menschen sein zu können. Als dies der Scheich empfand und die Kaze eines Tages auf die Probe stellte, verschwand sie auf immer. Einen deutschen Vorgang ähnlicher Art berichtet Diebolt in seiner Histor. Welt (Zürich 1717, 737). Michael Helsing aus Schwaben hatte das Interim mitschmieden helfen und war dafür vom Pabst mit dem Titel eines Bischofs von Sidon belohnt worden. Während er das Stift Merseburg administrirte und auf einer Reise nach Leipzig begriffen war, traf er auf halbem Wege bei einem Hügel, der noch heutigen Tages Kazenberg heißt, eine ganze Compagnie Kazen an und fragte im Scherze: Ihr Kazen, seid ihr alle beisammen? Keine fehlt, erhielt er zur Antwort, als Bischof Michels Kaze. Bei seiner Heimkehr erzählte er den Seinigen den Vorfall, kaum aber daß er ausgeredet hatte, war seine Kaze zum Fenster

hinausgefahren und ist nicht weiter gesehen worden. „Sie soll sein spiritus familiaris gewesen sein.“ Hünze, der Katernamen im Reineke Fuchs, stimmt überein mit dem Namen der Hauskobolde, der Heinzelmännchen; und so zeigt sich die Kaze als förmlicher Hausgeist in folgender Sage. Man brach eine Wohnung ab, um dem darin spukenden Gespenst zu entgehen. Als man mit dem letzten Fuder alten Holzwerkes in den Neubau einfuhr, sprang jener Kobold als Kaze zusammengebuckelt vom Wagen in die offene Scheune. Wenn eine schwarze Kaze Nachts dem Menschen über den Weg läuft, so wird er nach dem Glauben katholischer Gegenden sich beeilen müssen, noch vor ihr sein Haus zu erreichen; hier schlägt er dann das Kreuz so oftmals über Kinder und Thiere, als deren in Stube und Stall sind. Dagegen meint man in reformirten Landschaften: die schwarze Kaze, der man auf einem Kreuzwege begegnet, warnt uns, in dieser Stunde weiter zu gehen. Sie ist kein Gespenst und kein Todesbote, sondern nur eine prophetische Abmahnung.

Todkündend ist die Kaze deshalb geblieben, weil sie aus dem Freyjacultus übertragen wurde auf die Verehrung der hl. Gertrud, die als christliche Seelenempfängerin gegolten hat. Man sagt, heißt es in einer latein. Handschrift des 15. Jahrh. daß die Seele, sobald Eines verschieden ist, die erste Nacht bei der hl. Gertrud Herberge nehmen muß. Die Attribute dieser Heiligen waren bekanntlich Maus und Kaze. Letzteres Thier macht daher den Menschen auf sein Ende aufmerksam. Träumt man in der Christnacht von einer schwarzen Kaze, so erkrankt man nach Neujahr gefährlich. „Bürsten sich“ zwei Kazen unter dem Fenster der Krankenstube, so sind des Kranken Stunden gezählt. Hier erinnern die zwei raufenden Kazen an die zwei um die abgeschiedene Seele streitenden Todtenheere, wovon in den folgenden Abschnitten zu berichten ist.

## Koß und Stier.

Der Todesgott und das Geisterheer der Wilden Jagd ist beritten; „die Todten reiten schnell.“ Auf altgriechischen Grabdenkmälern zeigt sich ein Fenster, durch das von außen ein Pferdekopf hineinblickt; selbst der alte Fährmann Charon kommt im neugriech. Volksliede dieses Namens (übers. v. Goethe) zu Rosse. In der ungarischen Volkssprache ist der Name der Todtenbahre allgemein Michal lova, Michaelspferd, und vom tödtlich Erkrankten gilt der Ausdruck, des heil. Michael Pferd hat ihn schon getreten, schon geschlagen. Spolyj, Ztschr. für Myth. 2, 274. In dänischer Volksrede dagegen heißt es von einem Wiedergenesenden, er hat dem Tod einen Scheffel Haber geopfert. Die heidnischen Gräber zu Prattelen in Baselland liegen in einem Waldtheile, welcher Reitweg heißt; nahe dabei sind römische Ruinen, Namens Gästeli. Zürich. Antiq. Mittheil. 2, 9. Alle diese Angaben deuten darauf hin, daß der Todesgott seine Opfer zu Rosse abholte. Da aber dem Germanen der oberste Gott Wuotan als Seelenherr galt, der wie die von ihm entsendeten Leichensammlerinnen zu Rosse erschien, so wird man in der ältesten Vorzeit die einzelne Leiche zu Rosse ins Grab geführt und dann das Thier zugleich mit verbrannt haben. Anders läßt sich der Rückfall, den die Toggenburgischen Rheinthalen plötzlich i. J. 1541 machten, kaum begreifen. Sie banden damals einen Verstorbenen einem Pferde an den Schweif und ließen ihn zu Grabe schleifen, und ein Jahr darauf banden sie einen Todten nackend auf ein Pferd und führten ihn unter Abfingung des Armen Judas zu Grabe. Die Gesandten der regierenden Orte befahlen dem Landvogt die Thäter auf Leib und Leben zu belangen und ihre Bestrafung in allen Kirchgemeinden auskünden zu lassen, damit „ein söllich unchristlich Handlung“ nicht mehr geschehe. Rheinthalen-Abschied der Tagsatzung zu Baden 1542. Die Bevölkerung schien hier zwar einen Akt politischer Rache ausgeübt zu haben, stützte sich dabei aber gleichwohl auf frühere ähnliche Bräuche; denn Rosse sind noch i. J. 1318 in der Klosterkirche zu Königsfelden bei



Leichenbegängnissen geopfert worden, und die fromme Königin Agnes, die dorten wohnt, verfügt daß diese Widmung zu gleichem Theile an die Mönche und die Nonnen des Stiftes fallen soll. Argovia 5, 32. Dem Roß wurde von jeher Weissagungsgabe zugeschrieben. Achills Rosse, die hl. Tempelrosse der Germanenpriester sind dadurch allbekannt. Sigurds, ihres Geliebten Ende ahnend, erzählt die eddische Gudrun:

Gramvoll gieng ich mit Grani reden,  
 Befragte das Pferd mit feuchter Wange;  
 Da senkte Grani ins Gras das Haupt,  
 Wohl wußte der Hengst, sein Herr sei todt.

Im Frickthaler Dorfe Sicken und zu Döttingen an der Aare gilt es als eine Todesankündigung, wenn am Fenster eines schwer Erkrankten des Abends ein Roß von der Straße her sichtbar wird. Schaut das Roß, welches den Leichenwagen zieht, einen Leichenbegleiter besonders an, so wird dieser nicht lange zu leben haben. Aristau im Freienamte. — Träume von rothen Pferden und rothen Schlangen deuten auf Tod. Seengen. — Das Roß im Stalle schwißt, wenn gemeine Leute sterben.

In Berggegenden, wo das Roß nicht gehalten wird, tritt an dessen Stelle der Leichenstier und ein Theil der genannten Volksmeinungen wird auf ihn übertragen. Wenn der an den Leichenwagen gespannte Gemeindestier im Zuge stillsteht und zurückschaut, so stirbt bald wieder eins der Gemeinde. Der Landwirth, der seinen schwarzen Stier schlachtet, wird bald drauf selbst sterben; dies heißt wohl, er verspeißt unerlaubter Weise den Stier voraus, der zu seinem einstigen Leichenmahle herkömmlich bestimmt ist. Jener Bauer, der sich Weihnachten um Mitternacht in den Futterbaren legte, um zu erfahren, ob in dieser hl. Stunde die Stallthiere mit einander reden, vernahm, daß die beiden Stiere sich besprachen, wie bald sie ihn zu Grabe ziehen müßten, und starb im Schreck darüber. Necken die Rinder bei der Tränke den Kopf starr empor, so trauern sie über des Herrn bevorstehenden Tod. Das Roß läßt sich und das pflügende Rind über keine Ackerstelle treiben, wo ein Ermordeter verscharrt liegt.

## Lebenslicht und Sterbkerze.

Einem das Licht ausblasen, heißt ihn tödten. Er ist ausgegangen wie ein Lichtlein, gilt von einem schmerzlos Sterbenden. Das Licht ist ihm in der Auction der Jahre ausgegangen, bezeichnet im neapolit. Sprichwort hohes Lebensalter und stammt von dem dortigen Gerichtsbrauche, bei Auctionen ein Licht anzuzünden, nach dessen Abbrennen kein Angebot weiter angenommen wird. Unsere Kinder lassen ein Blatt Papier im Leuchterboden verbrennen und sagen, wenn die letzten Fünkchen durch die Aschenhaut hinspringen: Die Letzten laufen aus der Kirche heim; das italien. Sprichwort darüber deutet auf die nachwachsenden Nonnen: *Le monachine vanno a letto*. Als der Jägerbursche die Hexe erschießen will, lacht diese laut auf und spricht: Mein Leben wohnt nicht in mir, sondern weit weg in einem verschlossnen Berg; da ist ein Teich, auf dem Teich schwimmt eine Ente, in der Ente ist ein Ei, in dem Ei brennt ein Licht, dies ist mein Leben, wenn du es auslöschest könntest! (Haltrich, Siebenbürg. Märch. 189). Die Gräfin Schack läßt eine Wachskerze, die ihr eignes Lebenslicht ist, in der Kirchenmauer auf Gramm einmauern, doch diese Kirche brennt ab und die Gräfin stirbt. Müllenhoff, Sag. pag. 180. Meleagers Leben ist an einen Feuerbrand, an ein glimmendes Holzstreichholz geknüpft; des skandinav. Nornengasts Leben an eine Kerze, und beide, damit sie nicht verglimmen, werden von ihren Müttern verwahrt. Um der Geliebten die Lebensdauer zu bewahren, schleudert man unter Ausrufung ihres Namens angeglühete Holzstreichhölzer an Schwungstäben vom Berge zu Thal; dieß ist das in Oberdeutschland übliche Scheibenschlagen in der Fasnacht. Ein gleiches Lebensorakel ist in den Kinderspielen enthalten „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg,“ und *Petit bon homme vit encore!* bei beiden wird ein brennender Span oder Wachsstock von Hand zu Hand herumgereicht, und derjenige ist spieltodt oder pfandpflichtig, in dessen Hand er erlischt. So viel Lebensjahre das Kind zählt, so viel Lichtlein steckt man ihm

auf den Geburtstagskuchen. Die katholische Feier der Weihnachtsmette heißt am Mittelrhein die Lichterkirche, weil man um Mitternacht mit einem brennenden Wachsstock zur Kirche geht, aus dessen Dauer nachher noch Schlüsse auf die eigne Lebensdauer gemacht werden. In derselben Nacht pflegt die reformirte Bevölkerung am Hallwiler See, familienweise um den Esstisch gruppiert, Aschenhäufchen zu bauen, jeder an seinem herkömmlichen Sitzplatze. Wer am Morgen darauf sein Häufchen zerstreut findet, hat für das nächste Lebensjahr wenig Hoffnung. So ist auch derjenige von einer baldigen Trauernachricht bedroht, nach dessen Seite hin das Kerzen- und Dellicht roset oder kohlt; denn das Stück, das sich vom glimmenden Docht ablöst, hat den Namen Räuber und Wolf.

Diese übereinstimmenden Säge, deren weitere Ausführung in den Argau. Sag. 1, S. 36 und 350 mit mehreren Beispielen unterstützt steht, zeigen die Lehre des Heidenthums von der Feuerbeschaffenheit der Seele. Daher erscheinen wiederkehrende Geister als blaues Flämmchen, als Irrlicht und Feuergermann (Brünnling); während verkommene und vergehende Seelen nur ein winziges Aschenhäufchen zurücklassen. Im Kanton Wallis herrscht noch der Glaube, vom Bette eines Todtkranken steige ein Feuerfunken auf und fahre in der Richtung durch die Luft, in welcher man die Leiche zu Grabe tragen wird.

Man findet daher in den deutschen Heidengräbern, die man neuerlich eröffnet und mit wissenschaftlicher Genauigkeit durchforscht hat, wiederholt solcherlei Mittel, die dazu bestimmt waren, den Todten Licht zu geben auf ihrem weiten Wege ins Schattenreich. Feuerstein und Stahl trugen fast alle männlichen Gerippe bei sich, welche Lindenschmit in den Frankengräbern zu Selzen, unweit Oppenheim in Rheinhessen, untersucht und beschrieben hat. Wanderstäbe und Holzleuchter waren den Mannenleichen zugelegt, welche W. Menzel zu Oberflacht, im würtemb. Oberamt Tutlingen, aufgefunden hat. Daraus läßt sich ein Schluß machen auf das allgemeine Vorkommen der Sterbkerze in christlichen und außchristlichen Culten. Die Juden, die an jedem Jahrestage ihrer verstorbenen Verwandten

ein Licht anstecken von einem Abend bis zum andern, haben besonders dazu fabricirte Kerzen, die gerade 24 Stunden lang brennen; und nach Vorschrift des Minhag Aschkenaz stellen sie im Sterbezimmer sieben Tage lang eine brennende Lampe auf, bei der eine Schüssel Wasser mit einem Handtuch steht. Daß die leßtern zwei Dinge der Seele des Verstorbenen wirklich dazu dienen sollen, sich zu waschen und zu trocknen, erklärt ausdrücklich Crehange im Pariserkalender *Annuaire officiel du culte israélite* 1858, 104. Im Mittelalter büßte man den begangenen Todtschlag kirchlich in ähnlicher Weise. Als Jörg Zink den Müller ab der Egg i. J. 1480 erschlagen hatte, mußte er auf Befehl des Abtes Ulrich von St. Gallen eine Kirchfahrt thun in Begleitung von 200 Männern, deren jeder eine Kerze von 2 Pf. Heller Werth zu tragen hatte; er mußte ferner nach sechs vorgeschriebnen Wallfahrtsorten je eine Kerze tragen von je 1 Pf. S. Werth, und am Grabe des Erschlagenen zwei Jahre lang alle Sonn- und Festtage ein Licht brennen. J. v. Arx, *St. Galler Gesch.* 2, 611. Im katholischen Cultus gilt heute noch die sog. Sterb- oder Römerkerze, eine kirchlich gesegnete Wachskerze, die dem Verscheidenden brennend vorgehalten oder in die Hand gegeben wird. Seine katholischen Nachbarn pflegen dabei betend um sein Bett zu stehen, jeder hat dazu seinen eignen Wachstock brennend mit in die Stube herein gebracht. Man läßt die Römerkerze auch bei der Leiche fortbrennen; selbst im Erlöschen ist ihr Dampf noch wirksam. Man soll, heißt es im *kathol. Schwaben*, den Bugen des ausgeblasnen Wachstockes fortrauchen lassen, „der Dampf des glotenden Dochtes kommt den armen Seelen zu gut. Der Todtensegen, der dabei gesprochen wird, enthält die Verse:

Da komm ich auf einen breiten Weg,

Da muß ich einen schmalen Steg.

Gott gab mir auf Erden ein kleines Licht,

Nun soll mir leuchten das ewige Licht.

„Gott het mir es Liechtli gebe,

„Das zündt mir is ewige Lebe.“

Bei der Beerdigung und am Schlusse der Todtenmesse

wird hierauf nach dem Profundis und Requiem die Kerze vom Priester feierlich ausgeblasen.

Der Glaube an Ahnungen zieht auch aus diesen Bräunchen seine Schlüsse. In der Traumdeutung heißt es: Rauch, qualmend und ohne Feuer aus der Ferne aufsteigend, deutet auf einen Todesfall. Als eine Familie in der Wettinger Gegend Abends beim Lichte zusammensaß, hörte man die im Leuchter liegende Puzscheere mehrmals erklinkern, ohne daß Tisch und Leuchter bewegt worden wären. Als dann die Nachricht kam, es sei um jene Abendstunde die Base im Nachbardorfe gestorben, nahm man es für gewiß, sie habe sich mittels jenes Gecklirres der Lichtscheere „gekündet.“ Neuzeitliche Sagen knüpfen sich weiter daran. In der Stiftskirche des Solothurnischen Stiftes Schönenwerth findet sich in der Mauer der Marienkapelle eine Nische, die niemals ohne Kerzchen ist, aufgesteckt für die Ruhe der armen Seelen. Der Rauch der vielen Leuchter schwärzte die Kirchenwand so sehr, daß der dortige Chorherr Hirt vor einigen Jahren das Loch zumauern ließ. Er wurde wie alle Stiftsherrn in dortiger Kirche begraben. Doch alsbald soll man aus der Gegend jenes frischen Grabes her ein wiederholtes heftiges Poltern gehört haben. Um dem Gerede der Leute ein Ende zu machen, ließ das Capitel das Mauerloch wieder zum alten Brauche öffnen, und der angebliche Lärm in der Kirche war verstummt.

### Das Auströsten und der Todeskampf.

Nach dem Constanzner Rituale v. J. 1775 spricht der Priester, welcher dem Sterbenden die letzte Delung reicht, beim Eintritt ins Krankenhaus: Sehet das Kreuz des Herrn, fliehet, ihr Widersacher! Marzohl-Schneller, Liturgie 3, 192. 214.

Dieses Entgegentreten des Priesters gegen den bösen Feind nennt man das Auströsten; es unterstützt die im Volke schon vorhandene Annahme, daß der Todeskampf ein wirklicher Zweikampf sei, den der Sterbende mit den Dämonen zu bestehen habe. Fällt dann der Kranke ins Ende, so beten katholischer Seits die Umstehenden „die Fünfe,“ nemlich 5 Vaterunser und Ave's sammt dem Credo; mittels eines aus Buchs und Sevenzweig gewundenen Büschels wird er reichlich mit Weihwasser besprengt. Ob man ihn nun ruhig sterben läßt, oder ob man sein Sterben nicht noch mit den allergrausamsten Maßnahmen erschwert, dies hängt von vielfachen, fast unberechenbaren Vorbedingungen ab. Liegt ein anerkannt braver Mann im Ende, so heißt die stehende Phrase, er will sterben; er muß sterben, gilt vom letzten Augenblicke eines Bösen. Aus dem Heidenbrauche, im Verscheiden auf die nackte Erde oder auf einen Bund Stroh liegen zu sollen, hat sich die Volksmedizin ihre weitverbreitete Sagung gebildet, daß man auf Federn liegend nicht sterben könne. Diese Lehre findet sich schon in den medicinischen Schriften des 16. Jahrhunderts und hat in Ländern ohne Salubritätsaufsicht ihre ausnahmslose Geltung. Wende und Serbe pflegt jeden Sterbenden aus dem Bette zu nehmen und auf Stroh zu legen. Haupt=Schmaler, Wend. Volksl. 2, 251. Bei Letten und Ehsten wird er auf die Erde gelegt, damit man ihm so „zum Tode verhelpe.“ Kruse mußte dies zu Dorpat an seinem eignen Diener mit ansehen, der krank von dessen Frau aus dem Bette gerissen und so dem Tode überliefert wurde. Ehstnische Urgeschichte 133. Andere Arten von Mißhandlungen gelten in Landschaften mit unvermischt altkatholischer Bauernbevölkerung. Hier stößt man noch auf Nachklänge des Glaubens, der im ahd. Gedichte Muspilli aus dem neunten Jahrhundert die abgestorbne Seele zum Zankapfel zweier streitender Heerhaufen von Himmelsengeln und Pechteufeln macht. Noch jetzt heißt ein in der Landschaft des Fricthales geltendes Fangspiel der Kinder „das Todtenheer;“ die zwei Parteien der Engel und Teufel sind dabei um eine Seele beschäftigt. Man besitzt Bruchstücke von Predigten aus dem 13. Jahrhundert, die

über den Streit dieser Todtenheere erzählen. Aehnliches berichtet auch die Königsfeldner Chronik über den Tod des Ungarnkönigs Andreas († 1301), welcher der Gemahl der Königin Agnes, Kaiser Albrechts Tochter gewesen war: Da er in der letzten Noth lag, erschienen ihm viel böser Geister in Gestalt unreiner Vögel, und dabei verstand er, daß nun die Stunde für ihn dasei, mit den bösen Geistern zu streiten u. s. w. Mit einer mitleidslosen Härte sucht man zuweilen heute noch die Mittel zusammen, um den Sterbenden gegen solcherlei Anfechtungen zu waffnen. Man spricht ihm zu, standhaft zu sein und sich vom Teufel nichts einreden zu lassen, man besprengt ihn an allen Körperteilen mit Weihwasser, preßt ihm die Kerze in die Finger und betropft ihn sogar mit dem heißen Wachs, um ihn wo möglich durch Körperschmerz wach zu halten gegen den Verjucher. So im bair. Frankenwalde; Bavaria 3, Abthl. 1, 364. In den Gegenden, über die wir hier aus persönlicher Anschauung berichten, verrathen sich zwar nur noch Nachklänge dieser Unmenschlichkeiten, doch auch diese sind nicht minder widerwärtig und roh, weil sie sich mit dem abscheulichen Glauben an Vampyrismus verschwifert haben. Sobald man den Menschen todt glaubt, zieht man ihm das Kissen unter dem Kopfe weg und läßt ihn in der Sterbekammer eine Weile allein: „weil er nun mit dem lieben Gott rechnen muß, weil er nun mit dem Teufel zu ringen hat.“ Man hörte, während Einer so lag, aus der Kammer her Ja sprechen und deutete es dahin, es habe sich damit die scheidende Seele dem Teufel übergeben; bei einem Andern vernahm man: fort, du Hund! und schloß, er habe den Höllenhund tapfer abgewiesen.

Auch in unsern reformirten Landgemeinden war und ist es hergebracht, dem Sterbenden das Kopfkissen wegzuziehen und ihm Bibel und Gesangbuch unters Kinn zu legen. Mit der letzteren Maßnahme, heißt es, verhindere man, daß die Leiche den Mund offen behalte, das Andere läßt man unerklärt. Allein Beides bedingt sich gegenseitig; man sucht damit das Knirschen im Todeskampfe, das Rauen an Hemd- und Bettzipfel zu unterdrücken; „weil damit der Sterbende ein Andres mitzieht.“

Daher wurde in Ortschaften, wo es Brauch gewesen ist, den Sarg vor dem Einsenken ins Grab auf dem Kirchhofe noch einmal zu öffnen, der Leiche von der Leidfrau ein Erdklumpen oder ein Nasenstück unters Kinn gelegt; an andern Orten wurde der Leiche das Halstuch fest zugeschnürt und eine Münze zwischen die Zähne gezwängt. Bibel und Nasenstück unterm Kinn sollen verhüten daß der Todte den Kopf aufrichte, den Zipfel des Leichentuches erschnappe und daran schnulle. Alles in dem Glauben, der Todte könnte zum Vampyr werden, wieder erstehen und die Lebenden in ihrem nächtlichen Schlafe auffressen. Fischer, Aberglauben 3, 254. Panzer, Baier. Sag. 2, 294. Aus der Laubaner Chronik theilt Schindler, Abergl. pag. 144 folgende Begebenheit mit. Ein Maler Hans und sein Weib, zu Lauban in der Fischergasse wohnhaft, waren wegen Zaubers vor Rath gefordert, gefolttert, aber auf ihren beiderseitigen Reinigungseid hin wieder frei gegeben worden. Als bald darauf die Frau starb und zu Grabe getragen wurde, meinte man ein Schmagzen im Sarge zu hören. Der Todtengräber öffnete nun den Sarg, gab der Leiche einen Stein und einen Pfennig ins Maul, verschloß und begrub ihn und erklärte dem mit diesem Verfahren unzufriednen Bürgermeister: das sei ihm nichts Neues, nun werde Sie schon das Maul halten.

### Ausfahren der Seele.

Im Augenblicke da Jemand verschieden ist, öffnet man schleunig das Zimmerfenster, oder wenigstens ein Fensterläusterchen, um die Seele hinaus zu lassen; sobald aber die Leiche aus dem Hause zu Grab getragen wird, werden hinter ihr Fenster und Thüren sofort geschlossen, damit der Verstorbene keine Lust zur Rückkehr bekomme. — Diese Sätze haben sich bereits zu Sagen verkörpert, die in alterthümlichen Bauten



spielen. Im Hinterbau des Schlosses von Hallwil ist ein Gemach, in dem sich einst ein Schloßverwalter das Leben genommen haben soll. Hier steht ein Fensterläufer beständig offen; so oft man ihn verriegelt oder zubindet, ist er doch über Nacht durch unsichtbare Hand immer wieder geöffnet. Im Wirthshause zum Sand, einer altbekannten Herberge im Grauholze, zwischen Burgdorf und Bern gelegen, spukt in einer obern Kammer der Geist eines ehemaligen Wirthes, und seinetwegen muß das Kammerfenster Tag und Nacht offen stehen. Wenn nun ein in dieser Kammer übernachtender Fremder es schließt, so wird ihm Bettung und Strohsack so lange unter dem Leibe weggezogen, bis der Tag anbricht oder der Gast sein Quartier verläßt. Der Schweiz. Merkur 1835, pag. 310 erzählt von einem Landhause bei Zürich, auf dessen Dach ein aufrecht stehender Ziegel nie zugelegt werden darf, eines Geistes willen, der durch die Dachluke in sein ehmaliges Wohnzimmer hinab zu steigen pfllegt.

Seitdem der Heide, sagt Grimm GDS. 117, anfing, Christentempel zu bauen, mußte im Dach oben wenigstens eine Oeffnung gelassen werden für den Ein- und Ausgang des Gottes; der Tradition zu Folge kann daher der Giebel gewisser Kirchen niemals geschlossen werden; und eben dahin ist auch jener offene Raum zu deuten, der in der Bühne katholischer Kirchen über dem Altar sich befindet, um am Auffahrtsfeste eine Heilandsfigur mittels eines Rollwerkes vom Altare durch diese Oeffnung empor zu ziehen. Gelangt die Figur ohne Hinderniß in die Bühne hinein, so schließt die Gemeinde daraus auf eine ergiebige Jahresernte (Aargau). Diese Beifügung erinnert an die Erzählung der Inglingasaga, wornach an Frey's Grabhügel eine Oeffnung gelassen wurde mit drei Fenstern, in die man Gold, Silber und Erz legte: „da blieb Fruchtbarkeit und Frieden im Land.“ So ist auch in der Kirche der Predigerherren zu Antwerpen eine zerbrochne Scheibe, die man nie hat machen lassen können; so oft eine neue eingesetzt worden, fuhr der Teufel mit der Hand durch. Wolf, Niederl. Sag. Nr. 455.

## Die Seelenüberfahrt.

Hat sich ein Patient durchgelegen, so glaubt man allenthalben der Wundtheit damit vorzubeugen, daß man ihm eine Schüssel Wasser unters Bett stellt. Es ist damit ein sympathisches Heilbad gemeint, weil der Kranke nun kein wirkliches nehmen kann, und zugleich eine Vorbereitung auf das Bad in dem Todtenstrom, über den die arme Seele bald setzen muß. Daran schon knüpft sich der Name der Badstuben, die in älteren oberdeutschen Städten Seelbäder heißen, balnea animarum, und erst neuerlich Armenbäder genannt werden. Noch bietet man in den Kirchen der Stadt München bei Trauergottesdiensten eine Zahl solcher Seelbäder aus, in denen die Armen zum Gedächtnisse des eben Verstorbenen unentgeltlich gewaschen werden. In den ostdeutschen und letto-russischen Provinzen empfängt man am Allerseelentage die Abgeschiedenen in der Badstube, die eigens dafür aufgeräumt und mit mancherlei Speisen besetzt wird. Alsdann baden hier, nimmt man an, die Seelen, eine nach der andern.

Ihrer nächsten Beziehung wegen läßt sich hier schon eine Reihe von Sagen beifügen, denen sonst ihr wirkliches Verstandniß abgienge.

Knistert das neben dem Kranken brennende Nachtlicht, als ob Wasser am Docht säße, so ist der Patient aufzugeben. Auch sein heftiges Gähnen und sich Ernießen deutet auf keine Hoffnung (er steht schon bis an den Mund im Todtenstrom). Wird nach kathol. Brauche die Leiche und hierauf noch der zugeschlossene Sarg mit Weihwasser besprengt, so giebt der Volksmund hiefür als Grund an, es geschehe, damit die Seele sich ans kalte Wasser gewöhnen lerne. Es ist dies Wort keine gewöhnliche Trivialität, sondern stimmt mit älteren kirchlichen Aufzeichnungen genau überein. Ein handschr. Beichtspiegel v. J. 1456 in der Bibliothek des Stiftes Einsiedeln, zählt unter Anderem auch die Meinung auf: Also wenn die menschen sterbend, so far die Sel durch das wasser (Anzeiger des

German. Mus. 1857, Nr. 41), und man weiß, das hierunter ein jedes örtliche Gewässer verstanden worden ist. Cäsarius von Heisterbach, der ums Jahr 1250 bei Bonn lebte, bezeichnet in seinen Dialogen (XI, 33) Sterben mit der stehenden Phrase „An den Rhein gehen;“ seinem Klosterbruder, erzählt er, erschien der verstorbene Klosterkellner Richwin einst Nachts im Chor und sprach: Bruder Lambert, komm laß uns zum Rhein gehen! Darauf starb Letzterer in wenig Tagen. Selbst der vielbewohnte Rhein ist hier also ein zur Seelenüberfahrt dienender Strom. Den Grund hiervon hat man im Odhinishen Gesetz zu suchen, das in der Inglingasaga vorschreibt, die Asche des Leichenbrandes in fließendes Wasser zu werfen; denn dies führte sie weiter ins Todtenreich. Deshalb wurden die Leichen entweder in Schiffen der Seefluth überlassen, oder man begrub sie in schifförmig gestalteten Hügeln und Särgen. Die Edda erzählt von Einfiötli's Ende, der an dem Gifte stirbt, das ihm die Stiefmutter gereicht hat. Drauf geht der Vater Sigmund mit der Leiche weit umher bis an eine Furt, wo ein Mann mit einem kleinen Schiffe zur Ueberfahrt hielt. Sigmund legte die Leiche ins Schiff, als er es gethan, vermochte dasselbe nicht mehr zu tragen. Der Mann aber stieß vom Ufer ab und verschwand. Als der greise König Ring, der Dänen und Schweden Herr, die schöne Alf zur Braut begehrt, vergifteten sie ihre das Königthum hassenden Brüder und zogen gegen Ring zur Schlacht. Sie fielen. Ring, selber schwerverwundet, ließ sich Alfs Leiche herbeibringen, setzte sich mit ihr auf ein mit Schwefel und Pech entzündetes Schiff und steuerte bei vollem Winde ins Meer hinaus, sprechend: Mit rechter Pracht und königlich will ich zu Odhin kommen. Wedderkop, Nord. Bild. 2, 318. Eine schwedische Sage bei Afzelius 1, 12 läßt durch Odhin selbst die Seelen der in der Bravallaschlacht Gefallnen auf goldenem Schiffe nach Walhall überführen. Dieselbe Sitte oder Anschauung ist den verschiedensten Völkern geläufig gewesen. Die Bewohner von Pegu führen die Leiche ihrer Fürsten nach der See ab. Hier wird sie neben wohlriechenden Hölzern auf zwei mit einander ver-

bundene Fahrzeuge gelegt, der Scheiterhaufen entzündet und Alles zusammen den Fluthen preisgegeben. Demeunier, Sitten der Völker 1, 251. Auf den Freundschaftsinseln werden die Seelen der Vornehmen auf einem großen schnellsegelnden Canot nach dem fernen Lande Dubluda gebracht, wo der Gott der Freude Heggolajo wohnt. Welcker, Griech. Götterlehre 1, 814, nach Meinicke, Südscevölker 1844. Ueber der Kirche von Plogoff in der Bretagne ist noch heute eine in Stein gehauene Barke zu sehen. Diese Sculptur deutet auf die Pflichten, welche die Bewohner dieses Fischerdorfes ehemals gegen die Todten hatten. So oft hier in der Nacht an die Thüre eines Hauses gepöcht wurde, stand der Fischer auf, stieg ohne ein Wort zu fragen, in seine Barke und fuhr über Meer nach den Eilanden Sein, auf denen die Todten ihre Ruhe fanden. Daher heißt es im Bretonischen Volksliede (Uebersetzung von Hartmann-Pfau, 461) vom Paradies:

Mein Leib auf irrer Bahn  
 Wie ein verlornen Kahn  
 Hat mich hieher gebracht,  
 Trotz Wogensturm und Wetternacht.

Lange noch hat auch unter den englischen Celten das walisische Sprichwort fortbestanden: Pawb a ddaw i'r Ddavar dong: Jeder wird kommen ins Schiff der Erde. Gättschenberger, Engl. Vitzgesch. 1, 25.

In der von Sjöborg 1822 zu Stockholm veröffentlichten Sammlung schwedischer Alterthümer erscheinen schwedisch-heidnische Grabhügel mit abgebildet. Sie sind schifförmig gebaut und heißen davon skepshögar, Schiffshügel. Vorder- und Hintersteven sind durch Bautasteine bezeichnet, Kiel und Bord durch kleinere Stücke, in der Mitte erhebt sich zuweilen ein Stein als Mast, querüber laufen Lagen zur Andeutung der Ruderbänke. In Deland stehen über hundert solcher Schiffshügel, im nördlichen Bohuslän kommen ihrer bis von 120 Ellen Länge vor, und auch auf deutschem Boden, auf der Pöglitzer Feldmark in Pommern ist ein Schiffgrab entdeckt worden. Weinhold, Altnord. Leb. 485. Daran mögen sich die allenthalben

vorkommenden Lokalsagen von versunkenen goldnen Schiffen anschließen; sie wurzeln noch so fest im einzelnen Glauben, daß jüngst erst ein Aargauer Bauer, der auf seinem Felde den Rossaifsboden und die Cementwände eines römischen Wohnhauses bloßgelegt hatte, jedes Angebot der Alterthumsfreunde in den Wind schlug und in einer Nacht den ganzen Bau zerstörte, um durchzugraben auf das goldne Schiff, das er unter dem Boden vermuthete. Argovia 1863, XXI.

Within wird der Ausdruck Absegeln, den man für Sterben gebraucht, doch wohl einen tiefern Grund als den der bloß willkürlich parodirenden Volksrede haben. Anders freilich verhält es sich mit dem Grabdenkmal, das auf den Kirchhöfen der reformirten Schweiz das üblichste ist, ein großer eisengegossner Schiffsanker, oben mit einem beweglichen vergoldeten Ring versehen. Gleichwohl wenn ein Landesfremder die conforme Reihe dieser massiven Eisenanker zum erstenmale überblickt und nicht des alttestamentlichen Ankers der Hoffnung sich zugleich erinnern kann, so mag er wohl auch an einen Leichenacker der Matrosen denken.

Erwägen wir noch zwei andere Anwendungen, die bei Todesfällen dem Wasser gegeben werden. Unmittelbar nachdem Jemand verschieden ist, müssen das im Wohnzimmer hängende Weihwassergeschir und in der Küche der Wasserüber ausgeleert werden; denn des Verstorbenen Seele ist drüber gekommen. Der Essig in der Flasche wird geschüttelt, an die Weinfässer wird geklopft, sonst fault Essig und Wein; alle Milchbecken müssen mindestens gehoben werden, anderwärts mischt man einen Tropfen frischen Wassers in die Geschirre, oder man leert sie unter den Gartenbaum aus, sogar die Zimmeruhren werden frisch aufgezogen und die Obstbäume im Grasgarten geschüttelt. Denn die Anwesenheit eines Leichnams macht nicht bloß alle Personen des Hauses unrein, sie droht auch den Bestand aller Sachen und Geräthe zu zerstören. Weil sie sich auf Alles erstreckt, so muß jede Einzelheit des Besitzes sogleich zu erneuter Anwendung gebracht werden, damit ihr Nutzbarkeitszweck nicht abhanden komme. Anders aber verhält es sich

bei der Vorschrift, dem Todten, der aus einem Zimmer oder schießlich aus dem Hause weggetragen wird, einen Eisp Wasser aus der Thüre nachzuschütten, damit man vor seiner Wiederkehr sicher sei. Hier bildet dann das Wasser die Grenze zwischen Leben und Tod, Wasser entzaubert oder verschucht die Geister. Bei einem wendischen Begräbnisse nehmen die Leichenbegleiter den Rückweg vom Kirchhofe stets durch ein fließendes Wasser, ein Brauch, den man so strenge einhält, daß auch im Winter die Brücke nicht benutzt, sondern das Eis aufgehackt wird, damit der Trauerzug durchwaten kann. Haupt, Lausitz. Sagenbuch 1, 243. Einzelne Rechtsbücher und Chroniken der Schweiz bestrafen die Leiche des Selbstmörders mit Aussetzung im Gewässer. Schon die Sage läßt des sterbenden Königs Dagobert Seele von Teufeln in ein Schiff gesetzt, des Selbstmörders Pilatus Leiche in den Pilatussee, andere Verbrecher in die rothe See gebannt werden. In den Schweizerstädten wurde des Selbstmörders Leiche in ein Faß geschlagen, dieses auf beiden Seiten mit der Aufschrift versehen: Laß rinnen! und so den Strom hinabgeschickt. Als die Zürcher i. J. 1417 einen Selbstmörder in geweihter Erde begraben hatten, lehnten sich Volk und Mißstände dagegen auf: darumb daz sy meinen, daz sy das groz vnwetter, so yez lang zit gewesen ist, davon haben, daz man einen sölichen menschen, der sich selber ertödet hat, in dem gewichten ertrich ligen lasse. Argovia I, 51. 85. Aus gleichem Grunde wehrt sich noch manche Gemeinde im baier. Lechrain, einen Selbstmörder auf ihrem Boden begraben zu lassen, denn die Folge davon wäre Hagelschlag. Setzt nun, erzählt darüber Leoprechting 103, die Obrigkeit ihren Willen gleichwohl durch, so reißt man Nachts die Leiche wieder aus dem Kirchhof und wirft sie in einen Wasserstrudel des Lechs. Da mag sie fortswimmen bis ins Meer, ohne Land und Leute weiter zu gefährden. Hier begegnen sich älteste und jüngste Sitte. Lebensmüde Heiden brachten sich selbst dem Gott zum Opfer dar, indem sie sich auf leckem Schiff den Meereswogen überließen, dieß hieß zu Odhin fahren. So wird der im Beovulfsliede besungene Held

Steaf (d. h. Strohschaub, Leichenstroh), wie er einst als Säugling auf einer Garbe über Meer ans Land geschwommen kam, als Leiche wiederum den Wellen übergeben, in einem Schiffchen auf der Garbe liegend. Das Christenthum, dem der Selbstmord als ein Rückfall ins Heidenthum erschien, verweigerte einer solchen Leiche das Begräbniß, und die Wohlfahrtspolizei warf sie ins Wasser.

---

### Das Jüngelöcklein.

---

Das Glockenzeichen, das in katholischen Gemeinden den eben erfolgten Tod eines Menschen meldet, hat zuweilen auch dessen Geschlecht und Alter mit anzugeben; es thut zu Zürich beim Tode eines Mannes 11 Schläge, bei einer Frau nur 7. Im Kt. Freiburg läutet man für sterbende Männer in drei Absätzen, für Frauen in zweien. Im Dorfe Frick wird nur den Mannspersonen mit der großen Glocke übers Grab geläutet. † Argau. Sagen 2, Nr. 509. Da die katholischen Glocken priesterlich getauft und eingeweiht sind, so wird ihnen ein Ahnungsvermögen beigelegt, das ihr Klang auf vielfache Weise auszudrücken vermag und das man sich in eben so zahlreichen Reimsprüchen übersezt. Wenn bei klarer windstiller Luft die Glocke noch lange mit sanftem Klange nachtönt, so nennen es die Einen das Wimmern und Pfeifen, die Andern das Wohlkläuten. In beiden Fällen aber „läutets tödtlich,“ es stirbt bald wieder eines aus der Kirchgemeinde. Der pfeifende Ton ist dabei der Lockton. Daher trägt die große Glocke im würtemberger Kloster Weingarten vom Jahre 1490 die Umschrift:

Djanna heiß ich, den Toten pfeif ich.

Die Kinder erzählen, daß die Grabglocke freundlich einladend spreche:

Geh nur 'rein, bist schon mein!

Aus dem Böhmerwalde meldete Jos. Rank 1851 (Bilder und Erzählungen) folgenden alterthümlichen Brauch. Ist ein Mensch dem Sterben nahe, so wird an seinem Haupte mit einer kleinen Schelle leise geklingelt, um ihn mit diesen Tönen noch einige Augenblicke aus Leben zu fesseln. Stirbt er, dann läutet man weiterweg; wird er begraben, so läutet man zur Thüre hinaus und einmal ums Haus herum, damit geht die Seele frei ihres Weges. Es erinnert dieser böhmische Brauch an die altrömischen Lemuralien, bei denen der Hausbewohner wiederholt an ein Becken klopfte, um mit diesem Geklitze die auf einen Tag beherbergten Lemuren wieder aus dem Hause zu treiben.

Was unser Volksglaube weiter behauptet von der mehrfachen Bedeutsamkeit der in einander schlagenden Grab- und Stundenglocken, oder nach welcher Ortsrichtung die ausläutende Grabglocke zuletzt anschlägt, dies Alles scheint keiner Beachtung werth.

### Das Sterbstroh.

Auf dem Lande pflegt man die erkaltete Leiche aus ihrem Bett auf eine Bank, oder lieber gleich auf den Strohbund heraus zu nehmen, beides, damit sie sich an ihr Strohlager im Grabe und ans harte Sargbrett voraus gewöhne. Sieht man bei diesem Geschäfte zwei Strohhalme gekreuzt am Boden, so deutet dies einen neuen Todesfall in der Verwandtschaft voraus. Dieser Strohbund heißt allgemein oberdeutsch Schaub, in der Gifel Schoof (Schmig, Gifler Sag. 21) und ist zugleich der Name



des angelsächsischen Helden Skeaf, der auf einer Korngarbe liegend als Säugling über Meer an das Land geschwommen kam, dessen berühmter Gebieter er dann geworden. Die Verwendung, die nachmals diesem Sterbstroh gegeben wird, ist in deutschen und namentlich slavischen Landschaften eine sehr verschiedene und deutet darauf zurück, ob und wie lange hier die Leichenverbrennung oder die Leichenbegrabung ange dauert hat. Der Oberdeutsche sagt, von diesem Sterbstroh darf man keine Strohbände flechten und dem Stallvieh nicht streuen; wenn die Kühe davon essen, fallen ihnen die Zähne aus. Auch vertreibt man alles Ungeziefer im Hause mit der Asche des verbrannten Strohacks des Verstorbenen. Gleichwohl legt man aber in die Weihwasserbüchse, die zum Todtenkreuz aufs Grab gestellt wird, ein Büschelchen Kornähren als Sprengwedel, und sieht hierin ein Symbol des in die Erde gesenkten Weizenkornes, das durch den heiligen Thau des Weihwassers wieder erweckt und gezeitigt werden soll. In gleichem Gedanken zusammenhange steht wohl folgender Satz aus dem Berner Randerthal: Ist eine Leiche im Hause, so ergiebt die Milch viel Mädel. Warum? Weil das durch eine Leiche unrein gewordne Haus in allen Gemächern frisch aufgewaschen, weil also auch im Stall neu gestreut worden ist. Pflegt aber ein Ungewaschenes die Kuh, so rahmt die Milch nicht (Myth. Abgl. 754). Diese Sätze zusammen verrathen nichts von einer ursprünglichen Absicht alles dem Todten Eigengewesene und ihn selbst dem Leichenbrande zu überliefern. „Nicht das Verbrennen der Leiche, sondern das Begraben sagte dem einsamen Ackermann zu, die stille Beisetzung im engen Hause; wer das Korn in die Erde grub, dem mußte geziemen, auch selbst in die Erde versenkt zu sein.“ F. Grimm, Kl. Schriften. 2, 218. Wenn in ost- und westpreussischen Dörfern der Leichenzug über die Gemeindegrenze geht, so wird hier das Stroh vom Leichenwagen liegen gelassen, damit der Todte, der einmal immer noch in sein Haus zurückkehrt, auf demselben sich ausruhe; oder wie man in Pommern meint, damit die Wanderungslust des Verstorbenen eben hier aufgehalten werde. Buttk, Volksabergl. 213—15. In

den Eisler Gegenden aber, wo man, wie früherhin noch an vielen Orten mit gemischter deutsch-wendischer Bevölkerung, den Todtensonntag begeht und den Tod austreibt, erinnert der Name Schoof-Sonntag und der Brauch, den Winter in Gestalt einer strohernen Frau zu verbrennen, an die Leichenverbrennung überhaupt. In der Gegend von Schwelm wird das Sterbstroh auf dem Nothwege (Grabweg) verbrannt, dann kann der Todte nicht wiederkehren. Wolf, Beitr. 2, 376.

### Leichenwaschung, Haar- und Nägelschnitt.

Mit dem Tuche, womit eine Leiche gewaschen und abgetrocknet worden, puzt man Roß und Rind und hängt es darauf stückweise an die Obstbäume, damit sie stark und fruchtbar werden. Wenn der Emmenthaler einen solchen Lappen an den Fruchtbaum hängt, thut er es in der Meinung, den Geist des Verstorbenen auf den Baum gebannt und ihm die Rückkehr ins Bohnhaus abgeschnitten zu haben; allein den Baum muß er mit aufopfern, denn derselbe wird nie mehr tragen (Burgdorf).

Bevor die Leiche in den Sarg kommt, müssen ihr die Finger- und Zehennägel beschnitten werden; wer sie ihr aber abbeißt, der befreit sich damit von einem unheilbaren Uebel. Der Verstorbne, sagt man, muß reinlich und anständig bei Gott erscheinen, wie man auch stets mit sauberer Hand zum Tische des Herrn geht; indeß ist es auch schon gemessene Vorschrift des Heidenthums gewesen, die Leiche gewaschen und gekämmt und mit geschnittenen Nägeln zu bestatten. Einst freilich, sagt die Edda, wenn der Eigennuz so weit über Hand nimmt, daß man selbst diese Pflicht der Nächstenliebe vergißt, dann werden auch den Leichen die Nägel ungeschnitten bleiben, und eben daran wird man eines der Vorzeichen haben vom Beginn des Welt-

unterganges. Als Kaiser Otto III. das Grab Karls d. Gr. öffnen ließ, fand er die Leiche im Krönungsornat aufrecht im Thronstuhle sitzen, das Scepter zwischen den behandschuhten Händen, die Fingernägel aber hatten das Leder durchbohrt und waren drüber herausgewachsen. Otto ließ alles Mangelhaftgewordne ausbessern, legte der Leiche ein weißes Gewand an, beschnitt ihr die Nägel, und nahm aus ihrem Munde einen Zahn zum Andenken mit hinweg. Darauf soll ihm der Kaiser im Traum erschienen sein und verkündigt haben, er werde vor der Zeit und kinderlos sterben. Grimm D.S. Nr. 475. Letzteres findet seine Erklärung im Nachfolgenden. Auf dem Lande pflegt man ausgefallne Zähne dritter Personen, namentlich von Kindern, mit in den Sarg zu thun und glaubt, daß statt der ausgefallnen dann neue nachwachsen werden. Mangelt hiezu so gleich die Gelegenheit, so wirft man den Zahn über die Mauer des Kirchhofs hinein: damit dieser schon etwas von einem habe und nicht gleich Alles verlange. Harun Al Raschid träumte, alle seine Zähne seien ihm ausgefallen, darauf erklärte ihm der Traumdeuter, der Chalife werde alle seine Verwandten überleben. Wolf, Beitr. 1, 213. Beim Begziehen aus Weissenstadt begruben die Zigeuner einen der Ihrigen eigenmächtig auf dortigem Kirchhofs, warnten aber, das Grab ja in Ruhe zu lassen. Als man hernach die Kirche ausbesserte, kam der Schädel von jenem Zigeunergerippe mit zum Vorschein. Er hatte noch alle Zähne. Unversehens zog man einen heraus, und es blutete. Bald darauf brannte Weissenstadt ab. Schönwerth, Oberpfälz. Sagen 3, 165.

Die im Kreise Baden wohnhaften Schweiz. Juden bewahren alle Schnitzel der Hand- und Fußnägel lebenslänglich auf, beim Tode werden sie ihnen in einem Säckchen mit in den Sarg gelegt. Nagelschnitzel darf man nicht in die Gasse werfen. Im Frickthaler Dorfe Sulz verlangte einst ein fremder Mann bei seiner Einkehr in der Herberge Papier, und die Leute, welche meinten, er werde eilends schreiben wollen, gaben ihm Dinte und Feder dazu. Allein er schnitt sich nur die Fingernägel, wickelte den Abfall ins Papier und warfs ins Küchenfeuer.

Wenn man sie nicht sorgfältig verbrennt, setze er bei, so muß man sie nach dem Tode einzeln zusammenklauben. — Auch das Haar beim Haarschneiden soll man nicht wegwerfen, sonst nehmen es die Vögel zum Nesterbauen und man bekommt Kopfweg. Das Blut bei Aderlässen pflegt man zwar ins Wasser zu tragen, aber die Spuren eines vorgekommenen Blutergusses werden aus dem Zimmerboden herausgehobelt und diese Späne ebenfalls der Leiche mit in den Sarg gelegt.

Haar- und Bartschnitt, schon im altdutschen Geseze mit besonderen Statuten erwähnt, sind auch in der Leichenordnung von Bedeutsamkeit geblieben. Wenn man der Mannsleiche nicht noch den Bart scheert, so kommen Nachts die Gespenster ins Haus und rasieren sie; wenn man die Frau mit ungemachtem Haar in den Sarg legt, so muß sie alsbald unter wehmüthigen Geberden wieder erscheinen (Freienamt). Die griechische Mutter weihte ihren Haarschnitt vor der Niederkunft und für die Gesundheit des Neugeborenen der göttlichen Hygieia; deshalb, versichert Pausanias, seien manche Tempelbilder dieser Göttin vor der Fülle umgebundner Haare kaum zu erkennen. Ebenso stand die Weihe und Pflege des Haares deutscher Frauen unter Aufsicht der Hulda, Frau Holla; wer, wie vormals am Tulsfest, so nun an Weihnachten und Neujahr die Haare nicht in Ordnung hat, dem werden sie von der durch die Orte wandelnden Göttin in einen Hollenzopf verzaust. Noch jetzt geht auf allen Grönlandsfahrten die seemännische Weihe der Schiffsjungen, bei allem zünftigem Handwerk die Losprechung des Lehrlings, ja selbst die Aufnahme in die bloße Dorfsburschengesellschaft unter Vollziehung eines burlesken Scheerens und Rasierens vor sich; Haar und Bart soll gestutzt und geordnet werden, weil man aus dem Schützen- oder Knappenstande in den Rang der Freien vorrückt. Gleichen Sinn hat der in Oberdeutschland streng eingehaltne Brauch, die männliche Leiche nicht anders als frischrasiert einzusargen; ja man legt ihr zuweilen auch das dabei gebrauchte Bartmesser mit bei, weil dasselbe eben durch die letzte Anwendung, heißt es, seine Schärfe auf immer verloren hat. Hieraus erst erklären sich etliche bis-

her undeutlich gewesne Märchenzüge. Der Junge in Grimms AM. Nr. 4, der auszog das Fürchten zu lernen, übernachtete in der Wunderburg, wo dreimal Leichen im offenen Sarge an ihm vorbeigetragen werden. Die dritte, ein Alter mit langem Weißbart, beginnt mit ihm einen Wettkampf auf Stärkproben, indem er auf einen Hieb einen Ambos in den Boden schlägt. Der Junge aber spaltet nicht nur den zweiten Ambos, sondern klemmt im gleichen Hiebe den Weißbart des Alten mit hinein. Damit ist der Geist und das verwünschte Schloß erlöst. In der Tiroler Variante desselben Märchens ist das eintretende Gespenst ganz mit Messern bedeckt, heißt den Unerforschnen niederstigen und läßt sich von ihm den Bart scheeren. In Wolfs Hausmärch. pag. 414 erscheint statt der unrafierten Leiche der Teufel, hält mit dem furchtlosen Peter ein Wettwerfen ab, wirft aber wegen seiner dicken Klauen fehl. Hohl mir den Schraubstock dorten her, spricht der Unverzagte, ich will dir aus Gefälligkeit die Nägel schneiden. Damit klemmt er dem dummen Teufel die Pfoten so lange in den Schraubstock, bis ihm endlich die Herrschaft über dies verwünschte Schloß abgetreten wird. Eine Erzählung in meinen handschriftl. Sagennachträgen berichtet von dem letzten Auszügigen des Nargaus, der im Dorfe Döttingen an der Aare abstarb. Kurz vor seinem Tode hatte er das einsam gelegene Siedenhäuschen einmal verlassen und sich auf seinen Krücken ins Dorf geschleppt. Hier sah er, wie der Knecht vor dem Wirthshause den Rossen die Hufe glänzend mit Schmalz anstrich, und bettelte um ein bißchen davon für seine Beulen. Komm, du sollst dein Fett haben, sagte der rohe Knecht und hieb dem Krüppel mit der Peitsche zwischen die Beine. Als etliche Wochen hernach der Siede gestorben war, hatte der Knecht in Begleitung eines Andern Nachts noch einen Gang zu machen, der an dem Siedenhause vorbei führte. In der fensterlosen Stube lag die Leiche. Wart, sagte der sich brüstende Knecht, ich muß dem Malazen doch auch etwas ins Grab mitgeben, diesen alten Wegstein da, den ich im Dünghaufen gefunden; damit kann er sich im Jenseits das Messer schleifen zu seinem langen Bart. Ueber

diesen Frevel gieng hierauf der Knecht an jener Stelle spurlos verloren.

Noch ein Einzelsatz, zwar widerlich lautend, aber inhaltsvoll, heißt: Eine lebendige Laus auf einer Leiche kündet, daß hier eines aus dem gleichen Hause binnen sechs Wochen nachsterben muß. — Wo die gegenseitige Lieblosigkeit so weit eingerissen ist, daß sogar die Verwandtenleiche ungekämmt bleibt, da muß die Familie beim ersten Anlaß entweder auseinander gehen oder aussterben. Es ist nichts Nachhaltiges mehr in ihr vorhanden. Auch bestechliche Richter und schmutzige Advokaten werden nach der Volksrede von Läusen gefressen; denn wer im Leben keinerlei Pietät übt, ist auch im Tode keiner werth.

---

### Leichenkleid und Todtenschuh.

---

Im reformirten Alt-Aargau wird die Leiche mit ihren besten Kleidungsstücken und zwar so vollständig angethan, als sollte es noch einmal über Land gehen; keine Einzelheit darf fehlen. Meistens sind Hosen, Rock und Weste schwarz, wozu weiße Strümpfe, ein schwarzsammtnes Mützchen, bei reichen Leuten auch gestickte Pantoffeln gehören. Der Arme bekommt was er eben hat, immer aber aufs Haupt die weißwollne Zispfellokappe. Im katholischen Landestheile wird die Leiche junger Leute zwar gleichfalls völlig gekleidet, aber stets hemdärmelig gelassen. Dies wird aus der hier länger rechtskräftig gewesen Bogtsteuer herkommen, sie hieß Gewandfall und bestand in dem besten Rocke des Verstorbenen, den der Leibherr wirklich oder in Geldwerth bezog. Alten Leuten wird jedoch auch hier ein Rock, Frauen eine Süppe angezogen. Wohlhabende Hofbäuerinnen sind darauf bedacht, im Sarge ein hübsches Ansehen zu haben und setzen es auf dem Sterbebette oft bis ins

Kleinste auseinander, in welcherlei Kleidern sie ins Grab gelegt sein wollen. Aus dem Hemde der Leiche muß der eingezeichnete Hausname bis auf die Hemdnummer ausgetrennt werden, damit den Ueberlebenden nicht Gefahr daraus erwachse. Wer die Leiche angekleidet hat, reibt sich darauf die Hände mit Salz ein, damit ihm fortan nicht die Glieder taub werden oder einschlafen. Wie die hinterlassnen Kleidungsstücke des Verstorbnen, die man an Aermere verschenkt, zerreißen, nach derselben Frist verweist die Leiche im Grabe.

Wächnerinnen pflegt man besonders auszuschnücken, oft in kirchlich schwarzer Tracht; oft auch in ihrem Brautkleide mit Strauß und Handschuhen, mit Kranz und Schleier. Namentlich bekommen sie Ausgesuchtes an Schuhen und Strümpfen, weil sie aufstehen und ihr Kind geschweigen müssen, wenn dies des Nachts weint. Sechs Wochen lang pflegen sie so noch zu ihrem Kinde ins Haus zu kommen. Wem dieser Besuch unliebsam ist, der schüttet Nachts Weihwasser vor die Thüre; darüber können die Armen nicht wegschreiten und bleiben ihre vorgeschriebne Zeit weinend draußen stehen. Dorf Magden. Erfüllt man ihren Wunsch, dann erlischt das Nachtlcht an der Wiege, man hört die Schritte der Annahenden über den Hausgang knarzen und gleich darauf das trinkende Kind behaglich und laut schnullen. Dorf Frick. Wer der Leiche keine Schuhe mitgibt, muß sie ihr noch zehnfach erstatten; wer ihr schlechte giebt, bei dem läßt sie sich schlarpend hören mit einem auf weitem Wege niedergetretnen nachschleppenden Schuh. Denn mit dem Todtenschuh, so lehrt selbst die Kirche (Marzohl-Schneller, Liturgie 3, 220) wird überhaupt ausgedrückt, daß der Verstorbnne nun zum Herrn „verreise;“ und um ihm darin beizustehen, müßte man selbst ein paar Eisenschuhe verlaufen.

Altnordische Sitte war's, daß vor dem Schluß des Grabhügels ein Nächstverwandter noch hinein gieng und dem Todten den Hellschuh festband, auf dem er nach Walhall gehen sollte. Noch hat sich mitten in Deutschland, in Henneberg, der Name Todtenschuh für Leichenmal erhalten. In den Alamannengräbern am württemberg. Lupsen, Dd. Tuttlingen, fand sich

außer den Sandalenriemen bei manchen Leichen auf jeder Seite je ein Holzschuh, in Form eines Leistens mit gebogener Spitze, der zum Theil kunstreich mit Zierrathen geschnitten war. Es sind Modelle, welche die schwierige Wanderung auf den steinigten und dornigten Todtenwegen versinnlichen. Weinhold, Altnord. Leben.

---

### Mit ins Grab gelegt.

---

Von den Leichenbräuchen der Germanen sagt Tacitus c. 27 ausdrücklich, daß jedem Mann seine Waffen mitgegeben wurden, das heißt, wie der Grabbefund antiquarisch es erweist, alles zur vollen Ausrüstung eines Kriegers Nöthige, vom mitverbrannten Roß, Hund und Stoßvogel an bis auf die Handberge und Gewandnadel herab. Es geschah nicht aus mißgönnerischer Habsucht, das Beste mit sich hinüber zu nehmen, sondern in der glaubenssichern Ueberzeugung, es drüben sofort wieder zum Ruhme der kriegerischen Nationalgötter anzuwenden. Wenn aber in unsern Tagen, wie Grimm berichtet, hin und wieder Erzählungen von Leuten auftauchen, die Gold, Ringe, ja Papiergeld in ihren Sarg einschließen lassen, so wird dies von den Erben und von der Volkswirthschaft mit Recht als ein eitler, drachenhafter Geiz verurtheilt. Unser landschaftliche Glaube sagt darüber: Wird Jemand in seinen Kleinodien bestattet, so legt sich ihm im Grabe eine Schlange aufs Herz und bewacht sie. Dennoch ist es selbst in Alpenthälern, wie im Bündnerischen Münsterthale, üblich, die Leiche funkelnd von Gold und Gestein im offenen Sarge auszustellen und ihr die goldnen Ohr- und Fingerringe mit ins Grab zu geben; Leonhardi versichert (Bündner ViertelJ. Schr. 1852, 62) es sei dorten nichts seltenes, daß ein Sterbender in der Todesstunde den Umstehenden noch empfiehlt, die Ringe nicht zu vergessen. Bei



dem ökonomischen Sinn indessen, der dem deutschen Schweizer gegenüber dem Romanesen eigen ist, sind derlei verstiegne Wünsche oder Verpflichtungen bei Sterbenden und Lebenden unerhört, und so wird es durchschnittlich auch bei jeder andern Landbevölkerung gehalten. Alle außergewöhnlichen Mitgaben beschränken sich doch nur auf kleinere Werthgegenstände, die ein persönliches Andenken gewesen sind, oder auf Geringfügigkeiten des täglichen Gebrauches. Vor etwa fünfzig Jahren gab man den Eltern noch ihren Ehering mit ins Grab, jetzt nur jenem Mädchen, das als Verlobte stirbt. Aber den silbernen Fingerhut, den die Hausfrau gebraucht hatte, den legt man dieser in den Sarg (St. Freiburg). Auch ihr silbernes Nadelhäuschen wurde ehemals mit der Hausmutter begraben, und dasselbe, ob schon man es nun aufbehält, ist deshalb noch immer ominös. Es ist gewöhnlich ein Geschenk der Pathe; daher deutet man es auf deren Tod, wenn das Nadelbüchlein aus dem Fache einer hervorgezognen Schublade eigenmächtig auf den Boden springt. Daß man vor Kurzem auch noch Nadel und Faden mitgegeben, dies erweist der bekannte Aussähspruch im Kinderspiele:

Nadel, Faden, Fingerhut:

Stirbt der Bau'r, so ist's nicht gut.

Reim und Alliteration dieser Phrase widerstreben dem Worte Scheere, sonst würde auch sie darin als Mitgabe aufgezählt sein. Die Scheere fand sich in den zu Nordendorf in Baiern aufgedeckten Alemannengräbern; ihrer fünfse miteinander wurden in der Gegend des mittlern Kochers in Württemberg erhoben, an Aussehen Schaffscheeren ähnlich (Birlinger, Schwäb. Sagen 2, 408). Kämme und Scheermesser aus Bronze in Heidenengräbern verbrannter und unverbrannter Leichen zählt Weinholt auf: Heidn. Todtenbestattung 1, 89. Spinnwirtel und Spindel sind heute durch Spinnrad und Webstuhl verdrängt, sind aber noch in solchen Frauengräbern aus dem vorigen Jahrhundert anzutreffen, die bei Erweiterung oder Verlegung von Ortskirchhöfen hie und da geöffnet werden müssen. Im Kam-lachthal, bair. Schwaben, wird auf dem Grabhügel der Wöch-

nerin statt der Blumen ein sogen. Schneller niedergelegt, das ist ein Garngewinde von 400 Faden, das man hier in Form eines Andreaskreuzes um vier aufs Grab gesteckte Spindeln schlingt. Diesen Garnschneller, den die Verstorbne bei ihrer Aussegnung kirchlich zu opfern gehabt haben würde, läßt man auf ihrem Grab verfaulen. Bavaria 2, Abtheil. 2, 832. Auch der Kamm, den der Verstorbene gebraucht hatte, wird ihm mitgegeben, denn wer ihn sonst benützen würde, verlöre die Haare. „Wer keinen Kamm mitbekommt, muß sich draußen im Dornicht striegeln lassen.“ Im sächf. Ohererzgebirge wird Sämmtliches, womit die Leiche gewaschen, gekämmt, barbirt u. s. w. worden, und schließlich auch noch eine Kerze in den Sarg gethan, damit, wenn der Todte erwacht, es hell sei. Spieß, Annaberger Schulprogr. 1862, 38. Zum Schlusse sei an einem thatsächlichen Beispiele gezeigt, wie bequem die moderne Heidenchaft mit dem Jenseits und den Pflichten gegen Verstorbne sich abzufinden versteht. Wer seine Eltern nach dem Tode darben läßt, der verdient nicht des Sohnes Namen. So lautet ein chinesisches Sprichwort, dem von der öffentlichen Heuchelei also nachgelebt wird: Man trägt hinter der Leiche einher: Eßstäbchen, Theekannen, Tassen, Tabakspfeifen; auf dem Theebrette steht ein brennendes Licht; eine Papierlaterne und ein Bambusstäbchen dienen zur Todtenwanderung; die Figuren von Kleidern, Jacke, Stiefel, Dienstoffoten, Senften u. s. w., sämmtlich in Papier ausgeschnitten, werden auf dem Grab verbrannt. Der aufsteigende Rauch verwandelt sich in der andern Welt in wirkliche Senften und Bedienten. Kollekto-Verein der Basler Mission, Nr. 15, Dft. 1859.

### Die Todtenmünze.

Der Chevalier von Hancarville hat berechnet, daß von Orpheus bis auf Constantins Zeiten von den Obolusmünzen, die den Todten mitgegeben wurden, 10 Milliarden oder 80 Mil-

lionen Livres in der Erde liegen müssen. Keller, Aberggl. 387. Er hätte seine Berechnung bis auf unsre Zeit ausdehnen dürfen und würde hier mehr als das doppelte der angenommenen Summe gefunden haben, allein nach dem gewöhnlichen Schicksale Gelehrter entzieng ihm über dem Studium des Fremdbrauches die Wahrnehmung des einheimischen. In der preuß. Altmark steckt man der Leiche ein Sechserstück unter die Zunge, in der Neumark ein Viergroschenstück. Buttke, Volksaberglaube 212. In Thüringen erhält sie die übrig gebliebenen Medikamente mit in den Sarg, um die Kur in der andern Welt fortzusetzen, und dazu, wie in Groß-Keula, einen Pfening unter die Zunge, (Franz Schmidt, Thüring. Bräuche 1863, 91). An der Böhmischen Grenze der Oberpfalz giebt man ihr drei Pfennige ihres eignen Geldes (Schönwerth, Oberpf. Sagen 1, 250. 3, 124); im Sächf. Erzgebirge etwas Geld und Brod (Spieß, Annaberger Schulprogramm 1862, 17), in Altenau einen Dreier (Pröhle, Harz. Sag. 1, 276); in der Oberlausitz so viel, als sie dem Pfarrer und Küster beim ersten Kirchgange geopfert haben würde, nemlich 2 Groschen und 2 Kreuzer. Fischer, Aberggl. 2, 263. Oft entzieht der Brauch sich unserer persönlichen Wahrnehmung, ohne deswegen etwa dann schon aufgehört zu haben. Nachdem Cantor Hille in Lieve bei Rathenow seit 18 Jahren daselbst im Amte gestanden hat und bis heute ein aufmerksamer Beobachter des Volksbrauches gewesen ist, hat er doch zufällig erst neuerlich dieselbe Sitte unter der Bevölkerung seines Dorfes entdeckt, wie dies Schwarz (Ursprung der Myth. 273) ausdrücklich berichtet.

Dieses Mitgeben eines Fährgeldes für den in die Schattenwelt überfahrenden Charon hatte sich im Beginn des Christenthums in Deutschland in eine Peterssteuer verwandelt, die vom Verstorbenen dem Thorwart der Himmelspforte entrichtet werden mußte, und dauerte nun in dieser Gestalt Jahrhunderte allgemein fort. Daher findet man in Christengräbern zu Trier und zwar in solchen des 3. Jahrhunderts, wie in anderen die noch dem 15. Jahrh. angehören, Schädel, in deren Mundhöhlen kleine Silbermünzen liegen. Hofer, deutsch. Volksgl. 233. In

einem Schädel aus den zwischen Vivis und La Tour gelegnen Burgundioengräbern stak ein Goldstück mit der Inschrift *Tributum Petri*. Vuillemin, *Der Rt. Waat* 1, 53. Das fränkische Todtenlager zu Selzen in Rheinhesen ergab Schädel, aus deren unterer Kinnlade Lindenschmit (pag. 16 seiner Schrift) viermal Münzen entnahm, darunter eine mit der griechischen Christus-Chiffer in einem Palmzweige. Der neuzeitlichen Kirche konnte die Fortdauer dieses Heidenbrauches kaum unbekannt geblieben sein, da sie selber fortfährt, die dem Sterbenden priesterlich verabreichte Communion Bezehrung und Viaticum zu nennen. Der katholische Bauer übersetzt dann diese widerliche Ausdrucksweise in seine noch massivere und macht die Todtenmünze zum Trinkgeld; die Todten, sagt der Oberpfälzer, müssen alle im Nobiskrug, dem Wirthshause der Unterwelt, zusammen kommen und dorten ihren lezten Sechser verzehren. — Auch da, wo die Münze dem Verstorbnen selbst nicht mehr zugesteckt wird, ist sie doch zum Trinkgeld für die Leichenbegleiter geworden. Etwas kleine Münze nebst einem Stück Brod verschenkt man gegen Abbetung des Rosenkranzes namentlich unter die Kinder, die in kathol. Dörfern das Recht haben, in jedes Sterbhaus sich einzudrängen; sowie dieselben in protestant. Dörfern als Singknaben mit der Leiche gehen und dafür den Leichenweck ausge-theilt empfangen, in welchen der herkömmliche Grabkreuzer gesteckt ist. Daher bekommt dann alle kleine Münze überhaupt für den Volksaberglauben eine Art kirchliche Bedeutsamkeit. In unseren kathol. Gegenden heißt es: Ein auf der Straße gefundenes Rappenstück (Centime) muß man sofort in den Dpferstock der nächsten Kapelle werfen, damit Niemand aus der Verwandtschaft stirbt. Dieser Satzung wird stricte nachgelebt; selbst altrömische Kupfermünzen, auf unsern Fluren keine Seltenheit, kommen beim alljährlichen Sturz des Dpferstockes den Kirchenpflegern öfters unter die Hand. — Ganz anders dagegen ist folgender Satz zu verstehen: Wenn erkrankte Kinder mit Geld spielen, so genesen sie wieder; wenn mit Blumen, so sterben sie. Es ist dies ein Nachklang der altdeutschen Satzung von der rechtlichen Zurechnungsfähigkeit eines Kindes, die mit

Aeußerung seines freien Willens beginnt, wenn dasselbe aus eigener Wahl nach dem dargebotenen Denar greift und nicht nach dem Apfel.

Die Todtenmünze ist ein Symbol wie das Todtenlicht; das blanke Geldstück und die irdene Grablampe sollen der ewigen Nacht der Schattenwelt wehren. Gleichwie überfahrende Geister und Zwerge dem Fährmann an Rhein und Mosel blinkendes Gold einhändigen, so wird mit der Münze dem im Thale des Todes Wandernden ein Himmelslicht mit gegeben.

### Leichensack und Todtenbaum.

Im Fricthale und im Freienamte, zweien großen Landschaften von fast unvermischt-katholischer Bevölkerung, galt früher der Brauch, der in die Todtenkammer gebrachten Leiche zwei Hollunderstäbe, jeder dritthalb Schuh lang, kreuzweise auf die Brust zu legen; noch ein dritter Hollunderstab neben der Leiche diente dem Schreiner als Maß zum Sarge. Wo nun dies abgekommen ist, da dient dem Schreiner doch zu demselben Zwecke nicht sein Handwerksmaßstab, sondern ein frischgeschnittener markreicher Haselstock, und ebenso ist das provisorische Grabkreuz, das dem kathol. Leichenzuge durch einen Knaben voran getragen wird, in seinem Kranze mit einem aus Hollermark zusammen gesteckten Kreuzchen verziert, welches Lebelang heißt. Derselbe Brauch und Namen findet sich auch bei Begräbnissen in Tirol, wie Zingerle in den Tir. Sitten 1857, Nr. 517 zeigt. Vom Hollunderstrauch, der im Sommer lange Wasserschößlinge treibt und bei Regenmangel gelblichfahl blüht, sagt man daher, seine langen Schöße künden den Tod dessen an und werden ihm das Maß zum Sarge, auf dessen Gut er steht. Nach diesen beiden Seiten ist er also ein Lebens- und ein Todtenbaum

zugleich. Man hat hierüber eine schon 1705 in Michael Neanders Physika aufgezeichnete alte Sage. Ein Fürst, der auf der Jagd von seinem Gefolge abgekommen und zu einer Bauernhütte gelangt ist, sieht hier einen greisen Mann in Thränen sitzen, der auf Anfragen erzählt, er sei gerade von seinem Vater hart geschlagen worden. Auf weiteres Erkunden um den Grund, berichtet jener, er habe seines Vaters Großvater vom Stuhl weg anders wohin setzen sollen und unversehens fallen lassen. Darüber trat der Fürst ins Haus ein, um derlei Uralte selbst zu betrachten. Auf die Frage, von welcherlei Speise sie lebten, erwiederten sie, von Käse, Milch und gesalznem Brod. Jedoch um zu so hohen Jahren zu kommen, äßen sie alljährlich auf bestimmte Zeit Hollerbeerenmus. — Dieses gleiche Mus wird von den oberdeutschen Bauern hüttenweise eingesotten zu Markt gebracht und gilt bei Mutter und Kind als Universalmittel.

Statt des Sarges galt im vorigen Jahrhundert vielfach noch ein bloßer Hanffack, im besseren Falle ein weißes Wickeltuch. In der Reichsstadt Ravensburg wurden, wie Steudels Chronik pag. 17 erzählt, die Leichen bis z. J. 1742 in ein Tuch genäht, in einer gemeinsamen Todtentruhe auf den Kirchhof geschafft, dorten aus dieser herausgenommen und so ins Grab gelegt. Auf der Züricher Landschaft bestand zu derselben Zeit das Gleiche; man nähte die Leiche bis ans Gesicht in ein Tuch, ließ aber die Nadel drinnen stecken oder behielt sie sorgfältig auf, weil man ihr eine besondere Kraft zuschrieb, und brachte dann den Leichnam auf einem Brette (Laden) zu Grabe, selbst in der Stadt lange noch ohne Sarg. Daher ist die Gewohnheit übrig geblieben, den Laden, auf welchem die Leiche gelegen, beim Wohnhause als Steg über den nächsten Wassergraben zu legen oder, wie es um St. Gallen geschieht, dem Verstorbenen eine hölzerne Gedenktafel mit seinem Namen, in Form eines Sargbrettes, im Hausgarten aufzurichten. Die zur Einnähung der Leiche gebrauchte Nadel mußte fortgeworfen werden, denn wer sich damit stach, war des Todes. Der Zürcher Stadtarzt Prof. J. v. Muralt warnte das Publicum in einer besondern Schrift vor ihr: „Wisset ihr nicht, was eine

Nadel, damit ein Todter vernähet worden, für verderbliche und tödtliche Eigenschaften habe?" Man pflegt ihr jetzt noch Zauberkraft bei zu messen. Befürchtet der Wirth, daß ihm ein unbekannter Gast aus der Zechen laufe, so steckt er ihm eine solche Nadel durch den Hut. Man schlägt sie in die Hochstube des Hauses; bricht sie dabei nicht ab, so brennt dies Haus niemals ab. Man durchsticht damit ein Blatt Papier, Feder, den man durch dies Löchlein besieht, muß gebannt stille stehen.

Statt des aus dem Latein stammenden Wortes Sarg (sarcophagus) gebraucht die Volkssprache durchaus den Namen Todtenbaum; so von jeher. Als der Lenzburger Landvogt Ludwig von Dießbach seine Gemahlin verlor, erzählt er in seiner Selbstbiographie: „Also da die gut Frouw verscheiden was, ließ ich von Stund an ihr ein Böm machen und sie darin thun ehrlich.“ Schweiz. Geschforscher. 8, 201. In den Statutarrechten Graubündens (Chur 1831) gilt dieselbe Bezeichnung; ja man hat in den alemann. Heidengräbern am würtemberg. Lupfen ausgehöhlte Eichenstämme als Todtenbäume gefunden. Mithin ist hier das Einnähen der Leiche in Säcke theils einem früheren Mönchsbrauche, besonders aber den in der Schweiz so oft und hart aufgetretenen Pestzeiten zuzuschreiben, wo man die Leichen in der Gemeindepforte zu Grab fuhr und da ausleerte.

### Die Todtenwacht und die Leidfrau.

Die Sitte der Todtenwachten hat sich in der innern Schweiz noch allgemein, und ebenso allgemein bei der kathol. Landbevölkerung der äußern Kantone erhalten. Wer da aus dem Dorfe eine Nacht bei der Leiche zubringt, erhält Most, Schnaps und Wein nach Wunsch. Eine gewisse hastende Ver-

schwendung bei dem sonst so sparsamen Bauern geht hier Hand in Hand mit der herrschenden Vorstellung, dem Todten werde durch geizende Erben seine Grabesruhe vorenthalten. Um Mitternacht wird im Alt-Bernerlande Erbsensuppe mit Speck, im schon modernisirten Vorlande aber Gase aufgetragen. Erbsen mit Schnaps werden dabei im Neuenburger Jura, mit Most im Freienamte aufgetischt, sie gelten überall als eine geweihte Zweckspeise. Daher der Glaube: Wenn man in der Neujahrsnacht auf einem Bündel Erbsenstroh auf dem Kreuzweg sitzt, so erfährt man, wer kommendes Jahr stirbt. Zugleich steht Brod und Käse Jedem frei und Beides kommt nur laibweise auf den Tisch. Der Backofen des Sterbhauses darf nicht lau werden, bevor die drei Leidtage bis zur Beerdigung herum sind, und die Thüre des Käsegadens wird nicht mehr versperret. Da kommen Käslaibe zum Vorschein mit aufgepreßten alten Jahreszahlen, die von des Verstorbenen Geburts- und Taufschmauße, wie von seinem vormaligen Hochzeitmahle erzählen. Man hat sie seit jener Zeit aufbewahrt und tausendmal mit Wein gewaschen, nun geben sie einen Vorschmack von den Rareitäten des noch bevorstehenden Leichenmahles, und man ißt sie in dem hergebrachten Vertrauen hinunter, alle zu dieser Zeit gekochte oder genossene Speise ergebe in einer Unze mehr Stärke als an andern Tagen zwei Pfund. Den Dienst bei den Anwesenden versteht ausschließlich die vielnamige Leidfrau. Sie hat die Leiche zu waschen und zu kleiden gehabt, jetzt erhält sie das Todtenlicht in der Kammer brennend. Aus dieser Dellampe nehmen die ab- und zugehenden Nachbarn etwas Del mit sich heim, weil es gut sein soll zur Vertreibung von Geschwüren. In den zwei üblichen Nachtwachen ist sie auch die Vorbeterin von je neun abzusprechenden Rosenkränzen, die zusammen einen sogenannten Psalter ausmachen. Nach jedem dritten Psalter theilt sie unter ihre Mitbeter wieder Käse und Brod aus. Scheinen die Beter und Gesser zuletzt einschlafen zu wollen, so reicht sie ihnen Hollunderthee, und wegen des im Lande so raren Stücklein Kandelzuckers dazu schlucken ihn die Leute auch noch hinab. Den Tag über verwandelt sie sich in das altjüdische



Klageweib, durchgeht in einer besondern auf Kosten des Sterbhauses ihr gemachten Trauertracht den Ort und ruft das Ableben und die Begräbnistunde des Betreffenden mit fader Stimme in Gassen und Häusern aus. Weil sie nachmals das frische Grab zu pflegen hat, heißt sie in Luzern Grabmutter und Wiserin, d. i. visitatrix, in Schaffhausen nach dem Staudenschleier, unter den man den ganzen Kopf steckt, die Stäche oder spöttlich die Stächebucklerin.

Als der Serbenfürst Milosch Obrenowitsch I. 1860 in Toptschider gestorben war, beschrieb ein Augenzeuge dessen Sterbzimmer. Auf dem schon leeren Bette stand ein Dellicht, das 40 Tage lang fortzubrennen hatte; neben dem Lämpchen war ein Laib Brod, ein Salzfaß und ein volles Glas Wein; diese Gaben hatte die Verwalterin den Hausgeistern vorgesetzt, damit diese es hier nie an Brod, Salz und Wein fehlen lassen möchten.

### Einsargen, Aufbahren und Grabgang.

Der Älteste des Hauses hat dem Verstorbenen die Augen zuzubrücken. Deffnen sie sich nachmals wieder, so ist dies ein betrübendes Anzeichen, dann heißt's, er wartet noch auf einen. Bevor man den Sarg zuschraubt, nimmt ein jedes Familienglied Abschied von der Leiche, indem es ihre Hand ergreift. Fühlt man, daß der Arm nicht erstarrt ist, so wird daraus allgemein ein Uebles geschlossen. (Wenn der Mensch im Tode die Füße an sich zieht, werden seine Entel sich nicht ausdehnen, sagt ein Mongol. Sprichwort. Solowicz, Polyglotte der orient. Poesie 622.) Auch dem Todeslächeln schreibt man böse Bedeutung bei, sehr entgegen dem altgerman. Geseze, lächelnd dem Tode entgegen zu sehen; der Schlußvers in Ragnar Lodhbröks

Sterbelied heißt: Mit lachenden Lippen erleid ich den Tod. Jede Leiche muß mit dem Gesichte der Stubenthür zugewendet liegen; während gerade die umgekehrte Stellung des Bettes, abgewendet mit dem Fußende von Stuben- und Haushüre, Vorschrift im Leben ist. Die Regel sagt: Wenn man die Beine des Bettes nach Fenster oder Thüre gehend stellt, so werden auch die Beine des darin Schlafenden bald zu Grabe getragen. Auch aus dem Bette in den Sarg wird die Leiche, die Füße voran, gehoben, der Sarg in gleicher Richtung in den Ausgang gestellt und hinweggetragen. Ueber jeder einzelnen Thürschwelle, die er zu passieren hat, wird er dreimal im Namen der Dreieinigkeit und in Kreuzesform niedergesetzt, damit der Verstorbene keine Schwelle mehr überschreite. Auch darf ihm nicht mit dem Lichte, das seither neben ihm gebrannt hat, hinaus gezündet werden (Magden im Fridthal). Diese Bräuche gehen durch alle Welt, Pöppig (Reise 1, 393) fand sie bei dem südamerikanischen Stamme der Pehuenchen; sie schaffen die Leiche mit den Füßen voran aus der Hütte, damit das irrende Gespenst nicht wiederkehre. Die Grönländer schaffen sie aus gleichem Grunde nicht durch den Hauseingang, sondern durchs Fenster fort und müssen zu diesem Zwecke im Sommerzelt sogar ein eignes Fell losmachen. Hinterdrein schwenkt ein Weib einen brennenden Span und spricht: Hier ist nichts mehr zu bekommen. Granz, Beschreib. v. Grönl. 1, 300.

Im Aeren (Hausgange) stellen sich die Verwandten neben dem Sarge auf, „sie stehen im Leid;“ alle zum Leichenzug Erscheinenden treten ihnen der Reihe nach entgegen und bieten einen so kräftig vorgeschriebnen Handschlag, daß man dies „das Schlöpfen“ nennt. Man spricht dabei: Tröst Euch Gott in euerm Leid, für euern Kummer ist mir leid. Tröst Euch Gott in euerm Leid, des Kindes Seel' im Himmel sei. — Will's Gott, so habt Ihr eine Seel' im Himmel, u. s. w. Ist der Sarg dann vor's Haus hinaus gestellt, so hat auf Dörfern der Schulmeister alle die Trostreime und Grabschriften von den Zetteln der Epheustränze laut abzulesen, die von Bekannten überbracht rings um den Sarg geheftet hängen. Dazwischen

wird den Begleitern und Trägern fleißig zu Trinken herumgereicht und den Schulkindern Brod ausgetheilt (Brittnau), in wohlhabenden Häusern Wecklein und Schmalzküchlein.

Folgen sich die Leidtragenden in zu weitem Abstände und ungeordnet hinter dem Sarge, so hat man hier bald wieder eine Leiche zu erwarten. Diesen Satz erweist das Volk also: Ist keine Ordnung mehr beim Begräbniß, so wird auch keine Regel mehr geltend sein beim Absterben. In süddeutschen Sagen ist beim Begräbniß von Bösewichten und tyrannischen Herren ein wiederkehrender Zug der, daß die Leichenträger in Ueber-eilung oder bei plötzlich entstehendem Schreck den Sarg umwerfen oder verkehrt in die Erde bringen. Das Loß der Unseligkeit soll schon an der Leiche des Wütherichs beginnen, die in zerstörtem und unwürdigem Zustande in die Erde kommt. Solcherlei mißbrauchte Gerippe geben dann Anlaß zu den Erzählungen, daß Geispenster scherzweise sich die Schädel abschlagen, Ball mit spielen und dann verkehrt aufsetzen. Den kathol. Leichenzug eröffnet ein kleiner Knabe, das schwarzhölzerne Todtenkreuzchen vorausragend. Ist die Leiche ein Jüngling, so nehmen Jünglinge den Sarg auf die Schulter, oder Jungfrauen den eines erwachsenen Mädchens. Männer und Frauen folgen hinterher, nach Geschlechtern geschieden. Die Verwandten des ersten Grades gehen in schwarzem Rock und Hut, die übrigen Männer bloß mit dem Leibbande im Rock. Die weibliche Trauertracht ist das kirchlich vorgeschriebne Blau, die Frauen kommen mindestens in blauen Schürzen. Alle tragen Wachslichter in der Hand. Auf dem Kirchhof angelangt, wird der Verstorbene von seinen vier nächsten Nachbarn dreimal um die Kirche herumgetragen (Freienamt), und alsdann zur Einsegnung ans Grab. Der Todtengräber wirft nach beendigtem Geschäfte seine Schaufel aufs Grab; in der Richtung, nach welcher ihr Stiel zu liegen kommt, wird der entsprechende Dorftheil die nächste Leiche hierher zu liefern haben. Nicht den Regen, aber das Unwetter fürchtet man bei Begräbnissen sehr; der Böse, heißt es, hat stets eine schmutzige Himmelfahrt; aber in den Hochzeits- oder in den Todtenkranz darf es regnen, das bringt

Glück. Denn der Regen gilt dem deutschen Heiden als ein Geschenk Donars, dessen Hammer die Braut und die Leiche einweihte. Daher sagt die Solothurner Kalenderregel, daß es den armen Seelen zum Troste regnen müsse: der Allerseelentag (2. Nov.) will drei Tropfen Regen haben. Wenn es in ein neues Grab regnet, so ist der dahin Bestimmte selig, sagt man in Hessen. Wolf, Beitr. 2, 367.

Hat man in den Sennhöfen und Berggemeinden des Jura eine Leiche auf den oft weit entlegnen Kirchhof zu bringen, so wird sie auf den hoch geschnäbelten Heuschlitten gepackt und Sommers und Winters über Berg und Thal zu Grab geschlittet. Aus demselben Grunde bringt der isolirt wohnende Hofbauer im Altaargau seine Leichen auf dem „Reitwägelein“ zur Ruhestatt. Ungetauft verstorbene Kinder heißen dem Katholiken die „ungefreuten;“ man läßt sie durch die Hebamme in einer Schachtel forttragen und ohne Geläute abseits auf dem Kirchhofe begraben.

Begegneten sich ehemals zwei Beerdigungszüge zweier Gemeintheile vor demselben Gottesacker, so entstand nicht selten ein hartnäckiger Streit um die Ehre des Vortrittes, der Grund der gegenseitigen Eiferung aber lag in dem Glauben, der zuletzt Begrabne habe so lange die Gottesackerwache zu halten, bis er von einer nächstfolgenden Leiche abgelöst wird.

Die Sitte, die Leiche gegen Sonnenaufgang gewendet ins Grab zu legen, ist uns aus dem Heidenthum und Judenthum insgemein verblieben. Darnach sind auf dem Lande die Gräber alle so gegraben, daß die Leiche mit dem Angesichte gegen Morgen zu liegen kommt. Die ums Grab Stehenden wenden betend sich ebenfalls sämmtlich gegen Osten. Man erklärt es sich mit der Annahme, Christus habe seinen Sitz im Himmel gleichfalls gegen Morgen und werde aus dieser Weltgegend zum Gerichte kommen (Rheinfelden). In gleicher Lage finden sich aber die Leichen in deutschen Heidengräbern und das Loß der Unseligkeit bestand darin, nicht gegen Ost gelegt zu werden; vergl. Maurer, Isländ. Sag. 64.

Zur Bestattung hatten ursprünglich Alle mithelfen müssen,

wie noch jetzt jeder Begleiter seine Scholle Erde auf den Sarg werfen muß; allmählich aber ist aus dem Amte des Todtengräbers eine örtliche Zwangs- und Strafstelle geworden. Im Jahre 1577 verurtheilte die Stadt Brugg ihren Bürger Thalmann wegen begangnen Frevels alle ehrlichen Gesellschafts- und Spielplätze zu meiden und arme Leute zu begraben. Argovia 4, 421. In der Stadt Marau „wo der s. h. Schweinhirt die Todten begrub,“ wurde erst am Ende des 17. Jahrhunderts ein eigner Mann hiezu verordnet. In der Stadt Basel ist sogar heute noch jede Leiche den dortigen Abdeckern steuerpflichtig. Burckhardt, Rt. Basel 1, 190. 240. Es entsprang diese ganz unbegreiflich scheinende Ungebühr aus dem früheren Mangel an aller Sanitätspolizei, so daß zu Basel die Pest binnen drei Jahrhunderten zu zwanzig malen herrschte und den Magistrat nöthigte, nachdem alle Todtengräber mit weggerafft waren, die eingefangenen Gauner und Strolche mit diesem Geschäfte zu beauftragen.

Als bald nach dem Leichenbegängniß muß im Sterbehaufe Alles in die frühere Ordnung gebracht werden. Das Krankenzimmer wird gefegt und womöglich neu vertäfelt, der Schreinerconto berichtet, Leichendiener und Todtengräber sind abzulohnen. Ehe dies nicht alles pünktlich abgethan ist, hat der Begrabene keine Ruhe, sondern droht zu spuken. Eine namhafte, die gute Ordnung im bürgerlichen Gemeindeleben kennzeichnende Meinung.

### Der Rosengarten.

Älteste und neueste Kirchhöfe tragen in der deutschen Schweiz den Namen Rosengarten, mancherlei altheidnischen Grabfeldern, in Wäldern gelegen, wird derselbe Localnamen gegeben. Woher diese Benennung, da es erst ein ganz moderner

Brauch ist, daß man auf kathol. Gräbern rothe Rosen, auf reformirten weiße zur Zier setzt? Im Uebrigen tragen die Dorfkirchhöfe jetzt noch kaum eine andere Blume als die rothe Steinnelle, *dianthus Carthusianorum*, die hier ihr althergebrachtes Recht damit augenfällig macht, daß sie sämmtliche Gräber durchgängig mit einem ganz undurchdringlichen Filz von Wurzeln und Stengeln überwuchert hat. Soll mit dem Namen Rosengarten vielleicht der Kampfplatz der zum Tod Entschlossenen bezeichnet sein, wie es im mhd. Epos gleichen Namens geschieht, wo die zwölf Wormser Helden um Kriemhildens Besitz fechten? Denn die auf dem Schlachtfelde geholten Todeswunden selbst haben Rosen geheißt, Blumen, aus dem Blute der Erschlagenen zu deren neuem Lebensfrühling aufblühend. In diesem Sinne ist das Blutbad bei St. Jakob a. d. Birs 1444 von dem über die frische Walstatt reitenden Ritter Münch Burkhart ein Bad in Rosen genannt worden, und auch in den Mund der Königin Agnes legen die schweizer Chronisten dasselbe Wort, wenn man sie persönlich die Blutrache vollziehen läßt an den adeligen Mördern, die ihren Vater Albrecht erschlagen hatten. Doch alle diese Fälle nehmen den Namen nur gleichnißweise und erklären nicht, wie und warum derselbe auf entlegensten Heidengrabfeldern oder auf ruhmlosen Dorfkirchhöfen frühzeitig gegolten hat, letzteres erweisen die Urkunden, und bis heute ausgehalten hat.

Der Verfasser erlaubt sich hier auf seine größere Arbeit in der Argovia 5, 254 zurückzuweisen, wo die urkundlichen und mythologischen Materialien bereits mitgetheilt sind, die zur Erklärung dieses Namens dienen. Daher hier ohne Selbstwiederholung nur Folgendes. Die Dornen, mit denen der Scheiterhaufe zum Leichenbrande unterflochten wurde, hießen nach ihrer Blüthe und Frucht ahd. hiefaltra, paliurus, während wir die Blüthe Dornrose, die Frucht Beere, Buttet und Giese nennen. Der Hagedorn, der eine roth- und eine weißblühende Gattung hat, war der zur Verbrennung der Leiche rituell vorgeschriebene Strauch und Brenndorn. An ihm wächst die moosgrüne Stielverwucherung, deren verschiedne Namen heißen

Schlafapfel, Schlafkuz, Schlafdorn, Moosrose, Donnerrose, altnord. svefnathorn, spina soporifera. Nörwi, die Göttin der Nacht, schlägt mit der dornigen Ruthe die Völker und senkt sie in Schlaf; Odhin steckt ihn der Brynhild unter's Haupt, daß die Gluthen ihres Scheiterhaufens als Waberlohe sie einschließen; das Kindermärchen aber hat sich das Dornröschen daraus gebildet, das hinter undurchdringlich aufgewachsenen Dornenhecken im Zauberschlaf liegen muß. Das ist die Moosrose, die man schlaflosen Kindern unter das Kissen zu legen pflegt, früher in dem Zeitalter der Leichenverbrennung eine den Göttern Odhin und dessen Sohne Donar, beiden als Leichenherren, geheiligte Pflanze, die im darauffolgenden christlichen Grabalter auch für den Leichenacker und Gottesacker namengebend geblieben ist.

Das Kind, das ein Friesli vom Grabe bricht, nemlich die vorhin erwähnte stumme (geruchlose) Stein- oder Federnelke, begeht einen Todtenraub. Betet es dafür nicht auf der Stelle ein Vaterunser, so raufen es die Armen Seelen des Nachts im Bette. Das zwecklose Pflücken einer so geringen Grabpflanze wird bestraft, weil sie hier „aufgeht,“ wie Sonne und Tag aufgehen, und weil man die Seele der Todten noch bei ihrer Leiche gegenwärtig denkt. Deshalb hieß schon in den altd. Gesetzen eine Entwendung, an Gräbern begangen, nicht Todten-diebstahl sondern Todtenraub, hrairoup. Das einfachste der Grabdenkmäler auf reformirten Friedhöfen ist ein hoher schwarzer Rundstock, mit einem um seine obere Spitze gewundenen Blechtäfelchen, auf dem Name und Jahrgang steht. Er gleicht zwar einem Pilgerstabe, ist aber in der altd. Sage ein Symbol der Macht, folglich hier über den Tod. In der Mater-nuslegende leiht der Apostel Petrus den Boten seinen Stab, womit sie das Grab ihres zu früh verstorbenen Bischofs schlagen und ihm gebieten sollen, aufzuerstehen. Beispiele ähnlicher Art in Simrocks Myth. 219. Der noch vorkommende Glaube, Grabschriften ablesen, zerstöre des Lesers Gedächtniß, scheint aus Cicero (de Senectute 7) entlehnt; ein Correspondenzsatz lautet: wer an Todtenblumen riecht, verliert den Geruch. Das

Ein sinken „Versten“ eines frischen Grabes deutet auf das Aussterben der ganzen Familie hin. Senkt sich der eiserne Grabanker, so stirbt ein Nächstverwandter. Diese Säge sind nicht sinnlos; gräßliche Verabsäumung des den Ahnen schuldigen Andenkens ist ein gewisses Zeichen, daß diese Sippschaft schon in ihrer Auflösung begriffen ist. — Nachträglich noch Folgendes zu S. 143.

Im kirchlichen Schauspiel von den zehn Jungfrauen (Pfeifers Ztschr. Germania, Bd. 10, 333. 336) ruft eine der Thörich-ten den Tod in Person herbei:

owe, her Dot, daz ir min nit enruchet!  
 eia, Dot, mochtistu mich getoden,  
 eia, Dot, gib mir doch rat!  
 her Tot, wolt ir uns morden,  
 so wære uns also wol.

### Die Folge und das Reichenmahl.

Nach einer kathol. Beerdigung beginnt eine dreißigtägige feststehende Trauerzeit, in welcher der dritte, siebente und dreißigste Tag kirchlich begangene Gedächtnistage sind, dies ist die Folge genannt. Während dieser Frist hat sich die Leidfrau jeden Morgen in der Frühmesse einzufinden, auf dem Grabe am ersten Tage dreißig Vaterunser, an jedem folgenden eins weniger zu beten, und während der Messe ein ihr geliefertes Dellecht und eine Wachskerze neben sich brennend zu erhalten. Dazu ist ihr ein hinterer Theil in der Kirche angewiesen, der mit seinem berußten Aussehen und seinen durchgebrannten Kirchenstühlen im Friedthal die Alte Küche genannt wird. Als der Gemeinderath von Hornussen seine alte Grabbeterin wegen Feuergefährlichkeit auf ein bloßes Lampenlicht beschränkte, brach eine Gährung unter den Weibern aus und die Sache blieb wie



vorher. Für diesen Dienst erhält das Weib eben so lange im Leidhause ihre Morgensuppe und zwanzig Bagen Lohn; bei den Wohlhabenderen auch eine Quantität Brod, Kartoffel, Obstschnige, ein neues Hemde und schließlich ihren Antheil an den beiden Leichenmahlzeiten.

Diese Legteren sind an Zahl und Aufwand in den verschiedenen Landestheilen zwar sehr verschieden, bestehen aber bei beiden ConfeSSIONen fort und machen gleichmäßig den Luxus des deutschen und des welschen Bauern in der Schweiz aus. Sie heißen beim reformirten Waatländer Satames, und der Statistiker Vuillemin rechnet sie dorten unter die kostspieligste aller bürgerlichen Ausgaben. Alle polizeilichen und kirchlichen Maßregeln haben seit dem achten Jahrhundert bis heute zu zahllosen malen die Abschaffung der Leichenmahl geboten; allein sie bestehen fort wie Brauch und Mißbrauch, die eine natürlichere und stärkere Wurzel haben als ein bloßes Edikt. Man verdamnte sie als heidnisch, wie Alles, dessen Grund man nicht weiter einsah. Allein genau betrachtet, kommt die älteste Erwähnung dieser Mahlzeiten nicht einmal bei den Heiden vor, sondern bei den Hebräern: Tobias 4, 18. Auf dem Arelatenfischen Concilium war unter Anderem ein Beschluß, der sich auch auf die damaligen Deutschen mit ausdehnt, gegen das Tanzen und Schmaußen auf den Gräbern der Jüngstverstorbenen erlassen, wobei es heißt: Wer wird es wohl nicht für unchristlich, unmenschlich, ja teuflisch halten, hier an den Gräbern zu singen, zu scherzen, zu zechen und sogar zu tanzen.\*) Noch grasser lauten die Anschuldigungen, die zur Zeit der Sitten- und Kirchenreform gegen denselben Brauch sich erhoben, den man nun durchweg unter die papistischen Mißbräuche zählte.

Man nannte den gesammten Clerus Todtenfresser, weil er folgerichtig aus den Gefällen lebte der zahlreichen Vermächtnisse, die in jeder Ortskirche zum Seelenheile der Verstorbenen

\*) Quis enim nesciat diabolicum esse, a religione christiana alienum et humanae naturae contrarium: ibi (prope tumulos) cantari, laetari, inebriari et cachinis ora dissolvi et omni pietate et affectu caritatis postposito quasi de fraterna morte exsultare.

seit allen Zeiten gestiftet waren. Zweierlei Volksdichtungen unter dem Namen der Todtenfresser hat die schweizerische Kirchenreform hervorgebracht. Die eine, verfaßt von Dampphilus Gengenbach, einem Gelehrten und Buchdrucker zu Basel zu Anfang des 16. Jahrhunderts, findet sich in der seit 1856 von K. Göbcke veranstalteten Ausgabe von Gengenbachs Schriften. Ein Faschnachtspiel gleichen Titels schrieb der Berner Benner Nikolaus Manuel und ließ es 1522 auf der Kreuzgasse zu Bern, dem Rathhause gegenüber, von den jungen Patriziersöhnen aufführen. Der Name erkärt sich aus der von Gengenbach einer die Exequien abhaltenden Nonne in den Mund gelegten Rede:

die todtenbain schmecken unss wol,  
dobey wir tag und nacht sind vol.

Todtenmesse und Seelgeräthe hörte dann nebst allem andern kirchlichen Leichenprunk auf obrigkeitlichen Beschluß im Berner- und Zürcherlande auf; jedoch die Leichenschmäuße des reformirten Zürchervolkes, ob schon es selber das Widerliche einer ausgearteten Sitte zuerst so tief empfunden hatte, haben bis auf unsere Zeit in solcher Ausdehnung fortgedauert, daß hierauf erst der ganzen Bevölkerung daraus der Schmähname Todtenfresser und Todtenvertrinker entstanden ist. Meyer-Knonau, der St. Zürich 2, 154. Ob mit Grund, dies mögen nachfolgende zwei Beispiele zeigen. Die Erben eines in Zürcherisch Mänikon 1865 verstorbenen Bäuerleins haben bei ihrem im Sternen zu Uster abgehaltenen Leichenschmauß die volle Summe von tausendachtundfünfzig Franken verzehrt. Aarauer Nachricht. 1865, 4. Jan. — Ein i. J. 1859 zu Andelfingen verstorber Arbenz hinterließ die testamentarische Verfügung, daß zu seinem Leichenmahle 60 Theilnehmer geladen, mit viererlei Trachten und je anderthalb Maß Wein bewirthet werden sollten, wobei ihnen Tafelmusik aufzuspielen habe. Ähnliches gilt im Appenzellerlande. Beim Begräbnisse reicher Personen werden zuweilen alle Leichenbegleiter in Wirthshäusern gastirt, man kennt auch Fälle, wo sie wegen unerlaubten Tanzens polizeilich abgestraft werden mußten. So ist auch das aargauer „Gräbb“ nicht bloß ein zu dreien malen wiederholter Schmauß, er wird

auch durch leztwillige Verfügungen häufig in aller Weise und bis auf bestimmte Heiterkeitsmittel vorausbestimmt. Wenn beim Essen wacker zugegriffen wird, so deutet man es auf lange Gesundheit der Gäste und auf gesegnete Witterung. Als vor einem Jahrzehnt der Senne Gieshler verstarb auf dem Sennhofs Schafmatt, einem von Narau nach Baselland führenden Turapasse, verbrauchte man für dreißig zum Mahl Geladene und alles übrige während der drei Leidtage ab- und zugehende Volk daselbst: an Kernenbrod 3 Malter, das Malter zu 16 Viertel gerechnet; an Wein drei Saum, jeder zu 100 Maß; an magerem Käse 14 Laib. Fetter Käse, Rauchsleich, Most, Case, Brantwein bleibt hierbei unberechnet, ebenso was an Wäsche und Kleidung an die Armen vertheilt worden ist. Sogar in der politischen Landesgeschichte von Graubünden hat solch ein umfangreiches Todtenmahl angeeset werden müssen. Es war zur Zeit des Schwabenkrieges 1499, als die deutschen Truppen 1500 Mann stark einen Einfall ins Engadin machten und ihr Vortrab das Dörflein Schleins erreichte. Hier befand sich die männliche Bevölkerung eben in der Kirche bei einer Todtenmesse, alle Häuser standen verschlossen bis auf eins, aus dem ein mächtiger Ruchendunst hervor drang. Als der Feind da eine Schaar von Mägden und eine noch längere Reihe kochender Kessel erblickte, konnte er die Veranlassung zu einer so ungewöhnlich großen Mahlzeit nicht begreifen, aber die Hausfrau Lupa war mit einer glücklichen Antwort bei der Hand. Das sei der Imbiß, sagte sie, für eine Anzahl Schweizertruppen, die man zur Stunde hier erwarte. Die Rundschafter hatten nichts Eiligeres zu thun, als mit der Nachricht der angeblichen Gefahr zu den Ihrigen zurück zu marschieren, und so blieb das Dörflein Schleins damals unbelästigt.

## Nachweinen.

Man nimmt den Verstorbenen die Ruhe, wenn man ihnen zu heftig und zu lange nachweint. Die Thränen des Hinterlassenen empfindet der Begrabene als frisches Blut in seinem Herzen und als sengendes Feuer auf seiner Brust. Bei diesem durch das Abend- und Morgenland verbreiteten Sage, an welchem Türke und Christ gleichen Antheil haben, erläutert sich erst die am Leichenmahle vorgeschriebene Heiterkeit, die sich bis auf Gesang und Tanz verstieg. Um hier die Uebereinstimmung der verschiednen Völker und also den naturgemäßen Grund uralter Leichenbräuche nachweisen zu können, zeigen wir eine und dieselbe Legende in ihren verschiedenen Spielarten.

Am Ebnasselde, zwischen den Dörfern Fried und Gipp liegend, ist eine Mutter auf dem Garbenschniden und weint dabei ihrem jüngst verstorbenen Kindlein bitterlich nach. Da liegt plötzlich das Kleine lebend vor ihr auf einer Garbe; aber sein kurzes nur bis auf die Brust reichendes Kinderhemdchen ist durch der Mutter Thränen völlig durchnäßt. Dieselbe Erzählung besitzt man schon in kirchlichen Aufzeichnungen des 12. Jahrhunderts. Die Großmutter des Thomas Cantipratensis sah im Traume, während sie noch ihres Erstgeborenen Tod beweinte, viele Jünglinge jubelnd des Weges einherziehen, während ihr Sohn weit zurück mit schwerem Schritte nachschlich. Auf die Anfrage der Mutter wies er auf sein von Thränen schweres Kleid und sprach: Das sind deine Thränen, deren Gewicht so sehr meinen Gang hemmt. — Man kann in Geillers Trostspiegel (Das siebend glaß. Straßb. 1511) hierüber eine ganze Predigt lesen. Ebendasselbe wird in Helmolds Chron. der Slaven, Kap. 78, vom Tode des Bischofs Vicelin erzählt, der seinem Bruder Eppo im Traume meldet, daß er aufhören möge zu trauern: denn siehe, ich trage deine Thränen an meinen Kleidern. — So füllen im Schwedischen Volksliede Christels Thränen das Herz des begrabnen Bräutigams mit Blut an; im Schlesißen Liede überfüllen sie das Thränen-

Früglein und das todte Kindlein kann es nicht nachschleppen. Positiver versteht diese Sägung in den Dokumenten des Heidenthums sich auszudrücken, welchem sie überhaupt angehört. Der sterbende Nibelunge Wolfhart beauftragt seinen Neffen Hildebrant, daß er die Todtenklage um ihn ja abstelle; Rib. 2239:

unde ob mich mine mage nâch tôde wellen klagen,  
den nâhsten unde den besten, den sult ir von mir sagen,  
daz si nâch mir iht weinen, daz si âne not.

Im Eddisichen Helgiliede giebt der Begrabne seiner weinenden Gemahlin den wirklichen Grund an: jede ihrer Thränen falle ihm als bitterer Blutstropfen auf die Brust. Die Fortdauer dieses Körperschmerzes bringt den Todten eben so lang um den Genuß der Seligkeit; daher denn im indischen Gedicht Raghwanja (achtes Buch, übers. v. Fr. Rückert) es ausdrücklich heißt:

Denn der Angehörigen stetes Weinen  
Brennt den Hingeschiednen, also lehrt man.

Und nach dem Zend-Avesta sind es eben die Thränen der Hinterbliebenen, die dem an der Todtenbrücke Anlangenden den Eintritt in den Himmel verwehren. Vergl. A. Kuhn in Wolfs Ztschr. f. Myth. 1, 62. Die Todten, frei von Selbstliebe, bedürfen und wünschen ihrer Nachgelassenen Kummer nicht, aber deren Freude erreicht und erquickt sie noch im Jenseits. So heißt es im Schwed. Volkslied, Macht des Kummers:

Denn jegliche Zähre, die deinem Aug' entquillt,  
Macht, daß sich mein Herz mit Blut anfüllt;  
Doch jegliches Glück, das dein Herz bewegt,  
Den Sarg voll duftiger Rosen mir legt.

## Höllleben.

Nur die in der Volksfage und im Kindermund fortgepflanzten Vorstellungen können hier erwähnt werden.

Der Kollhafen (der rauschende Kessel) bezeichnet in der Kindersprache die unterste Hölle. Wer den heiligen Storch und Rauchschnalben Böses angethan hat, der kommt zu unterst in den Kollhafen; wer selbst dafür zu schlecht ist, kommt aufs Gufenbett, das ist ein Bette mit lauter Stechnadeln gefüllt. Alle ungetauft verstorbenen Kinder kommen in eine Art Vorhölle, Nobischratten und Nobiskrug genannt. Der Schratten ist ein tiefer, nach unten enger geflochtener Tragkorb. „So faren sie dahin in nobishauß, da der flamm zum fenster außschlecht, da brat man die öpfel auf dem finsen.“ Pauli, Schimpf und Ernst LH<sup>b</sup>. Augsb. 1542. Zwei Soldaten aus den Urkantonen liegen verwundet auf der Balstatt zu Bilmergen 1712, wo die kathol. Kantone geschlagen worden waren; der eine spricht sterbend zum andern:

Bät auch noch den Rosenkranz,  
 Daß du nicht lang mühest sitzen,  
 In dem Nobiskrug zu schwißen.  
 Nun ade, mein lieber Franz!

Handschriftl. Komödie v. J. 1712. Bibl. Mur. F<sup>o</sup>. 66, Bl. 343, auf der Marg. Staatsbiblioth.

Nobis pflegt man aus abyssus, Höllenschlund, zu erklären; während es ein mundartlich verkürztes Nachbars sein wird. Die Grenze Altonas gegen das Hamburgische Gebiet bildet das Nobisthor. Der Nobiskrug bezeichnet daher in Norddeutschland die Schenke, in welcher Nachbargemeinden auf ihrem Heimwege vom Markte noch einmal Einkehr nehmen. Diese paar Benennungen ergeben, daß man in der Unterwelt ein Gasthaus, ausgezeichnet durch die Größe seiner Fässer, Trinkgeschirre und Brodkörbe, erwartete, wo denn ein Jeder demjenigen nachlebt, was ihm sonst im Leben das Liebste gewesen war. Für

solcherlei grobrealistische Kinderwünsche ist auch die Seele des Bauern nie zu alt, und wie weit man ihnen nachhängt, dies erweist sich aus dem nun Folgenden.

Essend, trinkend, spielend, in ganzen Gesellschaften wettkämpfend, spazierenfahrend und bei der Heimkehr abermals schmausend, so denkt sich der Volksverstand das Leben und Treiben der Abgeschiedenen. Zwar ist die Vorstellung von dem übeln Loos der Bösen davon nicht ausgeschlossen; allein Niemand verweilt überhaupt gerne bei Sünde, Kummer und Dual, und so findet sich denn auch die Hölle nach Möglichkeit erträglich ausgestattet. Schon im Zend = Avesta (ed. Spiegel, Thl. 2, p. 162) „kommen die Seelen dorten den schlechten Herrschern entgegen mit schlechten Speisen“, wie bei uns die Verdammten Klöße zu essen bekommen, aber steinerne. Wolf Hess. Sag. No. 231. Vor allem bedürfen die deutschen Trinker in der Hölle des Braueffels. Eine Abbildung desselben findet sich in Matthaei Raderi Bavaria Pia 1628. p. 21. Da darf Kaiser Karl der Dicke, vom Engel des Herrn geführt, einen Blick thun in den Grund der Hölle, und sieht zwischen steilen Wänden mitten in strudelnden Gewässern einen ehernen Topf stehen. Aus dem Rande reicht bis zur Herzgrube ein Mann hervor mit flehend erhobenen Händen; dieß ist Karls Vater, Ludwig. Malmesbury im Leben Ethelwulfs hat diese Vision beschrieben. Zeigt ihm unsere Speisekammern, unsere Vorrathskammern, unsere Keller! rief Satan den Teufeln zu, und gieng mit dem Kredenzbecher der Seele des Landgrafen Ludwig entgegen. So erzählt Casarius von Heisterbach ums Jahr 1250. Wolf DMS. No. 119. Man braucht sich durch solche Verwilderung ursprünglicher Volksvorstellungen nicht beirren zu lassen; das Wesentliche, daß in der Geisterküche (Marg. Sag. No. 133) gesotten und gebraten wird, verbleibt, und die Kirche des Mittelalters war ebenfalls nicht abgeneigt, solcherlei Genüsse des breitesten zu schildern. „Was die Verdammten in der Hölle für Mahlzeiten halten, was ihnen da an Trank und Speise aufgesetzt wird“ — dies ist Titel und Inhalt einer Predigt des bair. Augustinermönches Sgn. Ertel: Amara dulcis. Nürnberg 1712, 371.

Ueber das Wohlleben der Verdammten reden folgende Angaben.

In der Hölle giebt es einen Ort, wo diejenigen hinkommen, die auf der Welt keinen erschlagen, keinen Raub noch andere schwere Verbrechen begangen haben. Allda sitzen die lustigen Brüder all in einer pechschwarzen Rauchkammer, die ist von Spanlichtern erhellt; einschenken und Span puzen müssen die Teufel. Da trinken sie Bier und Schnaps, schnupfen Brestil, rauchen Dreikönigsknaster; karten, paschen, beluren einander; zerfriegeln sich, rausen, werden wieder gut mitsammen, ringen, häkeln, singen Schnaderhüpfeln. Panzer Bair. Sag. 1, p. 97. Große Herren, reiche Bierbrauer und Wirthinnen sind unter ihnen; man hört das Erklingen der Becher und das Fallen aller Neune, wenn sie Regel schieben. Ihre Karten, Würfel und Damenbrette sind von Eisen, aber glühend, ihre weißen Kasse stehen in der Nähe. Schönwerth Oberpfalz 3, p. 121. 142. Der flandrische König Gambrinus, der zu Cameryk sein riesenhaftes Bildniß hat als erster aller Bierbrauer, sitzt an jedem ersten Mai zu Gräfenberg in Franken mit den alten Frankenkönigen tafeln um den Teufelstisch. Wolf Ndl. Sag. p. 679. Die Rittergeister des Schlosses Wildenburg im Toggenburgischen sitzen geschaart im Kreise um Kessel, welche zehnmal größer als die, worin man Käse kocht, und bis zum Rande mit Goldstücken gefüllt sind. Ritterburgen der Schweiz 2, 442. Im badischen Orte Eichel zeigt man einen Stein, in welchem das Mühlespiel ausgehauen ist, und an einer Fels Spitze der Ruine Lichtenstein die Fickmühle; hier fährt der Teufel mit dem Lichtensteiner Ritter Mühle. Schöppner, Bair. Sagb. No. 961. 196. Dies sind nur vereinzelte Züge des Sages, daß die Todten tafeln, zu Gaste laden oder selbst zu Gast kommen.

Ein Junker in Herzogenbusche stieß beim Heimgehen über den Kirchhof mit dem Fuße an einen Schädel und sprach höh-nisch, so komm heut auf mein Abendbrot zu mir! So geschah's, der Todte setzte sich bei ihm zu Tische. Wolf DMS. No. 116. Zwölf Geister kommen auf einem Wagen zu österreichisch Altenmark ins Wirthshaus gefahren, und als sie nach



der Beche sich wieder entfernen, sprechen sie zu den Leuten: Euer Glück! Wolf Ztschr. 4, 142. Der Heidenhimmel, der in all diesen Erzählungen zur Hölle herabgesunken ist, verräth sich in den glühenden Kegelfugeln statt goldener; in den eisernen Spielkarten, statt jener Goldtafeln, mit denen die Asen im Grase des Idafeldes wettwerfen; in den steinernen Klöben statt jener Feiertagspeise, welche die Göttermutter für den Berchtentag festgesetzt hat; im Trinken von Schnaps statt jenes Unsterblichkeitstrankes, dessen gedenkend Ragnar Lodhbrof starb unter den Worten:

Fröhlich mit den Asen  
Meth ich werde trinken!

Der meklenburgische Ritter Molken in Dobberan ließ sich eine Grabchrift setzen, abgedruckt bei Ledeschi Unterhaltung. 1825. 2, 175. und bei Grimm Myth. 780., in der er seine Hoffnung ausdrückt, mit seinem Herrn Jesu Christ tüchtig Kalte Schale zu trinken. Ebenso freist in Walhalla der Becher und das fröhliche Trinkgelag der Helden währt ewig. Himmel und Hölle können nicht anders gedacht werden, als vermenschlacht. Daher sagte Swedenborg 1772, es gebe da Zimmer mit geheizten Defen und mit Fenstern, und gleichfalls solcherlei Speisen, Teller und Messer, wie bei uns. Nun, wer weiß, versetzte ihm darauf sein Tischnachbar, ob wir dann nicht jetzt bereits im Himmel sind.

Nachtrag zu S. 209. J. Funkelin von Biel, St. Bern, schreibt in seinem Schauspiel Lazarus, Bern 1551:

Woluff und dran in Nobisfuß,  
Seht zu, s'fümr schlecht schon oben uff.

## Einzelsätze.

Ein Selbstmörder fault im Boden nicht und wird immer härter; die Würmer können ihn lange nicht anfressen.

Der Selbstmörder setzt seine Seele auf einen Zaunstecken aufs Feld und läßt Gott und Teufel drum streiten. Aus einer peinlichen Untersuchung zu Suhr v. J. 1653. Balthasars Helvetia 6, 451.

Sterben kann man nicht gut, wo sich Jemand entleibt hat.

Dem Meineidigen faulen noch bei Lebzeiten die Schwörfinger ab oder werden in der Sterbstunde schwarz.

Ein Baumschänder stirbt, wenn man den beschädigten Baum mit dem Wipfel in die Erde gräbt. Aargau. Sag. no. 72.

Das Schwein im Stalle, das beständig grunzt und nicht mehr fressen will, deutet auf einen Todesfall. Saumilch giebt man demjenigen zu trinken, der im Schrecken über ein Gespenst fieth geworden ist.

Plötzlich erscheinende Schwärme von Fischen verkünden dem Land ein Sterben. Als 1419 zu Bern bei mehr als 3000 Salmen in der Aare gefangen wurden, sah man darin ein Vorzeichen von dem Einmarsche fremder Völker. Lillier, Bern. Gesch. 2, 547. Findet man im Fischeiche zu St. Moriz in Wallis eine Forelle todt, so deutet man es auf das Ende eines der dortigen Stiftsherrn.

Das Rosten des Handwerkszeuges, des mitgetragenen Taschennessers deutet auf des Eigenthümers Ende.

Wird der Kranke, dem man Schielkraut unters Hauptkissen legt, heiter gestimmt, so geneßt er, oder so umgekehrt.

Wer in kurzer Frist viermal nach einander vierblättrigen Klee findet, wird bald sterben.

Ebenso derjenige, dessen Trinkglas oder Spiegel ohne äußerliche Ursache zerspringt. Daher heißt es auch vom zersprungenen Spiegel: wer zum letztenmal in ihn geblickt, müsse sterben.

Je weiter die Furchen in der Handfläche aus Handende hinausreichen, um so näher steht man dem eignen Ende.

Um die Zeit, in der man bei Tag oder Nacht gewöhnlich entschläft, wird man einst sterben.

Der Tod des kranken Vaters erfolgt, wenn ihn seiner Kinder anwidert.

Ist man Nachts im Bette noch einen Apfel, so schaut einem dabei der Tod vor dem Fenster zu.

Der Tod hat ein Kerbholz, einem Jeden steht sein Ende drauf eingeschnitten. Gegen diesen Satz aus der Prädestinationalehre mußte die Freiburger Obrigkeit ihr Volk 1494 in einem besondern Mandat verwarnen, welches glaubte, gegen die damals herrschende Pest vermöge kein Mittel mehr zu helfen: wil, wie oft gehöret, die Zal deren, so an diser Sucht sterben sollen, angebeylet sye, voraus ins Kerbholz eingebrannt sei.

Kinderreichthum und frühzeitiger Kindertod begegnen sich in den Ehen Armer. Diese selbst verstehen auch diesen Mißstand in ein religiöses Gerechtigkeitsystem zu bringen: Die kleinere Schaar läßt uns Gott zu unsrer Freude und zum Erwerb; die arbeitsunfähige schwächliche Mehrzahl nimmt er wieder zurück, er theilt mit uns redlich.

Jemand stirbt, wenn das Ewige Licht in der Chorlampe flackert, oder wenn beim Seelgottesdienste eine linke Altarkerze zur Unzeit selbst erlischt.

Sieht man einen Stern schießen, so heißt, nun sei die Seele des jüngst Verstorbenen abgeholt worden.

Wurmlöcher, die sich auf dem Rückweg vom Kirchhof zeigen, künden einen Todesfall.

Wer regelmäßig zu spät in die Kirche kam, bei dem wird das Leihengeläute schon geendet haben, bevor man mit ihm ans Grab gekommen ist.

Beim Verschneiden eines Menschen bewegt sich die Luft im Sterbezimmer mit leisem Wehen.

Es stirbt im nächsten Jahre, wer in der heiligen Nacht

keinen Schatten wirft. (Stammt aus dem Rabbinenglauben, vergl. meine Abhandlung Ohne Schatten, ohne Seele.)

Knabenkraut aufs Dach gesteckt, zeigt, wenn es welkt, daß ein Entferntes nicht mehr am Leben ist.

Wer im Moment, wo ein Sterbender den letzten Athemzug thut, im Hause stolpert, stürzt sich zu todt.

Sterbende Frauen sehen ihrem Arzt und den Nächstverwandten ins Herz hinein.

1875  
The first of the year was a very  
successful one for the  
company and we are  
pleased to say that  
the business is  
prospering well.  
We have had a  
large number of  
orders and are  
glad to see that  
the public are  
so well satisfied  
with our goods.  
We are sure that  
the future will  
be equally bright  
and we are  
grateful for the  
confidence of  
our friends.

Der Knochencultus.

---

Die Geschichte

## 1. Das rituell geschlachtete Opfethier.

Religionen, denen das Knochengerüste als Sitz des Lebens galt und in weiterer Folge als Mittel zum Wiederaufleben, mußten in ihrem Todtencultus den Gebeinen des Begrabenen besondere Sorgfalt widmen und eine gleiche auch auf den Knochenbau der Hausthiere übertragen, zumal so lange der Mensch im Hirtenstande lebte und auf die Heerde als auf sein tägliches Brod verwiesen war. Eine aargauer Bauernregel besagt: Schneidet man in die Knochen geschlachteter Schweine, so schmerzt es noch das gemegelte Thier und die übrigen im Koben nehmen nicht mehr zu. Aus dem Hirtenleben der Israeliten stammt das Mosaische Gesetz, welches den Juden bis zur Stunde nicht erlaubt, das Schlachtvieh durch einen zerschmetternden Schlag auf den Schädel zu tödten, sondern befiehlt, es zu schächten. Dabei schneidet der jüdische Schächter bekanntlich den Hals bis auf die Muskelhaut der Halswirbel entzwei, diese Wirbel selbst aber muß er unzerschnitten lassen. Die Lehre der Rabbinen ist sich der ursprünglichen Absicht dieses Gesetzes nicht bewußt und hat daher verschiedene Erklärungen darüber erflügelt. Im Rückgrat, sagen sie, sitze das Beinlein Lus, unbrennlich und unverweslich; es sei der Stoff, aus dem der neue Leib bei der Auferstehung gebildet wird. Eisenmenger, Entd. Judenth. 2, c. 16. Daher lautet eine der jüdischen Tischregeln, man soll das Mark aus den Knochen nicht auf den Essteller ausklopfen, denn bei diesem Geräusche kämen die unreinen Geister in der Meinung herbei, man schlage sich unter ein-



ander; man solle vielmehr eine Krume Brod unter die Knochen legen, wenn sie zum Abtragen kommen. Burtorf, Judenthul. 1643, 271. Dem wirklichen Sinn des Gebotes am nächsten kommend ist die Erklärung im Talmud, die Todtengebeine seien ehrwürdig, weil nach der Beerdigung die Habal de Garmin, der Hauch der Knochen, noch eine Weile ums Grab schwebt. Die Hauptstelle des mosaischen Schlachtungs-gesetzes, welche jüdischen und christlichen Theologen so viel zu schaffen gegeben hat, ist indeß die beim Essen des Passahlammes erteilte Vorschrift: Ihr sollt nichts von dem Fleisch hinaus vor das Haus tragen (d. h. wegwerfen) und sollt kein Bein an ihm zerbrechen. 2 Moj. 12, 46. — 4 Moj. 9, 12. Anstatt diese Stelle abermals in herkömmliche Konkordanz zu bringen mit Joh. 19, 33: Die Kriegsknechte brachen den Schwächern die Gebeine, da sie aber zu ihm kamen, brachen sie ihm die Gebeine nicht — muß es der Wissenschaft willkommen sein, dieselbe Sazung durch mehrere altheidnische, zugleich historisch bestimmbare Thatsachen beglaubigt zu sehen. Darunter gehört die Opfersitte der Thauloniden zu Athen. Sobald nemlich diese Priester am Feste der Diipolien den Opfertier geschlagen hatten, mußten sie vorschriftsmäßig schleunig sich zur Flucht wenden. Denn indem sie dem Schlachttier den Kopf zerschmetterten, handelten sie gegen Triptolemos älteres Gesetz, dessen zweite Sazung heißt: Du sollst die Thiere nicht verletzen. Waren sie nun in verstellter Flucht hinweg, so wurde die Haut des geschlagenen Stieres ausgestopft, aufgerichtet und an einen Pflug gespannt; indem also das Thier wieder auf seine Knochen gestellt war, schien es selbst wieder hergestellt. Dieser athenienische Priesterbrauch kehrt wieder in der mittelalterlichen Kirchenlegende, welche Thomas Cantipratensis S. 246 erzählt in seinem Werke Bonum universale de apibus, Duaci 1627. Der Abt Wilhelm von Billers ließ aus Mitleid mit einem franken hungernden Weibe den schönsten Ochsen des Klosters schlachten, schickte ihr den gewünschten Theil davon und sie war genesen. Am andern Morgen wollte der Klosterbruder, der das Thier geschlachtet hatte, auf dem Felde nach den Arbeitern sehen, und siehe, da gieng

jener schöne Dohse im Pfluge wie vorhin. Der Mönch eilte erstaunt in die Kammer heim, wo man das Fleisch aufbewahrte, doch dieses sammt der Haut war hier verschwunden und nicht die kleinste Spur von Blut übrig. Auf welche Weise dieses Wunder gewirkt wird, erfährt man aus einer großen Anzahl anderer Legenden, deren Quelle zugleich eine noch ältere ist. Die *Legenda aurea* 124 erzählt im Leben des heil. Bischofs Germanus, wie dieser mit seinen Begleitern am britannischen Königshofe ungestaltlich abgewiesen, dagegen aber von einem armen Hirten aufgenommen wird, der den hungernden Fremden sein einziges Kalb schlachtet. In einer aus Nennius, edd. Gunn S. 63, 64, stammenden Fassung dieser Legende heißt es nun weiter, Germanus habe seinen Gefährten eingeschärft, daß sie beim Essen ja kein Knöchlein zerbrächen \*). Nach der Mahlzeit befahl er die Knochen auf der Haut des Thieres nach ihrer Ordnung zusammen zu setzen, sprach sein Gebet darüber, und ohne Weilen war das Thier wieder lebendig. Der Heilige wird nun Hermann genannt. Berühmt ist seine Wallfahrtskirche zu Bischofmais im Bairischenwalde. Man opfert ihm daselbst in Eisenblech geschnittenes Vieh und gegen chronische Kopfleiden Menschenköpfe aus gebranntem Thon, in denen Gerstenkörner eingeschlossen sind. Einzelne Wegbäume sind daselbst mit diesen groben rothbraunen Thonhäuptern reichlich wie ein alter Galgen behangen. Bavaria 1, 1001. Gleiches gilt vom irischen Landesheiligen Mochnua=Cuan, dessen Leben die Vollandisten (1, 46. erster Januar) mittheilen und das Wolf (Ztschr. f. Myth. 1, 213) mit liebevoller Weisheit für die deutsche Mythengeschichte bearbeitet hat. Der Heilige vermag seinen versammelten Zuhörern, die auf weiten Wegen zu seiner Predigt kommen und hungrig sind, nichts zu geben als die gezähmten Hirsche, mit denen er durch die Wildnisse reisen muß. Doch er schlachtet und kocht sie ihnen unter dem Bedinge, daß niemand die Knochen zerbräche sondern sammle. Nachdem alle ersättigt waren, erhoben sich auf sein Gebet die

\*) *praecepit autem sociis suis, ut nullum os frangerent de ossibus vituli.* Mone, *Gesch. des Heidenthums* 2, 459.

Hirsche aus den Knochenresten in alter Kraft. In dreifacher Gestalt macht sich bei einer und derselben deutschen Göttin die Wiederbelebung menschlicher oder thierischer Körper geltend, bei der Göttermutter nemlich, welche Hulda heißt, aber unter mehrfach wechselndem Namen in den mittelalterlichen Quellen wiederkehrt. Sie wird im Reinardus vulpes Herodias=Pharaildis genannt, eine Geisterkönigin, welcher der dritte Theil der Menschheit dient; antikifirt heißt sie alsdann Diana, zugleich aber mit fränkisch einheimischem Namen Pharaildis, d. i. Frau Hilde, mnl. Verelde, Frau Hulda. An jeden dieser drei Namen knüpft sich ein schätzbarer Einzel-Zug vorliegender Sage. Herodias, des Herodes Tochter, küßt in unerwidert gebliebner Liebe Johannis des Täufers abgeschlagenes Haupt, doch dieses hebt an entrüstet zu schnauben und zu blasen und jagt sie im Sturmwinde ruhelos auf ewig durch den Luftraum hin. Dies ist zur Strafe der am Tode des Täufers mitbetheiligten Heidin, weil sie sein Haupt, anstatt es wieder an den Kumpf zu fügen, widrig auf der Schüssel getragen bringt. Dieselbe Göttin wird dann auch Diana genannt, bald als Jagdgöttin, die abermals im Sturmwinde mit der Wilden Jagd durch die Lüfte fliegt; bald als Mondgotttheit, die dem nächtlichen Zauber der Hexenfahrten und Teufelsmahzeiten leuchten hilft. Dann wird Frau Hilda zur Unholdin. So erscheint Herodias bei der Hexenversammlung in Ferrara als die Herrin Aller mit goldenem Stabe. Sie läßt die Knochen des zum Mahle geschlachteten Ochsen sämmtlich auf dessen ausgebreitete Haut zusammenlegen, dann knüpft sie die vier Hautenden zusammen, schwingt den Zauberstab darüber, belebt den Ochsen und läßt ihn wieder in seinen Stall heimführen. Myth. 1208. Endlich wird Pharaildis zur Heiligen und dasselbe Mirakel, das die Herodias unter den Hexen gewirkt, wird nun ihr beigelegt in den Actis SS. 4 Januar 1, 172. Die Klosterjungfrau Pharaildis trifft im Spätherbst eine Schaar Trappgänse in den Saaten des Klosterfeldes, treibt sie mit dem Stab wie eine Heerde zahmer Schafe nach Hause, sperrt sie in den Stall und hinterläßt den Auftrag, daß man die Thiere über Nacht ja in Ruhe lasse, dann begiebt sie sich

in die Clausur. Allein einer der Leibeignen hat von diesem Befehle nichts vernommen, er nimmt sich einen Wildvogel und verzehrt ihn in Gesellschaft seiner Bekannten. Als Pharaildis Morgens wieder kam und die Thiere paar um paar aus dem Stalle ließ, bemerkte sie, daß eines fehle, und während sie darnach suchte und sah, plauderte es der Knabe jenes Leibeignen aus, daß man die Gans abgewürgt und gegessen habe. Sogleich ließ Pharaildis alle Knochen und Federn, soviel vom Thiere noch übrig waren, herbeibringen, setzte kunstvoll alles wieder zusammen, belebte die Gans und entließ sie in ihre Freiheit. Pharaildis wird daher abgebildet mit einem Vogel in der Hand oder zu ihren Füßen. — Diese Legende gehört den Niederlanden an; der Name Pharaildis, aus Frau Hilde entstellt, heißt mittelniederl. Vrönelde und Verelde, und die Milchstraße ebenso Vröneldenstræt. Myth. 263. In gleicher Weise lehrt die Negermutter ihrem Knaben Nanni ein gegessenes Huhn durch Zusammensetzen der Federn und Knochen wieder beleben. *RM.* 3, no. 47. Christus und Petrus kommen auf ihrer Wanderung müde und hungernd zu dem armen Schafhirten, der seine Thiere alle bis auf eins verloren hat. Als sie ihm gestehen, daß sie sterben würden, wenn sie nicht bald ein wenig Fleisch bekämen, schlachtet und brät er ihnen sein Schaf. Nach dem Mahle sprach Christus zum Knaben des Armen, er solle nur die Knochen zusammenlesen und alle ins Schaffell legen. Der Junge that's, dann giengen Alle schlafen. Ganz frühe aber standen Christus und Petrus auf, segneten das Haus und zogen still ab. Als der Arme mit seinem Knaben erwachte, sah er um sich eine große Heerde Schafe, und vorne dran stand sein gestern geschlachtetes Schaf frisch und gesund; auf der Stirn trug es einen Zettel, worauf stand: alle gehören dem Armen und seinem Jungen. Haltrich, Siebenbürg. Märchen no. 14. Der für die Einheriar täglich gesottene, aufgezehrte und allabendlich wieder ganzwerdende Laseleber Sährimnir kann seine ewige Dauer ebenfalls bloß dem rituellen Tischbrauche verdanken, den die himmlischen Genossen beobachten. Sie essen vorchriftsgemäß nur des Ebers Speck, lassen die Knochen unbe-

nagt und werfen sie in die ausgebreitete Haut des Thieres zusammen. Hat dann Thörr die wunderkräftige Hammerweihe daran vollzogen, so wird das Gerippe sich ordnen und bekleiden und der Eber lebend emporspringen.

Nach dem Glauben der Tiroler- und Schweizer-Sennen kann man einem Rinde, ohne es dadurch zu schädigen oder zu tödten, so viel Fleisch als man will vom Leibe schneiden, nur darf man kein Beinlein verrücken. Die Aargau. Sag. 1, no. 224, 229, 230, mit den erklärenden Anmerkungen daselbst S. 384; sowie die Naturmythen pag. 122. bringen hierüber eine Reihe von Erzählungen, in denen vorstehender Glaubenssag vielfältig zum Erweis kommt, immer darauf hinauslaufend, daß die Schonung des Knochengerüsts die wesentliche Bedingung ist zum Gedeihen des Thieres, von dem man ein Stück verzehrt, oder zur Wiederbelebung desjenigen, das man schon geschlachtet und aufgeessen hat. Die verzehrte Kuh wird selbst dann wieder lebendig, wenn gar nichts anderes mehr von ihr übrig sein würde „als das am Baren stehende Gerippe;“ aber die wieder belebte wird immer hinkend bleiben, sobald man nur ein kleinstes Knöchlein von ihr mitgegessen hat (Aargau. Sag. 1, pag. 321). Das Vorbild sämmtlicher Erzählungen aus diesem Sagenkreise steht in der Edda. Gott Thörr kommt mit dem Gespann seiner beiden Böcke beim Bauern Egill angefahren, schlachtet die Thiere zum Nachtmahl und läßt den Hofbauern sammt den Kindern mitessen; doch sollen sie die abgenagten Knochen unzerbrochen in die Bocksfelle werfen. Des Bauern Sohn Thialfi ist lüstern nach dem Knochenmarke, schlägt mit dem Messer ein Schenkelbein entzwei und schlürft es aus. Am Morgen nimmt Thörr seinen Hammer, weihet damit die in den Thierhäuten liegenden Knochen, die Böcke erstehen wieder, doch dem einen lahmt der Hinterfuß. — Das gewirkte Wunder erstreckt sich anfänglich nur erst auf die wilden Thiere: Hirsch, Trappgans, (Stein-) Bock, (Wild-) Schwein; alsdann folgen die Hausthiere: Ziege, Schwein, Kuh und Roß. In den Hochalpen kommt noch die Gemse dazu, wie nachfolgende mit aller Individualität ausgestattete Erzählung aus Zingerle's Tirol. Sag. no. 725. zeigt.

Auf dem Heimwege von der Alpe Seba im Dexthal kam der Bauer Jenner in Platt über die Felswand der Gostwend. Hier traf er zu seiner Ueberraschung fünf Fräulein um ein Kind beschäftigt, welches weinte und das man dann mit Milch stillte. Der Bauer zog sein Stück Schwarzbrod hervor, und dies geschiel so sehr, daß man ihn einlud da zu bleiben und mit ihnen zu essen. Eine ganze gebratene Gemse wurde aufgetischt. Die alte Frau bedeutete ihn, sich schmecken zu lassen, nur solle er sich hüten, ein Beinlein zu verrücken. Er folgte; doch siehe, trotz aller Sorgfalt entschlüpfte doch ein Beinlein am linken Fuß und kam aus seiner Fuge. Er gestand es offen den Frauen. Sie beruhigten ihn: Es mache nicht so viel, es werde deswegen eben eine Gemse nur ein wenig am linken Fuße hinken. So aß er sich satt, sagte sein Vergeltsgott und kehrte munter nach Hause. Nach einiger Zeit, als er in jener Gegend auf die Jagd gieng, sah er eine ganz abgemagerte Gemse, die am linken Fuße hinkte. Er schoß sie nicht, sondern dachte: Ich lasse dich erst fetter werden. So wartete er drei Jahre; dann, schoß er sie und schickte sie dem damaligen Pfarrer von Platt dem Pater Ignazi. Als dieser die Gemse zerlegte, fand sich, daß ihr eben jenes Beinlein am linken Fuße fehlte, das einst der Jäger aus den Fugen gerückt hatte.

Alle zur Wiederbelebung des todten Thieres gehörenden Maßnahmen, das Knochen-zusammenfügen, das Einschlagen derselben ins Fell und das Uebersprigen mit Lebenswasser, finden sich zusammen in der Indischen Märchensammlung Pantischantatra, übers. von Bensley 2, S. 332 (V. Buch, 4. Erzählung), dargestellt in der Geschichte von den Löwenmachern. Das hohe Alter derselben leuchtet besonders damit ein, daß sie bereits in der Form des Apologs auftritt, der seinen gegebenen Stoff als allbekannt voraussetzen darf und daher die dazu gehörenden älteren Thatsächlichkeiten in der Erzählung willkürlich überspringt. Der todte Löwe wird aus seinen einzelnen Körpertheilen neu zusammengesüßt und belebt. Das Wie bleibt aber verschwiegen, weil es hier nicht zum Zwecke der Fabel gehört. Sie lautet im Auszug so. Unter vier Brahmanensöhnen

hatten dreie sämmtliche Wissenschaften erlernt, ermangelten aber aller Einsicht; einer dagegen hatte nichts gelernt, besaß aber dagegen Einsicht. Sie hatten beschlossen, auf ihr Wissen in die Fremde zu gehen, Fürstengunst und Vermögen zu erwerben. Während sie nun auf dem Wege dem vierten, der nichts studirt hat, wieder umzukehren rathen, weil Fürsten für bloßen Verstand ohne Gelehrtheit ihm doch kein Geschenk machen würden, erblickten sie in einem Walde die Gebeine eines todten Löwen. Da sprach der eine: da liegt ein todtcs Thier, laßt uns die Probe machen und es durch die Macht unsrer Wissenschaften wieder beleben. — Ich verstehe die Knochen zusammen zu fügen, rief der Eine. Der Zweite sagte: Ich liefere Fell, Fleisch und Blut. Der Dritte sprach, ich belebe es. Darauf fügte der erste die Gebeine zusammen, der zweite verband sie durch Haut, Fleisch und Blut, doch als der dritte eben daran war, sie mit Leben zu versehen, da verwies es ihm der Einsichtige, den man eben heim zu schicken willens gewesen war, und sprach: Es ist ein Löwe! wenn du ihn lebendig machst, dann wird er uns alle zusammen umbringen. Jener antwortete: Psui, Unwissender, in meiner Hand soll die Kunst nicht unfruchtbar sein! Und der Unwissende sprach darauf: Dann warte nur einen Augenblick, bis ich auf diesen Baum hier geklettert bin. Nachdem dies so geschehen und der Löwe lebendig gemacht war, sprang dieser auf und brachte alle drei um. Sobald er nach einem andern Ort gegangen war, stieg der Einsichtige vom Baum herab und gieng nach Hause. Daher sage ich: Besser Einsicht, als solch Wissen.

Die Weissagung aus den Knochen des geschlachteten Thieres begreift man unter dem Namen Schulterblattschau. In Bintlcrs Blume der Tugend, gedruckt in Zingerles Tirol. Sitt. pag. 192, wird sie unter andern abergläubischen Mitteln mit aufgezählt:

die sechen an dem schulterpain,  
was dem menschen sol geschechen.

Heut zu Tage kennt man nur beim Schlachten der Gans und des Schweines den schon ins Scherzhafte gewendeten

Brauch. Je nachdem das Brustbein der Martinsgans, wenn man es an der Stubendiele aufgehangen, sich weiß oder braun färbt, wird der Winter gelind oder kalt. Der Deutschorden in Preußen unternahm im Jahre 1455 seinen Feldzug nach dieser von dem Gansbein angekündigten Witterungsbestimmung. Myth. Abgl. LXVI. Man nennt es Lügenbein, weil es als falscher Wetterprophet erkannt ist; nach einer mehr alterthümlich lautenden Erklärung aber dreht es, droben an der Stubendiele am Faden aufgehängt, sich so oft herum, als Jemand in selbiger Stube vermessen redet. In Deutschböhmen heißt es nach seiner Gestalt der Schlitten; zwei Personen halten es an beiden Enden fest und ziehen in die Wette, wer dabei ein Stückchen davon abbricht, der stirbt früher.

Beim Schweineschlachten werden zwei Knochen in ähnlicher Weise behandelt, der Zungenknochen, Gabel genannt, und ein oberer Halswirbellochen, genannt König. In letzterem glaubt man die Gestalt eines in einer Metzgerskufe liegenden Männchens zu sehen und nennt ihn daher den Säuludi. Lütolf, Fünfort. Sag. pag. 112. Vornehmlich aus der Gabel wird prophezeit und wo nun nicht mehr, da dient sie den Kindern noch zur Verfertigung ihrer sog. Springfrösche.

## 2. Menschengedaine als Reliquien, Schädel als Trinkschalen.

Der Knochencultus, auf den sich das klassische Alterthum historisch selbst beruft, läßt in jene früheste Periode zurückblicken, da man die Leiche noch nicht verbrannte, sondern durch das Begraben so lange als möglich gegen die Verwesung schützte.



Aus Pelops Gebeinen soll Abaris das Palladium gefertigt und den Trojanern gegeben haben (Clemens Alexandr. ad gent. pag. 30), sein Schulterblatt wurde zu Elis vorgezeigt und galt für heilkräftig (Plinius H. N. 28, 4). Des Drestes Gebeine wurden in Tegea ausgegraben und nach Sparta versetzt, damit man im Kriege gegen Tegea siegreich würde. Herodot 1, 68. Des Theseus Gebeine erhebt Kimon auf der Insel Skyros und bringt sie dem Befehle des Orakels gemäß nach Athen. Plutarch im Theseus c. 36. Die Gebeine des zu Magnesia im Exil verstorbenen Themistokles werden heimlich nach Attika geschafft und von den Freunden bestattet. Thukydides 1, 138. Diese Beispiele gehören Grimms GDS. 149 an, der daselbst mit ihnen auf den germanischen und mittelalterlichen Brauch übergeht, aus Menschenschädeln bei Festen zum Andenken an Geliebte oder Heilige einen feierlichen Umtrunk zu halten. Unser Weg hier ist derselbe, doch mit dem Unterschiede, daß wir mit unserm selbst erworbenen Material zugleich ein anderes Ziel suchen.

Die vielerlei Heiligen, die zu Folge der Legende und nach typischgewordner Abbildung ihre abgeschlagenen Häupter in den Händen tragen, stellen nach kirchlicher Deutung die Glaubensstärke dar, mit der sie den Martyrertod erlitten und überwunden haben. Dagegen aber contrastirt der kirchliche Brauch, solcherlei aufbewahrte Schädel als Trinkgeschirre zu verwenden und zur Ausspendung des gesegneten Weines unter der versammelten Gemeinde herum zu reichen. Als je älter dieser Brauch örtlich nachgewiesen werden kann, um so bestimmter gehört er alsdann der vom Christenthum weit abliegenden Heidensitte an, Libationen für die Todten darzubringen und den Minnetrunk zu ihrem Gedächtnisse abzuhalten. Der Germane, der am Feiertage zum Gedächtnisse der Gottheit mit seiner Sippschaft aus der Opferkufe trank, bot bei Einzelgelagen einen Beuteschädel als Trophäe unter den Gästen herum, und ließ ihn mit Bier gefüllt zur Erinnerung an die Waffenthat austrinken. Denn Kopf und Kufe ist sprachlich synonym, Trinkschale und Hirnschale schließen denselben Begriff in sich.

Von dieser auch bei den Celten üblich gewesenen Sitte sagt Silius Italicus lib. 13:

At Celtae vacui capitis circumdare gaudent  
Ossa (nefas) auro, et mensis ea pocula servant.

Unzweifelhaft ist insgleiche der deutsch-heidnische Brauch. Der Geschichtschreiber Paulus Diaconus versichert, er habe die Hirnschale Kunimunds, des Gepidenkönigs, an der Königs-tafel als Prunkgeschirr von Hand zu Hand gehen sehen. Dasselbst ist erzählt, der Langobardenkönig habe aus dem Schädel des von ihm erlegten Gepidenkönigs Kunimund eine Trinkschale machen und sie zu Verona durch Rosimunde, des Erschlagenen Tochter, mit Wein gefüllt an der Tafel kredenzen lassen.\*) Die Gesta Romanorum c. 56 schildern die Einkehr eines Fremden in einem prächtig eingerichteten Herzogschlosse, der Gast bewundert des Herzogs Glück und seiner Gemahlin Schönheit. Doch da die Mahlzeit beginnt, sieht er, wie der Frau ihr Essen in einem Todtenkopfe vorgesetzt wird, und erfährt, dieser Schädel sei derjenige eines Mannes, der als Verführer der Herzogin von deren Gemahl getödtet worden sei. Dieser Novelle hat Fr. v. Stolberg seine einst berühmt gewesene Romanze, die Büßende, nachgeschrieben. Es ist die Erneuerung der Sage vom Langobardenfürsten Alboin, der seine Gemahlin Rosimunde zwang, aus der Hirnschale ihres Vaters zu trinken, und aus Rache dafür von ihr erschlagen wurde.

Man hat angenommen, daß selbst die Trinkgefäße in Walhall Menschen Schädel gewesen seien, weil man in Ragnar Lodhbrofs Sterbelied „Biarfamal“ die beiden Verse, Str. 25:

Dreckom bjór at bragdi

Or bjúgvidom hausa

bisher so übersezt: Aus den Schädeln der Feinde trinken wir Hirnmast. Allein schon Rufwurm, Nord. Sag. 1842, 220 hat das richtige Verständniß hergestellt: Bald trinken das Bier

\*) Veritatem in Christo loquor, ego hoc poculum vidi in quodam die festo Ratchis principem, ut illud convivis suis ostentaret, manu tenentem. Paul. Diac. 2, c. 28.

wir aus herrlichen Hörnern; denn die aus dem Gehörne der Thierhäupter gemachten Trinkgeschirre nennt eben das Lied „die Krummhölzer der Häupter.“ Trinkhörner statt des Kelches dienten selbst noch im 12. Jahrh. zur kirchlichen Ausspendung des Abendmahles. Grieshaber, altd. Predigten 2, XXXII. Im Folgenden reihe ich zu den von J. Grimm aufgezählten Exemplaren kirchlich verwendeter Trinkschädel noch einige, nicht minder historisch beglaubigte. Das Benediktinerkloster zum St. Gumpertus in Ansbach ist urkundlich 750 genannt und wird 787 von Karl dem Großen mit Freiheiten begabt; es ließ die umwohnenden wendischen Heiden aus dem wunderthätigen Gumpertusschädel Heilung trinken, wuchs darüber zum Wallfahrtsorte an und gab so den ersten Anlaß zur Entstehung der nachmaligen Stadt. Als der heiligen Anna von Klingnau Leiche ausgegraben wurde, trank eine erkrankte Kloster Schwester aus deren Schädel. Murer, Helvet. Sacra 334<sup>b</sup>. Fieberkranken gab man zu Trier aus der silbergefästen Hirnschale des hl. Theodul zu trinken; aus derjenigen des heil. Quirinus zu Neuß trank i. J. 1465 der Reisende Leo von Rozmital. „So lang die in Silber gefäste Hirnschal des heil. Sebastian zu Ebersperg in Oberbayern aufbehalten und der geweihte Wein dem dahin wallfartenden Volk daraus zu trinken gereicht wird, hat die Pest in diesen Gegenden niemalsen mehr ihren Sitz nehmen dürfen.“ Vierte Festpredigt zum hundertjährigen Jubiläum der Sebastians bruderschaft zu Michach. Augsburg 1757, pag. 101. —

Einem theilweise andern Zwecke dienen die nachfolgenden Reliquien. Die Hirnschale des heil. Erhard zu Regensburg wurde dem, der diese Zeilen schreibt, vom Sakristan daselbst als diejenige des hl. Emmeram vorgewiesen; sie hat die Form eines Beckens, ist durchaus in vergoldetes Silber gefast und läßt mittels eines kleinen Schiebblesches auf das Cranium hineinblicken. Das Haupt des heil. Makarius in der Marienkapelle zu Würzburg wird alljährlich den Gläubigen aufgesetzt, es ist eine Affekuranz gegen Kopfweh. Bavaria 4, 220. Ebenso besaß man ein Haupt des heil. Johannes zu Rantwil in Oberschwaben, ein

zweites von ihm zu Feldkirch in Vorarlberg, das man sich gegen Kopfweh auflegen ließ; und ein drittes von ihm wurde zu Dijon in der dortigen Benedictinerkirche zum Küssen herum gereicht. Urban Keller, Gegen den Aberglauben 1786, 456. 247. Im Kloster Novalesa holte man bei Feuersgefahr aus dem Grabe Walthers den Schädel seines Enkels Rathald hervor. Grimm *DS.* 2, pag. 61. Hier wehrt der herbeigetragne Schädel den Flammen, an andern Orten läßt er sie losbrechen, sobald er von seiner Stelle gerückt wird; so in oberfränkisch Weifenstadt. Am Fuße des Kirchthurmes dieser Stadt befand sich das Grab eines Zigeuners, von dem es hieß, so lange es ungestört bliebe, könne im Orte kein Brand ausbrechen. Bei Gelegenheit einer Bauänderung wurden 1823 an dieser Stelle Gebeine ausgegraben, unter denen der Bürgermeister einen Schädel mit sich nahm. Desselben Jahres noch brannte die Stadt ab. *Bavaria* 3, 301.

Ein doppelter Glaube liegt in diesen Einzelheiten; die Gebeine des Heiligen oder Helden werden ein Schutzgeist desjenigen Ortes, der sie verwahrt, und das Trinken aus dem verwahrten Schädel ist heilkräftig. Daher wird der St. Johannisseggen allen Reisenden zu ihrer Sicherheit verabreicht. Als Mabillon 1683 die Schweiz bereiste, traf er diese Sitte in jedem Gasthause: „Im Augenblick der Abreise trinkt man Euch noch eine Gesundheit zu von St. Johannis wegen.“ *Iter German.* Hamburg 1717, 12—41. Und C. Geßner im *Thierbuch* XLVI. sagt davon: „Herculis trank, das ist, wie wir sagen, Sant Johannis mantel.“ Ein großer Schluck, will er sagen, ist eben so gut als ein warmer Reiseumantel. Wer aus dem Schädel eines Armen Sünders trinkt, hilft sich damit gegen die Epilepsie. Schönwerth, *Oberpf.* Sag. 3, 204. Aber die am Orte altverwahrten Gebeine dürfen von diesem nicht entfernt werden, sie sind dessen Palladium. Um Wittelkinds Gebeine, die in Enger begraben waren, stritt sich Hervorden und brachte sie 1414 an sich, sie kamen im Jahre 1821 schließlich wieder nach Enger zurück. Wachsmuth, *Gesch. deutscher Nationalität* 2, 135. Des Virgilius Gebeine waren zu Neapel im

Castel d'uovo in einem Sack hinter einem Eisengitter verwahrt. Als zur Zeit König Rogers von Sicilien ein weiser Meister sich dieselben erbat, empörte sich das ganze Volk, weil Neapels Glück an ihrem Besitze hänge und ihre Entfernung von hier das Meer aufrühren und den Himmel verfinstern würde. Gemeinschaftlich erzählen hievon die beiden Geschichtschreiber Konrad von Duerfurt in seinem 1194 aus Sicilien an den Hildesheimer Convent gerichteten Schreiben, und Gerwasius von Tilbury in seinem 1212 verfaßten Werke *Otia imperialia*. In gleicher Weise wurden auf Island die Gebeine der Begrabnen gesammelt und in einem Sack hinter der Kirchenthüre aufbewahrt. Maurer, Island. Sagen 134. Die Schweden glaubten, an den Besitz von Freys Leichnam sei Fruchtbarkeit und Frieden des Landes gebunden, drum wurde er nicht herkömmlich verbrannt, sondern unversehrt im Hügel beigesetzt, ebenso wurde König Hålfdan Svarti an vier Städten beerdigt, um dem Lande vierfache Fruchtbarkeit zu verleihen, und man zeigte seine verschiedenen Gräber her. Grimm, *Al. Schrift.* 2, 266.

Viele dieser eben erwähnten Sagen und Bräuche deuten auf eine Periode der Völker zurück, wo sie als Nomaden oder Eroberer auf der Wanderschaft begriffen und noch ohne die festen Punkte sind, die Gebeine ihrer Ahnen bleibend bestatten zu können. Diese werden daher wieder ausgegraben und mit hinweg geführt, so oft man den Wohnplatz wechseln muß. Hat sich nun von den schon früher in gleicher Weise mitgeschleppten Gebeinen inzwischen das Meiste verloren, so reicht der Schädel oder ein einzelner Röhrenknochen zum Andenken hin und macht eine abermalige Wanderung mit. Diese Pflicht gegen die Todten ist auch den rohesten Volksstämmen heilig. Die Guinea von Arim schneiden dem außer der Heimat sterbenden Anverwandten Arm oder Bein ab, man kocht und säubert das Stück und nimmt es zur feierlichen Bestattung mit heim. Der nordamerikanische Indianerstamm der Abiponer verknüpft diese Sitte bereits mit dem Glauben an die Fortdauer der Seele. Ist ein Freund auf dem Schlachtfelde gefallen, so ziehen sie seine Leiche

mitten aus den Feinden heraus und bringen sie nach dem heimatlichen Begräbnißplaze. Um sich die Last zu erleichtern, lösen sie das Fleisch von den Knochen und vergraben es; die Knochen werden sorgfältig in Leder verpackt nach Hause gebracht. In dieser Form nehmen sie auch bei Auswanderungen ihre Todten mit hinweg. Klemm, Kulturgesch. 3, 297 und 2, 98. Sogar bei den Kanibalen macht sich ein ähnlicher Brauch geltend, obschon gepaart mit dem scheußlichen Gelüste einer stets von Hunger geplagten Menschenfresserei. Nach Spir-Martius Brasil. Reise 2, 692 grub ein Camacanerweib die Ueberreste ihres vor etlichen Monaten gestorbenen Kindes aus, schabte die Gebeine ab, kochte sie sammt den fleischigen Theilen, trank die Brühe, wickelte dann die Knochen reinlich in Palmblätter ein und begrub sie von neuem. Und damit man diese Erzählung nicht unnöthiger Weise bezweifle, so erhält man sie neuerdings aus Hochstetters Reisetagebuch der österreich. Fregatte Novara, dritter Theil. Hier ist der Schauplatz Australien. Die Leiche eines eben verstorbenen Knaben wird von seinen Verwandten über dem Feuer gebraten und gegessen. Vater und Mutter sind beim Vorgang mit zugegen und stoßen laute Klageschreie aus. Herz, Leber und Eingeweide werden unter die anwesenden Krieger vertheilt, die gerösteten Oberschenkel, als die größten Leckerbissen, werden von den Eltern selbst verzehrt. Schädel und Knochen packten die Eingebornen schließlich sorgfältig zusammen und nahmen sie in ihren Säcken aus Grasgeslechtes auf die Reise mit.

Dieselbe Sitte läßt sich und aus denselben Gründen im deutschen Mittelalter nachweisen. Sie wird zuerst bezeugt durch eine Stelle der vita S. Arnulfi Metens. cap. 1, 12. Acta SS. 18. Juli. Als auf der Reise des Königs Dagobert I. (um 621) nach Thüringen ein Vornehmer in seinem Gefolge tödtlich erkrankte und weder fort zu schaffen war noch hier zurück gelassen werden konnte, beschloß man nach heidnischer Sitte (*more gentilium*) der Leiche den Kopf abzuschneiden und den Körper zu verbrennen. Jedoch Bischof Arnulf beugte diesem Greuel durch eine wunderbare Heilung vor. Ähnliches berichten aus

dem Jahre 1197 die Reinhardsbrunner Annalen (edd. Wegele 1854, pag. 49—52) vom Tode des Thüringer Landgrafen Ludwig des Frommen, der auf dem Kreuzzuge in Syrien starb. Man brachte seine Leiche von Akon nach Cypern: ubi evisceratis ejusdem principis visceribus et in sartagine excocto cadavere quidquid carneum, quidquid medullosum fuerat, in quodam Cypri sacello sepultum est. Die Gebeine überbrachten im gleichen Jahre seine Gefährten nach Reinhardsbrunn. Noch mehrere andere Nachrichten gleicher Art hat aus Jaffe's mir nicht zugänglich gewesener Dissertation *De arte medica Saeculi XII*, Berlin 1853, Mannhardt in den *German. Mythen* 73 angeführt, sie betreffen die Sitte deutscher Heere, bei Niederlagen oder Pestfällen die Leichen der Vornehmen zu zerschneiden, auszukochen und das Gebein mit in die Heimat zu nehmen. Pabst Bonifacius VIII. (regierte 1294—1303) befiehlt diejenigen mit der Excommunication zu bestrafen, welche die Leichen solcher, so außer Landes sterben, zerstückeln und kochen, um sie so bequemer mit sich in die Heimat führen zu können: *defunctorum corpora sic impie ac crudeliter non tractentur*. Die Kirche ist bei dieser Anschauung verblieben, das Volk jedoch öfters noch in seine alten Gewohnheiten zurückgefallen. Zu den vielen Belegen dieser Barbarensitte, die in Grimms *DS.* verzeichnet stehen, hat Uhland, *Gesch. der Dichtung und Sage* 3, 152 nachfolgende zwei Züge gesammelt. Aus Arnulph. *Mediolanens.* 52, c. 9. pag. 734 zum Jahre 1037: *Odonem impugnans viriliter dux Gothefredus vehementi facta congressione in momento prostravit ejusque caput avulsum humeris fertur in Italiam direxisse*. Geschichtlich noch um 1517 knüpft der Schotte Wedderburn, als Rächer seines hingerichteten Håupfklings, den abgeschlagenen Kopf eines Gegners mit den Haaren an seinen Sattelbogen. W. Scott, *Minstrelsy of the scotish border* (1812) Vol. 1, Einleit. XIII. In Tirol gilt die Meinung, daß der Kopf das Haus der Seele sei. Als vor einigen Jahren ein tiroler Wildschütze aus Biberwier erschossen und sein Leichnam in einen schaurigen Abgrund gefallen war, seilten seine

Kameraden einen in die Tiefe hinab, der dem Todten den Kopf abschneiden und herausbringen mußte. Der unter Lebensgefahr geholte Kopf wurde nach Viberwier gebracht und auf dortigem Gottesacker beigelegt. Zingerle in Wolfs Zeitschr. für Myth. 4, 151. Als der Wahn des Vampirismus wüthete, entstand der Justizbrauch, die deshalb angeschuldigten Leichen wieder auszugraben, zu pfählen, zu enthaupten, ihr Blut unter das Brodmehl zu verbacken und es von den Kranken als Heilmittel essen zu lassen. Bei einem solchen Falle in der Provinz Posen fanden sich die mit beigezogenen Priester wegen Entweihung der Gräber in ihrem Gewissen beunruhigt und fragten darüber bei der Sorbonne in Paris an. Ihr Schreiben ist vom 9. Jan. 1693. Der Abt Calme theilt den Entscheid der Sorbonne mit: Excommunicirt sei, wer nur ein oder das andere Glied einer Leiche abschneidet; der Verstorbne und sein Grab müssen geheiligt bleiben. Abhandlung von den Vampyren, deutsch. Augsburg 1751. Aus dem früheren Ritus, der bei Leichenverbrennungen in Indien der giltige war, hat Max Müller in der Zeitschrift der Deutsch. Morgenl. Gesellschaft, Band 9 (Todtenbestattung bei den Brahmanen) Züge mitgetheilt, durch welche die eben erzählten ihre gänzliche Erklärung erhalten. Ist Jemand in der Fremde gestorben, so werden die Gebeine seiner dort verbrannten Leiche in die Heimat geschafft. Hier legt man sie auf einem über den Scheiterhaufen gebreiteten schwarzen Ziegenfelle nach der Gestalt eines Menschen zusammen, reibt sie mit Butter, belegt sie gliederweise mit den entsprechenden Gliedern einer zum Todtenopfer geschlachteten Kuh, schlägt alles zusammen in die Ziegenhaut ein, entzündet den Scheiterhaufen und spricht folgende an die Leiche selbst gerichtete Verse aus Rigveda:

Nimm von den Kühen die feuerfeste Rüstung,  
 Umhülle dich mit ihrem Fett und Marke,  
 Daß nicht der wilde, flammenfrohe Agni,  
 Der Wüthrich, rings versengend dich umfange.

„Die feuerfeste Rüstung der Kühe“ ist das Thiergerippe, das dem Menschengerippe als Ersatzmittel für jeden Einzelknochen



mitgegeben wird, welcher schon verloren sein oder ganz im Feuer (Agni) mitverbrennen könnte. In Ermanglung einer Kuh werden die Theile dieses Thieres in Kuchenform gebacken auf die Leiche gelegt. Geht der Leichnam ganz verloren, so muß man 360 Palasa-Stiele (so viele Blattstiele als man Körperfnochen anzunehmen pflegt) in das genannte Ziegenfell wickeln und den Leichenbrand wie vorher vollziehen. (Mannhardt in Wolfs Ztschr. für Myth. 4, 422.) Dieser Palasa ist der indische Lebensbaum, er hat dreiständige gefiederte Blätter, scharlachrothe Blüthen und rothen Saft. Kuhn, Feuerraub 192. Ein gleicher Lebensbaum als Mittel geistiger Wiedergeburt erscheint im deutschen Glauben. Rauch und Feuer geht unter dem Machandelbaum auf, wo die Schwester die Knochen ihres Brüderchens hingetragen, und letzteres ersteht darauf vom Tode. Der Machandel-Wachholder ist der belebende juniperus, dessen Namen man bekanntlich ableitet a junior et pario; Queckholder besagt, daß er erquickt, belebt. Daher heißt es zutreffend in Konrads von Mezenberg Buch der Natur (Augsburg, Schönsperger 1499, Blatt t 4<sup>e</sup>): „Juniperus der frametbaum heißt in meiner müterlichen teutsch ein wechalter. Man spricht, das der framet helff für der gelider müden, und darumb so ettlich müd werden, so schlaffen sy vnder des baumes schatten.“ Dlaus Magnus Quest. Septentrion. lib. 16, 130 behauptet, man habe beim Leichenbrande gothischer Fürsten sich des Wachholders bedient: *mos antiquorum erat, cadavera principum flammis juniperi ligni compurare.* Der indische Palasa und der eddische Hoddmimir sind also gleichmäßig die Bäume, aus denen ein unterbrochenes Menschenleben erneut hervorgeht. Wie das erste Menschenpaar Nistr und Embla aus der Waldefsche erschaffen sind, so tritt nach dem neuen Himmel und der erneuten Erde das neugeschaffne Menschenpaar aus der Himmelsesche hervor, aus dem Baume des Paradieses.

### 3. Der Ersahknochen.

Der durch Jagd und Krieg mit Wunden und Verstümmelungen genugsam vertraut gewordene Germane durfte nicht hoffen, alle seine Gliedmaße unversehr mit ins Grab bringen zu können, während zugleich sein Glaube an die sinnliche Fortdauer nach dem Tode es ihm stets wiederholte, der Genuß der Seligkeit sei unzertrennlich an die körperliche Vollkommenheit und Wohlgestalt geknüpft, mit der man unter den Unsterblichen erscheine. Auch noch eine andre grausame Vorstellung, aus seinem eignen Rechtsleben entsprungen, mischte sich unter seine Todesgedanken, die Vorstellung nemlich von dem langen gefährlichen Wege ins Todtenreich und von dem Zoll, der bei der Ueberfahrt über den Todtenstrom oder an der Geisterbrücke Gjallar selbst erlegt werden mußte. Wer nicht Schätze und Gold bei sich hatte, mußte hier gliederweise mit seinem eignen Leibe bezahlen.

Der linke Fuß, weil er in den Stegreif tritt, und die rechte Hand, weil sie den Stoßvogel trägt, wird in peinlicher Strafe abgehauen (Grimm N. A. 705); also konnte denn auch der Todtenfährmann sich leiblich bezahlt machen wollen. Wer über die Schelde setzen will, muß dem Riesen dorten die rechte Hand zum Zoll lassen. Wolf, Ndl. Sag. Nr. 53. Ich zerreiße dich, und dann ist Alles bezahlt, sagt der Riesenfährmann zum Soldaten. Zingerle, Märch. 1, 2.

Der Verstand sah sich genöthigt, diesen Sagenungen des Jenseits durch andere im Diesseits zuvorzukommen und diese auf bürgerliches und religiöses Leben, auf Krieg und Frieden, auf Lebende und Todte auszudehnen. Es wurde daher jedem einzelnen Körpergliede bis auf den kleinen Finger hinab sein eignes Bergeld, seine ganze Werthsumme, rechtskräftig ange setzt und der Schädigende zur Erlegung dieses Betrages gerichtlich verhalten; ebenso wurden den Leichen, nicht bloß verstümmelten, sondern auch den ganzen und heilen Körpern, Ersahglieder mit ins Grab gegeben. Damit war der Gefahr

vorgebeugt, an der Todtenbrücke ohne Fährgeld, und im Himmel verstümmelt erscheinen zu müssen. Von der Todtenmünze ist in den „Oberdeutschen Leichenbräuchen“ S. 189 bereits gehandelt, auf die Ersassglieder gehen wir nun über.

Die fränkische Kirchenversammlung, welche 743 zu Leptinā im Hennegau eine Reihe Heidenbräuche verurtheilt und in dem *Indiculus superstitionum et paganiarum* verzeichnet hat, verdammt cap. 29 den Brauch, menschliche Gliedmaße oder Modelle solcher religiös anzuwenden: *de ligneis pedibus vel manibus pagano ritu*. Solcherlei hölzerne Füße und Hände hat man 1847 auf dem Todtenfelde von Oberflacht am Lupfen im württemberg. OA. Tuttlingen aufgefunden. Je ein hölzerner Fuß in Form von Schnabelschuhen mit tief eingeschnittenen Ornamenten lag zu jeder Seite der Leiche, bei einer andern lagen hölzerne Hände. Seither hat man in Heidengräbern statt dieser Gliedermodele wirkliche Ersassschädel aufgefunden, die von einer fremden Leiche, etwa der eines Sklaven genommen und der örtlichen einzelnen zu ihrem Haupte beigelegt waren. Folgende Funde erwähnt Weinhold, Heidnische Todtenbestattung in Deutschland. Ein Hügelgrab zu Dmütz in Mähren enthielt die Knochen zweier Skelete, eines männlichen und weiblichen Körpers, mit einem einzigen Schädel, so geordnet, daß ungefähr die Umrisse eines Gerippes nachgeahmt waren. Mitten hinein war Leichenasche geschüttet. Die Beigaben, ein Beil von Grünstein, zwei Messer von Hornstein, weisen auf eine sehr frühe Zeit. Die Heidengräber zu Ranis im thüringischen Drlagau zeigen in einem Leichenhügel vier Schädel ohne andere Leibestheile. Bau und Fundstücke dieser Gräber weisen ihnen eine Zeit an, die vor der Eroberung Thüringens durch die Franken liegt. Im Todtenacker bei Nennig an der Mosel lagen zwei Köpfe bei einem einzigen Gerippe. Gleiches traf man auch in dem Grabe Childerichs zu Doornik, das man im Jahre 1653 öffnete. Hier fand man ein Schwert mit Goldgriff, eine Goldschnalle, über hundert römische Goldmünzen, alle des V. Jahrhunderts, 300 goldne Bienen aus dem gestickten Königsmantel. Neben den Knochen eines großgewachsenen

Mannes (Ghilderich starb 481 als Heide) lag der vom Rumpf gelöste Schädel eines Jünglings. So liegt im Altare der Pfarrkirche zu Hiltisrieden, Kt. Luzern, ein heil. Leib zur Verehrung ausgesetzt, welcher zwei linke Beine hat, und obshen es darüber manche Nachbarspöttereien giebt, entfernt man doch das eine unpassende Bein keineswegs. Aus persönlicher Erinnerung stammt folgender Glaubenszug. Uns Kindern wurde öfters ein Militairpensionär gezeigt aus jener Zahl, die der letzte Ausbacher Markgraf gemeinsam mit den Hessischen Soldaten den Engländern nach Amerika verkauft hatte. Alle die Knochensplitter, die ihm der amerikanische Feldscherer aus dem Leibe geschnitten hatte, pflegte er in einer Schachtel mit sich herum zu tragen. „So schmerzen mich die Wunden nicht,“ antwortete er, wenn man um den Grund fragte.

Wir suchen die Erklärung dieser sonst so räthselhaften Bestattungsbräuche in dem fixen Geldwerth, zu dem jedes einzelne Körperglied im altrömischen und im altdeutschen Rechte geschätzt ist, je nachdem ein Freier oder ein Unfreier verlegt ist,\*) und finden diese Knochenschätzung veranlaßt durch den ursprünglichen Glauben, Lebens- und Fortpflanzungsvermögen habe seine Quelle im Knochen und Knochenmark. Aus Adams Rippe ist Eva geschaffen, in des Vaters Hüfte wird der noch ungeborne Dionysos ausgetragen (*imperfectus adhuc infans patrio insuitur femori. Ovid. Met. 3, 311*). Während der Eddische Urriese Ymir schläft, zeugt sein einer Fuß mit dem andern einen sechsstäubtigen Sohn und unter dem linken Arme erwächst ihm Mann und Weib. In der Mahabharata wird Bhr'gu aus dem sich spaltenden Herzen Brahmas geboren, dessen Enkel dagegen trägt seinen Namen Kurva, Linkschenkel, davon, daß er der Mutter Schenkel spaltend geboren ist. Kinderlos ist König

---

\*) Poena autem injuriarum ex lege XII. tabularum propter membrum quidem ruptum talio erat, propter vero fractum aut collisum, trecentorum assium poena erat, velut si libero os fractum erat; at si servo, CL. — Gaii Inst. Comm. edd. Böcking III. § 223.

Bena erschlagen; darum rieb man seinen linken Schenkel in der Weise, wie man das heilige Feuer entzündet, und es entsprang daraus der Mann Nishâda; hierauf rieb man in gleicher Weise die rechte Hand des Todten und daraus entsprang ein anderer Sohn Prithu. Kuhn, Feuermythus 11. 168. 169. Ebenso ist nach der Annahme der Malghasen Eva eine Schenkelgeburt Adams, dem als er einst zu viel gegessen, das Bein dermaßen anschwell, daß er ein junges Mädchen daraus hervornehmen konnte. Die caraimischen Stammeltern sind eine Schenkelgeburt des Gottes Luguu. Myth. 536. Als neuere Begebenheit ist derselbe Vorgang im westflandrischen Dorfe Wladslou bei Dirmûde auf einem Grabstein ausgehauen zu sehen und steht in den dortigen Kirchenbüchern aufgeschrieben. Ein böser Mann daselbst hatte sein Weib in den Wehen hilflos hinstorben lassen. Darauf sieng sein rechtes Bein an zu schwellen und öffnete sich nach neun Monaten in der Gegend des Knies und es gieng ein lebendiges Kind draus hervor. Wolf DMS. Nr. 198 und 600. Auch im Kinderreim ist davon die Rede und steht verzeichnet im Dibenburgischen „Kinderleben“ 1851, pag. 55:

Jan mit de Bene  
 freeg n' Kind,  
 Jan mit de Bene freeg n' Koh:  
 de hört Jan mit de Bene to.

Das Kindersprüchlein erinnert an die berühmte Weise Kuf, die im afrikantischen Betschuanen-Märchen aus dem einen Beine des Riesen hervorkommt und dem Jäger Mashillontane zu theil wird. Klette, Märchensaal 3, 386. Doch was uns Märchen und Sage nur sinnbildlich zu äußern scheinen, das gewinnt in Sprache und Brauch seine ernstliche Geltung. Weil man ursprünglich nach der körperlichen Gliederfolge die Verwandtschaftsgrade und Erbfolge der leiblichen Familienglieder bestimmt hat, so bezeichnet der Inselfchwede die Generationen von Vater und Großvater mit le, das Lid, und mit knâ: Knie, Glied, Generation. Kufwurm, Sibosolle 2, 179.

Dieselbe nach Vater- und Mutterknie berechnete Erbfolge ist auch in der Mahabharata festgesetzt, Holzmann, Indische Sagen 1, 198:

Dem Kind und der Schwiegermutter ist  
Das rechte Knie zum Sitz bestimmt,  
Für die Gemahlin aber ist  
Das linke Knie der rechte Ort.

Wer sich daher gegen eine Verkürzung angeborener Sipp-  
schaftsrechte verwahren will, pflegt bei uns zu sagen, ich bin  
meiner Mutter nicht an den Behen geboren. Simrock, Sprichw.  
Nr. 7223.

Nach gleicher Zählung der Körperglieder gegenüber dem  
Verwandtschaftsgrade macht das Traumbuch Apomazaris (durch  
Joh. Lewenkaw, Frankf. bei Kämpfern 1645) pag. 17 diese  
Folgerungen: Träume vom rechten und linken Arme bedeuten  
die nächsten Blutsfreunde, Träume vom Oberschenkel die übrige-  
gen. Träumt einem Weibe, es seien ihr beide Füße abgehauen,  
so wird sie ihre besten Freunde begraben. Burtorfs Schrift  
Jubenschul (Basel 1643, 477) meldet, wie die Juden in der  
siebenten Nacht des Pfingstfestes in den Mondschein tretend,  
aus dem Schatten ihres Körpers ihr Schicksal erforschen.  
Mangelt einem im Schatten der Kopf, so wirds ihm dies Jahr  
den Kopf gelten; mangelt ihm ein Finger, so wird ihm ein  
guter Freund sterben; mangelt ihm die rechte Hand, so triffts  
den Sohn; und wenn die linke, so wird ihm eine Tochter mit  
Tod abgehen. — Ueber die jedem einzelnen Finger rechtlich  
eingeräumte Bedeutung handelt der Abschnitt Fingersprache, im  
Allemanniſchen Kinderlied pag. 126, auf den hiemit verwiesen  
wird. Noch jezt legen wir den Fingern Weissagungsgabe bei:  
Wenn das angezogene Fingergelenke knackt, so bekommt man  
bald eine Frau (Morgau). So oft die Finger ihr knacken, so  
viel Freier hat ein Mädchen (Wolf, Beitr. 1, 210). Da die  
Finger unschuldiger Kinder vorzugsweise prophetische Gabe be-  
sitzen, so stellt die Hexe den Händchen von Kinderleichen nach,  
siedet daraus das Besensschmalz und salbt damit den zum Blocks-

berg tragenden Besen. Ebenso ist die Kinderhand den Dieben ein Mittel, bei nächtlichem Einbruch alles in Zauberschlaf zu versenken und zugleich Alles mit den blaufflammenden Leichens-fingern zu beleuchten. Auch hievon handelt bereits mein Alemannisches Kinderlied, S. 344. Daher rührt der Name Diebs-finger und Diebsdaumen. Als der Gauner Matter, der im Jahre 1850 im Aargau hingerichtet wurde, wiederholt aus festen Kerkern auf kaum begreifliche Weise ausgebrochen war, erzählte sich das Volk, er trage einen solchen Kindsfinger mit sich. Und wirklich geschah es im Jahre 1856, daß ein Mitglied seiner Bande, Rohner aus Baldingen im Bezirk Baden, eine Kinderleiche auf dem Kirchhofe zu Endingen zu diesen Diebszwecken ausgrub. Entdeckt floh er ins Ausland und nahm Werbdienste. Denselben Vorfall aus Oesterreich vom Jahre 1859 berichtet Dsenbrüggen (Rechtsalterth. Heft 3, 24) nach der österreichischen Gerichtszeitung desselben Jahres.

In Vorpommern und auf Rügen heißt es, man müsse sich aus der Gruft eines Vornehmen den kleinen Finger holen, und habe daran ein Schutzmittel. Als aber ein Fuhrmann einen solchen seinen Rossen in die Krippe warf, um sie vor Krankheit zu bewahren, giengen sie ihm alle drauf. Kuhn, Westf. Sag. 2, S. 53. Von einem Wirbelknochen, der Zauberschlaf bewirkt, erzählt Caesar. Heisterbac. Dial. VI, 10: *Mane cum prodente Engelberto a vicinis nulla arte dormientes possent excitari, et quaererentur circa domum maleficia, quorum virtute haec noverant fieri, supra foramen de tecto pendentem quasi spinam humani cadaveris reppererunt. Qua amota mox omnes excitati sunt.*

Das dem Knochen beigelegte Weissagungs- und Entdeckungsvermögen kommt ferner zum Vorschein in der Rechts-sage und im Märchen, die beide vom Klingenden und vom Singenden Knochen handeln. Die Rechtsbücher bestimmen die Größe des an einem Knochen erlittnen Körperschadens nach dem Klange des beschädigten Knochentheiles. Der aus einer geschlagenen Wunde abgegangne Knochen wird die offne Straßens-breite weit hinüber in Schild oder Becken geworfen und wenn

die Zeugen eidlich bestätigen, daß sie eben so weit den Klang des hineingeworfnen Knochens gehört haben, so wird der Kläger in die Buße verfällt, die dem vorgeschriebnen Werthe des einzelnen Körpergliedes entspricht. Dieses Gesetz, fügt Grimm bei, N. 77, muß durchgreifend unter allen deutschen Völkern gegolten haben, so oft gedenken desselben die Rechtsbücher. Zusammenhängend damit ist die spätere Sitte, an ermordet gefundenen Leichnamen, wenn man den Thäter nicht zu ermitteln wußte, einen Knochen auszubrechen und ihn an der Gerichtsstätte aufzuhängen. Man glaubte, das Todtengebein würde den Uebelthäter, wenn er wieder hier zur Stelle käme, mit Blut überspritzen und verrathen. Hievon handeln die Nargau. Sagen Nr. 349—352, und die Naturmythen pag. 55. Die Vorstellung vom klingenden Knochen verwandelte sich in die vom singenden, worüber zu vergleichen ist Nargau. Sagen Nr. 353 sammt den daselbst gegebenen Anmerkungen. Unter den seither erschienenen Sammlungen erzählt dasselbe Märchen Curze, Waldecker Volksüberlief. 1860, 55; und Haltrich, Siebenbürg. Märch. Nr. 42; letzterer also:

Aus dem Grabe des kleinen Bruders, den die zwei größeren ermordet und verscharrt haben, wächst ein Rohrstengel auf; diesen schnitt sich ein Schäfer zur Flöte und als er zum erstenmale drauf blies, gabs den wunderbaren Gesang: „O Schäfer fein, du bläfst auf meinem Beinelein!“ Als nun der König dem nachforschte und befahl, daß alle Leute seines Landes einmal drauf blasen sollten, kam's auch an die beiden Brüder, die Flöte verrieth sie und sie wurden gehängt. — Ein fränkischer Kinderreim erinnert an dieselbe Tradition:

Enchen, Benchen, Gänsechnabel,  
 Wenn ich dich im Himmel habe,  
 Reiß ich dir ein Beinchen aus,  
 Mache mir ein Pfeifchen draus,  
 Pfeif ich alle Morgen,  
 Hören's alle Storchchen.

Aus dem singenden Knochen wird die blasende Pfeife,



aus dieser zuletzt die läutende Kirchenglocke, vergl. Grimm, Altdän. Helden=L. 120. Bei der Stadt Mariboe auf der Ostsee=Insel Laaland floß eine wunderthätige Quelle, in deren Bad die Glieder eines zerstückten Menschenkörpers sich wieder vereinigten. Der heidnische Zauberbrunnen wurde hierauf in einen christlichen Taufbrunnen umgewandelt und eine Kirche hingebaut. Nun aber verkündeten deren Glocken die Unthat, welche hier von neubekehrten Eltern in ihrem Christenaberglauben begangen worden. Sie verkauften ihr Kind Hellelid als Sklaven um eine Kirchenglocke, und deren Geläute klingt daher:

Mein Vater, der wollt' mich erhenken,  
 Meine Mutter, die wollt' mich ertränken,  
 Sie verkauften mich für eine Glocke neu,  
 Die hängt in Maribö's Kirche frei.

Alle diese Märchen vergessen jedoch dasjenige Mittel zu nennen, durch welches der todte Knochen zur weissagenden Flöte wird. Es bestand dies darin, daß man ihn entweder mit den übrigen Theilen seines Knochengerüsts wieder vereinigte, oder wenn letzteres schon mangelte, dasselbe ideell ergänzte, aufrichtete und den Fundknochen dabei feierlich mit erhöhte. Dann erst kehrte ihm das Leben mit dem Vermögen zu Sprache und Gesang zurück. Wenn für diese Verfahrungsweise thatsächliche Angaben alter Zeiten zwar jetzt noch mangeln, so reden doch um so lauter einige Züge hiefür, die wirklichen Bräuchen aus dem Sennenleben angehören und um so mehr in zahlreichen darüber handelnden Sagen und Märchen sich abspiegeln.

Unter den spanischen Volksmärchen, welche Manuel Mila 1853 in Barcelona herausgegeben, findet sich auch das vom Singenden Knochen in einem Volksliede, und W. Grimm giebt in Haupts Ztschr. 11, 212 einen Auszug davon. Die ältere Schwester hat ihre jüngere ermordet und sitzt mit deren Bräutigam beim Hochzeitsmahle. Inzwischen haben Wanderer die Leiche gefunden, machen aus deren Armen eine Harfe, besaiten sie mit dem Blondhaar und stellen sich vor dem Hochzeitshause spielend auf:

Die erste Saite sagte, die Braut ist meine Schwester.

Die zweite Saite sagte, der Bräutigam ist mein Geliebter.

Die Braut ward drüber blutroth: Ich mag die Harfe nicht hören!

Ward roth wie glühende Kohlen und sprach: Die Harfe schmäht mich!

Die vierte Saite sagte: Die Harfe wird nicht schweigen.

Die Braut legt sich zu Bette, noch stärker tönt die Harfe,

Vor Schrecken bricht der Braut das Herz.

In der Beschreibung des Alemannischen Wohnhauses ist gezeigt, daß der oberste Bodenraum unter der Dachfirst, statt Ruß- und Rauchkammer auch Knochengalgen genannt wird, weil vielleicht vormals hier das kleinere Rauchs Fleisch hieng, Schulterblatt und Hammensfuß des Schweines. Ob sich daran je der Gedanke geknüpft hat, den Fleischvorrath des Hauses zu mehren oder gedeihlich zu machen, indem man die Knochen der Mahlzeiten sammelte und an eignen Gestellen opfernd aufhieng, dies steht dahin; doch deutet hierauf ein Brauch, der bei Grohmann, Aberglauben aus Böhmen S. 143 verzeichnet ist: bringt ein Obstbaum nicht viel Früchte, so legt man einen Naschknochen in seine Nester, alsdann schämt er sich und trägt folgendes Jahr reichlicher. Letzteres ist nur ein mißverstandner Heidenbrauch, denn eben die alte Sitte, Knochen und Haut des geschlachteten Thieres geordnet auf der Reidstange aufzustecken, hieß ebenfalls Knochengalgen und hat sich im Märchen und in der Volkssitte in dieser Form zum Theil noch erhalten. Westfälische Hirten haben ehedem zur Pfingstfeier die beste Kuh der Heerde auf der Weide draußen geschlachtet und gemeinsam verzehrt; heute, wo dies nicht mehr möglich ist, machen sie doch die im Frühling neu betriebne Viehweide damit gedeihlich, daß sie am Plage den „Knochengalgen“ errichten, indem sie eine Tanne in Ast und Wipfel mit gesammelten Knochen und einem Pferdeschädel bestecken. Es ist ein zum Nachwuchs der Heerde und zum Wieswachs der Almende dargebrachtes Opfer, von welchem Kuhn, Nordd. Sag. pag. 227 und 379 Nachricht giebt; das förmlich zerlegte und in seinen Knochenresten

feierbräuchlich behandelte Opferrhies wird an einer Stange wieder zusammen gesetzt, also nach demselben rituellen Verfahren, an das der Glaube sonst die Möglichkeit geknüpft hatte, einen schon zerstückten Körper wieder aufleben lassen zu können. Auch im Frickthale hatte vor einem Jahrhundert dieser Brauch noch Geltung gehabt. Die Hirten schlossen daselbst den Weidgang alljährlich damit, daß sie am Ende ihrer gemeinsamen Festmahlzeit einstimmig in die verschiedenen künstlichen Mundlöcher einer eigens gegrabnen Grube hineinschrieten; dies hieß das Stierengebrülle und stellte das Brüllen des zum Opfer geschlachteten Thieres dar. Es war von solcher Wirkung, daß der Schall bis über den Rhein im Schwarzwald drüben gehört werden konnte. Beim Hammeltanz und Hahnentanz, beschrieben in Meiers Schwäb. Sag. S. 442 ff., geht der Reihener um eine Stange oder einen Pfahl, auf dem die behänderten Tanzpreise hängen und Hammel oder Hahn stehen lebend nebenbei. Um das Jahr 1225 stand aber der Preisshammel erhöht an seiner Stange „gleichwie auf einer Schaubühne“, und alles Volk aus der Umgegend von Kirchherten, Kölner Diöcese, versuchte wettanzend, ihn in seinem Bänderschmuck zu gewinnen. Der herbei gekommene Priester untersagte bei Strafe des Bannes diesen Tanz, der eben so götzdienerisch sei als jener war um das goldne Kalb, doch man hörte unter Pfeifen und Schalmeyen nicht auf ihn. Da verwüstete an jenem Sommertage der Hagel die gesammte Landschaft und zerschlug den „angebetyeten Widder,“ daß nicht eine Klaue mehr von ihm übrig war. Cäsarius von Heisterbach, von A. Kaufmann, Zweite Aufl. 1862, S. 188. Unferne von Benevent verehrten die schon bekehrten Langobarden den Blutbaum, wie Grimms Myth. 615 aus dem Leben des heil. Barbatus, Acta SS. 19. Februar pag. 112 und 139, beibringt. Wettreitend schleuderten sie rückwärts gewendet ihre Lanzen nach einer auf jenem heiligen Baum hängenden frischen Thierhaut, suchten diese damit in Stücke zu zerreißen und genossen dann das herausgeworfne Stückchen als ein besonderes Heilmittel: *cumque lanceolis esse vibrata pellis mortua cerneretur, veluti pro remedio animae ex hac*

illusionem corii partis mediae factam recisionem gustabant. Gregor d. Gr. (epist. 7, 5) ermahnt Brunichilden, bei den Franken zu verhindern, ut de animalium capitibus sacrificia sacrilega non exhibeant. In den schwedischen Märchen von Cavallius-Stephens, übersetzt von Oberleitner, findet die Königstochter Schädel und Gebein eines Hirschkalbes, das von den Raubthieren zerrissen worden, setzt die Gebeine auf eine hohe Stange im Walde und entschläft in ihrer Reiseumüdigkeit darüber. Sie wird durch einen lieblichen Gesang erweckt. Die Stange mit dem Beingerippe war in eine Linde verwandelt, in deren Krone statt des Thierschädels eine Nachtigall sang. Durch das Zusammenstecken der Knochen ist also das Hirschkalb wieder belebt, seine Seele ist besflügelt und singt in lebensfroher Dankbarkeit vom Baum herab. Sind anderwärts die Knochen des ermordeten Kindes alle aufgelesen, so kann sich dasselbe in einen geflügelten Engel der Seligkeit verwandeln; daher das Lied in Göthes Faust:

Mein Schwesterlein klein  
 Hub auf die Bein  
 An einem kühlen Ort,  
 Da ward ich ein schönes Waldvögelein,  
 Fliege fort, fliege fort.

Derselbe Vorgang macht im NM. Machandelboom die Begebenheit aus. Die Knochen und Beinchen des geschlachteten und gezeigten Bruders sind unter den Tisch geworfen, doch von der Schwester alle in ein Seidentuch gesammelt und unter den Baum ins Gras hinaus gelegt worden. Da verschwand Gebein und Tuch, des Baumes Zweige neigten und bewegten sich und ein Vogel sang aus dem Bispfel:

Mein Mutter, der mich schlacht,  
 mein Vater, der mich aß,  
 mein Schwester, der Marlenichen  
 sucht alle meine Beinchen,  
 bindt sie in ein seiden Tuch,  
 legt's unter den Machandelbaum.  
 Kywitt, wat vörn schön Vogel bün it!

Auch nach altböhmischem Glauben wurde die Seele, sobald sie den Körper verließ, geflügelt und wohnte auf Bäumen. In einem Mährischen Liede von Troppau heißt es: „Die Seele flog aus dem Körper, Niemand weiß, wo sie hingflog, setzte sich auf einem Hain nieder, auf den grünen Rasen.“ Grohmann, Böhml. Abgl. S. 194. Zu dritt werden die neugeborenen Kinder in die Elbe geworfen, zu dritt fliegen sie als singende Vögelein heraus. KM. Nr. 96. Im französischen Volksreim singt die in einen Vogel verwandelte Kindesseele:

La Lisette m'a pleuré,  
sous un arbre m'a enterré,  
je suis encore en vie.

Der Knochengalgen, auf den der Thierschädel gelegt wird, erhöht sich also in einen lebensverjüngenden Nachandelbaum oder Queckholder, angelsächsisch quicbeam, und flößt den auf ihm geopfertem Wesen frische Lebenskraft ein, daher wird er mit den übrigen Wunschdingen auch zugleich genannt; das tanzende Wasser, der sprechende Vogel und der singende Baum sind die drei Zaubermittel, mit denen die wiederkehrenden drei Kinder ihre eingekerkerte franke Mutter heilen und befreien. Tausend und eine Nacht, Breslauer Uebersetzung, Nacht 426—436. Dafür bringen in Wolfs HM. die drei Königskinder das Wasser des Springbrunnens, den weissagenden Vogel und des Baumes goldne Früchte mit zurück. Im altägyptischen Märchen, welches Emil de Rougé aus einem Papyrus übersetzt und Mannhardt in Wolfs Ztschr. f. Myth. 4, 232 verdeutschelt behandelt hat, ist des ermordeten Satu Herz in die Blüthe eines Akazienwipfels gelegt und wird in ein mit dem Wasser der Opferspende gefülltes Gefäß gethan, worauf Satus Leiche wieder auflebt.

Ein Kapellenbildniß zu Sivering bei Wien zeigt die heil. Agnes, einen Knochen in der Hand haltend. Auf dieser Heiligen Rath hob hier ein Bauer auf, was ihm auf dem Wege zuerst vorkam, und dies war nichts als ein Knochen; aber zu Hause fielen Dukaten heraus. Bernaleken, Oesterreich. Mythen 18. Der Knochen selbst war also golden, ein Zug der auch in

Grimms *DS.* Nr. 372 sich wieder verräth. Karls d. Gr. Leiche in der Achner Gruft wird von Otto III. besichtigt und unversehrt befunden, nur ein wenig fehlte ihr an der Nasenspitze; Otto ließ sie von Gold wieder herstellen.\*) Dem Kinde, das sich das Beinchen gebrochen, läßt die Mutter ein goldnes machen; allein es hilft doch nichts, die Thüre geht auf und der Tod kommt herein. Als es nun begraben war, erbrach der habgüchtige Todtengräber den Sarg und stahl das goldne Beinchen. Aber das Kind weckte den Dieb drei Nächte lang, bis er den Raub wieder hergab: da hastu din Bèneken! *Golshorn, Märchen und Sagen* 1855, 31. Der Brahmane Bahika, in Sünden lebend, wird von einem Tiger zerrissen; während mit diesem ein Geier um die Leiche kämpft, entfällt darüber ein Knöchel derselben in den Ganga. Unterdeß steht Bahika vor dem Könige der Unterwelt und soll eben in die Hölle abgeführt werden zum Beginn der Qual, da fällt der erwähnte Knöchel in den Ganga. Sogleich erscheint der Himmelswagen mit hundert Himmelsfrauen, diesen besteigt Bahika und gelangt ins Paradies. *Benfey, Pantshatantra* 2, 528. Die sühnende Kraft des heiligen Ganga spielt zwar hier die Hauptrolle, denn in diesem Flusse fließt dem Inder das Wasser des Lebens; doch das Erlösungsmittel bleibt der Knöchel, wobei auch nicht zu übersehen ist, daß die Leiche von wilden Thieren zerrissen und also nach jenem altindischen rituellen Begräbnißbrauche entfernt wird, von dem die Griechen bereits melden. Im ungarischen Märchen *Eisen-Laczi* ist dieser Held in viele kleine Stücke zerhackt, welche in ein Bündel gebunden von seinem Zauberrosse *Datos* heimgetragen werden. Hier setzt der Schlangenkönig die Stücke an einander und jener lebt wieder auf. Weil aber *Datos* zu rasch heimgesprungen und darüber aus dem Bündel die rechte Schulter des *Eisen-Laczi* herausgefallen war, so verfertigte ihm der Schlangenkönig eine andere

\*) Nil vero ex artibus suis putrescendo adhuc defecerat, sed de sumitate nasui sui parum minus erat; quam ex auro ilico fecit restitui. *Chron. Novalic.* III, 32.

aus Gold und Elfenbein. Das Wasser des Lebens macht sich gleichfalls hierbei geltend, denn der Körper wird in Heilkräutern gebadet und damit siebenmal schöner gemacht, als er ehe dem gewesen. Klette, Märchenjal 2, 5. Einem armen Manne im Unterwaldner Lande, der sich ohne Abendbrod hatte schlafen legen müssen, träumt, es liege ein Schatz auf der Blumalp in der Herdgrube der dortigen Alphütte. Er besteigt das Stanserhorn, wo jene Unterwaldner Alpe liegt, sucht in dem Herd der Hütte und findet einen Todtenschädel. Er nimmt ihn aus der Asche heraus und trägt ihn gutmüthig mit sich nach Stans hinab in das dortige Weinhaus, damit er doch an einen geweihten Ort komme. Hier stellt er ihn zu den andern und bespritzt ihn nach Ueblichkeit mit dem Weihwasser. Da fängt der Todtenkopf an zu glitzern und wie der Mann nachsieht, ist alles eitel Gold. So hatte die arme und nun erlöste Seele dem Manne sein Erbarmen vergolten. Lütolf, Fünfort. Sagen Nr. 26. Kann anderwärts für den freundlichgesinnten und mitleidigen Menschen der Knochen, den er ausnimmt, zwar nicht zu Gold werden, so bleibt doch ein kleiner Fingerring übrig und auch an ihn knüpft sich ein höherer Lohn. Dies zeigt sich in dem allverbreiteten Märchen vom Räuberbräutigam (KM. Nr. 40), das sich in Deutschland, Ungarn, Dänemark und neuerlich auch bei den Inseln Schweden auf Wormsö und Kertell nachweisen läßt. In letzterer Fassung lautet es nach Ruzwurm (Sibofolke 2, pag. 291) auszugsweise also. Ein Mädchen muß auf ihrer Reise in einem leerstehenden Waldhause Unterkunft suchen und verbirgt sich, als sie Geräusch hört, hinter einem Schrank. (Bei Grimm hinter dem großen Kessel, in welchem die hier hausenden Menschenfresser das Fleisch kochen.) Zwölf Räuber bringen die Braut ihres Hauptmanns Paschol hereingeschleppt. Sie wird gliederweise zerschnitten und in ein Faß geworfen, um mit ihr Seife zu kochen. Man zieht der Leiche die Ringe von der Hand, einer aber hält so fest, daß man den Finger abhaut. Nachdem die Räuber gezecht haben, entschlafen sie. Das Mädchen schleicht sich hervor, steckt den abgehauenen Finger zu sich, entspringt und erreicht ihr väterliches Haus

wieder. Hier erscheint nachmals ein vornehmer Herr, der um sie wirbt und der Eltern Zustimmung erhält. Allein das Mädchen hat ihn erkannt; sie zieht den aufbewahrten Ringfinger hervor, hält ihm diesen unters Gesicht und ruft: So seid ihr mit eurer Braut umgegangen! Der Räuberhauptmann wird dem Gericht übergeben und der Czar spricht das Urtheil: Paschol nach Sibirien! Daß der verwahrte Finger golden oder das rettende Mädchen drüber zur Prinzessin wird, ist hier nicht gesagt; büßt aber ein göttliches Kind Finger oder Zehe ein, so verwandeln sich diese in Gold. Als das Mädchen bei Sonne, Mond und Sternen seinen verlorenen sieben Brüdern nachfragt, giebt ihm der Morgenstern ein Hinkelbeinchen: „Wenn du dies Beinchen nicht hast, so kannst du den Glasberg nicht aufschließen, wo deine Brüder sind.“ Doch das Kind verliert das Lüchlein sammt dem darein gewickelten Beinchen und steht nun rathlos vor dem verschloßnen Thore. Da schnitt es sich sein Fingerchen ab, steckte es ins Thor und schloß glücklich auf. Als das Marienkind die verbotene dreizehnte Himmelsthüre öffnet, sieht es da die Dreieinigkeit und rührt erstaunt ein wenig an ihren Glanz, da ward der Finger golden. *KM. Nr. 25 u. 3.* Als Sigils Söhnlein Drendel vom Gotte Thörr über das Meer getragen wird, erfriert er sich in der nordischen Winternacht eine Zehe, die aus dem Tragkorb hervorshaute. Thörr wirft sie unter die Sterne, wo sie nun das Sternbild ausmacht, das man im Norden Dervandills Zehe, bei uns Golddaumen und Däumchen nennt, der Deichselstern am Großen Wagen. Die Zehe von Pyrrhus rechtem Fuße blieb bei des Fürsten Leichenbrand unverbrennlich und wurde daher im Tempel in einem eignen Kästchen aufbewahrt. Ihre Berührung heilte Milzsucht. *Plinius NG. 7, 2.*

Das bisher Gesagte ergiebt nur in kleinen Zügen den verbreiteten Brauch, Menschen- und Thierleichen in einzelnen Knochentheilen an Stangen und Bäumen als Opfer aufzustellen und dies den Knochengalgen zu nennen. Im höheren Alterthum dagegen gilt die monumentale Aufrichtung der Menschen- und Thiergerippe, des todten Rosses und seines todten Reiters,



welche zusammen auf die Todtenburg gestellt werden. Wie die Skythen die Grabhügel für ihre Könige errichten und mit berittenen Hüterleichen umstellen, dies ist anschaulich bei Herodot 4, 71 erzählt. Der innere Rand der Grube wird rings mit Speeren umsteckt, über die man das Deckgebälke, mit Flechtwerk verbunden, hinlegt, dann wird der Erdhügel drüber hergeschüttet. Aber am Schlusse des Trauerjahres werden zusammen fünfzig Knechte und Rosse am Königsgrabe getödtet. Man schneidet den Leichen den Leib auf, füllt ihn an der Stelle der ausgeschnittenen Eingeweide mit Stroh und näht ihn wieder zu. Der Knecht wird dann auf sein Ross gesetzt, indem man dem Rosse eine Stange quer durch den Leib steckt, dem Reiter eine gleiche der Länge nach vom Hals durchs Rückgrat treibt und beide Stangen an ihrem Berührungspunkte zusammenfügt. Das Ross wird gezäumt und sammt dem Reiter zwischen zwei Räder hinaufgehoben, welche auf zweien in die Erde gerammten Pfählen ruhen. In ähnlicher Weise begruben die Westgothen ihren König Marich, als er auf dem Zuge nach Afrika plötzlich bei Cosenza in Unter-Italien starb. Sie leiteten daselbst den Busentofluß ab, ließen in dem Flußbette durch Kriegsgefangene ein Grab graben, setzten die Leiche gerüstet zu Pferde hinein, schlossen die Grube und ließen die Wasser des Busento wieder ins alte Bette zurück. Alle, welche das Grab gegraben hatten, tödteten sie zugleich, damit die Stätte von niemand verrathen würde. Cid's Leiche wird an Schulter, Arm und Kinn erst mit einer Tafel gestützt, dann in Helm und Harnisch mit dem Schwert in der Hand auf das Ross gesetzt und gegen den Feind geführt. Dieser ergriff entsetzt die Flucht: „Also siegte auch nach dem Tode Cid.“ In der dänischen Hamletsage, wie sie in ältester Gestalt von Saxo Grammaticus aufgezeichnet worden ist, macht sich dasselbe Bild der reitenden Todten geltend. Der Sütländer Fürst Amleth entgeht den Nachstellungen seines thronräuberischen Oheims Fengo durch die Flucht nach England. Aber auch der König dieses Landes ist ihm feindlich, setzt ihm mit Bewaffneten nach und hat ihm so eben in einem Ueberfalle einen großen Theil seines Reiter-

gefolges getödtet; da rettet sich Amleth rasch durch eine List vor gänzlichem Untergang. In sinkender Nacht noch läßt er seine gefallnen Knappen, aufgerichtet mit Stäben und an Felsen gelehnt, auf ihre Rosse setzen. Als der Feind seinen Angriff sogleich erneut, aber die Leichen erblickt, deren Schatten ihre Zahl noch vermehrt, verwirrt ihn der Schrecken, er ergreift die Flucht, und auf derselben wird der hinterlistige König von Amleth ereilt und erschlagen. Einer ähnlichen Kriegslist bedienen sich die Normannen, von denen Robert Wace im Roman Rollo (übers. von Gaudy 1835, pag. 61) erzählt, wie sie Rosse und Beutevieh tödten und hinter den abgehäuteten Thieren im freien Felde gegen die Franzosen sich verschanzen:

Sie streiften ab ihr Fell, umwendend es sodann,  
 Und strichen ihren Leib mit dem Blut der Thiere an.  
 Die Körper reiheten sie um Rosß und Mann ringsher,  
 Nicht Graben hatten sie, nicht Mauern sonst zur Wehr.  
 Als die Franzosen nun die Flüchtigen erlangen  
 Und eben sind gewillt, das Treffen anzufangen,  
 So starren sie erstaunt, es stuzen ihre Pferde,  
 Gehn rückwärts, werfen ab die Reiter auf die Erde.

#### 4. Das Wasser des Lebens.

Dreierlei Kessel spielen ihre Rolle in der deutschen Götterwelt; wir bezeichnen dieselben in Kürze. Der Brunnen Hvergelmir ist der strudelnde Kessel des Chaos, die Quelle des Weltanfangs. Sein Name stammt von altn. hverr Siedgeschirr, und gelmir, abd. galm, das Kochgeräusche und Strudeln. Aus ihm geht das erste halbmenshliche Ur-Wesen hervor, der riesige Ymir, ein aufbrausender, sich überstürzender Strudler, Schreier und Brander. Hierauf schaltet der Himmelskoch in Walhall am

Feuerkessel Eldrhinnir; dieser Name gehört zu nord. eldr ignis pastus, von alan, nähren, und bezeichnet das nährendes Feuer, im Gegensatz zum verheerenden; im zweiten Wortstamme liegt hrim Reif, rhinnir der Reisende, der Verdickende. Der Himmelskoch selbst heißt in gleicher Namensbildung Andrhinnir (Andi ist Hauch und Luft), und der von ihm gekochte Tafel-Eber Särhinnir, von sær, die See. Also sind Feuer, Luft und Wasser die Elemente, aus denen die Götterkost, der ambrosische Eberschinken gekocht wird. Der erstgenannte Kessel giebt dem Geschlechte der Riesen den Ursprung, der zweite reproducirt die Thierwelt, er kocht den täglich aufgegebhen Eber täglich wieder lebendig. Einen dritten Kessel besitzt jener Altriese selbst, der wechselnd Hymir und Degir genannt ist; dieses Geräthe hat einen meilenweiten Rand, alle zum Gastbiere versammelten Götter finden umsägend daran Platz, es wird demjenigen zu theil, der es vom Plage hebt. Thörr besteht diese Stärkeprobe, lüpft die Riesenkuße und übergiebt sie den Göttern. Diese brauen sich darin den Lebenstrank Odhrärir, den muthaufregenden Begeisterungstrank, durch welchen der in der Zeit alternde Körper sich wieder verjüngt und das in langer Lebensdauer stumpf werdende Gemüth zu seinem zweiten Seelenfrühling erblüht. Odhrärir ist den Göttern daher auch der Trank der Weisheit und Dichtkunst, denn der Bollgenuß der Seligkeit ist im Alter der Weisheit ein jüngerlingsfrisches Hervorquellen neugestalteter Empfindungen. So folgt also auf die beiden Geschirre des Schöpfungskessels und der Tafelschüssel noch der Trinkbecher der Begeisterung, das Mittel geistiger Wiedergeburt, der verklärende Jungbrunnen.

Der Mythos will aber auch die Substanzen nennen, aus denen der Göttertrank gebraut wurde, und ergrübelt dafür eine neue, von einem Menschenopfer berichtende Sage. Diese lautet folgender Maßen. Der Mann Kvasir, der die Welt durchwandernd Weisheit lehrt, wird erschlagen, sein Blut mit Honig vermischt in einer Kuße zu Meth gesotten, und die beiden Götterdynastien der Vanen und Asen machen ihrem Rangstreit damit ein Ende, daß sie aus Kvasirs Blut Verjöhnung und

zugleich Weisheit trinken. Damit nähert sich der germanische Mythos dem althellenischen von den durch die Götter zur Erforschung der Weisheit, oder zum Zwecke der Verjüngung geschlachteten Menschen. Es ist aber hier darum zu thun, diese Sagen über ein durch die Götter vollzogenes Schlachten und Kochen menschlicher Leiber, von ihren Greueln gereinigt, in ihrer ursprünglichen Gestalt zu zeigen. Soweit dieselben den Mythos der Wiederverjüngung und zugleich das Mittel dazu im Einzelnen bezeichnen, wird hier von ihnen die Rede sein. Zusammen stellen sie den großen Sagenkreis dar, welcher im Morgenlande das Wasser des Lebens und des Paradieses genannt wird, im Abendlande das Goldwasser, das tanzende Wasser, der Gütchenteig und Mummelsee, der Jungbrunnen heißt.

Der thrakische Zagreus, „das gehörnte Kind,“ ist Zeus und Persephones Sohn, gegen welchen die eifersüchtige Hera die Titanen aufstiftet. Sie zerschneiden und kochen seinen Körper, das Herz kommt an Athene und wird besonders zerstampft, worauf, wie Hyginus berichtet, Zeus dasselbe der Semele als Philtrum eingiebt und sie dadurch bewältigt. Die Frucht der Umarmung ist ein Kind, das die sterbende Mutter nicht mehr gebären kann, unreif wird es aus dem Mutterleibe geschnitten und in des Vaters Schenkel ausgetragen, so entsteht der junge Dionysos, der ein wiedergeborener Zagreus ist. Hier grenzt mit dieser Sage die ägyptische von der Körperzerstückung des Osiris zusammen, den das Alterthum selbst für identisch mit Dionysos gehalten hat (Plutarch de Iside et Osir. c. 11-14); beider Inhalt läuft auf ein Kochen und Backen der ursprünglich roh genossenen Menschennahrung hinaus, wie denn auch die Griechen der späteren Zeit in der Zagreussage ein bloßes Nachbild der Dionysosopfer sahen, bei denen zur Erinnerung an die frühesten Zeiten der Uncultur das Opferfleisch roh herum gereicht und vielleicht nach ritueller Vorschrift auch roh verzehrt wurde. Derselbe Inhalt ergiebt sich aus dem Medeenmythus, ist aber schon durch Hexenzauber und Menschenschlächtere vergrößert und muß deshalb hier kurz erwähnt werden.

Der alte Pelias hatte den Jason auf den Argonautenzug fortgeschickt, inzwischen dessen Eltern getödtet und sich damit in die Herrschaft von Iolkos gesetzt. Allein Jason kehrte von seinen Abenteuern aus Kolchis zurück, brachte die des Zaubers kundige kolchische Medea als Gemahlin mit und leitete durch diese seine Rache an dem grausamen Königshause ein. Um sich bei den Töchtern des Pelias Vertrauen zu gewinnen, nimmt Medea einen Widder von höchstem Alter aus der Heerde, zerlegt und kocht ihn in einem Kessel mit Kräutern und bringt ihn als junges kräftiges Lamm wieder zum Vorschein. Da sie den Töchtern den Glauben beigebracht hatte, deren greisen Vater in ähnlicher Weise verjüngen zu können, so zerlegten jene ihn eigenhändig, thaten seine Glieder in den Kessel und erwarteten, daß Medea nun ihren Zauber wirken werde. Allein diese gab vor, sie müsse vorerst den Mond anrufen, bestieg den Giebel des Hauses und erhob das verabredete Feuerzeichen. Auf dieses brach Jason mit den Gefährten aus dem Hinterhalte hervor und bemächtigte sich der Stadt. Das Alterthum ist in der Erzählung dieser Mythe mehrfach schwankend. Das Gedicht *Nóστοι* berichtete, Aeson, Jasons Vater, sei von Medea in einem Kessel gekocht und verjüngt worden, und dies copiert Ovid Met. 7, 262; wogegen die *Αἰωνίον τρογοί* des Aeschylus angeben, daß die bejahrten Begleiter des Gottes Dionysos von Medea zerchnitten, im Kessel gekocht und verjüngt worden seien. Grote, Mythologie der Griech. Gesch. übers. von Fischer 1, 17. Damit geht die Medeeensage wieder auf die Dionysien und deren das Greisenalter verjüngenden Tränke zurück. In diesem Sinne läßt auch Konrad von Würzburg in seinem Gedichte vom Trojanerkriege die Medea ihren Zauberberant für Vater Jason mit Wasser aus dem Paradies kochen (RM. 3, 178), wie Wasser aus dem Brunnen des Lebens für ihren hinsterbenden Vater die Königstochter von Muntserat herbeiholt. Wolf, SM. 54.

Die Lykaonsage, Ovid. Met. 1, 227 besagt, daß der arkadische König Lykaon ein von Zeus mit seiner Tochter erzeugtes Kind, den Arkas, schlachtet und dem Gotte zum Gast-

gebot vorsetzt. Zeus wirft über der entdeckten Missethat den Tisch um, tödtet den Lykaon mit seinen fünfzig ruchlosen Söhnen und belebt den Arkas gliederweise. Die Stelle, wo der Gott den Tisch umgeworfen, wurde zur Stadt Trapezus, d. i. Tischstadt. Statt der anderwärts als Reliquie vorgezeigten Gfischüssel wird hier der Tisch selbst, also der Altar genannt, an welchem die Sterblichen einst Gottes Tischgenossen geworden. Dies ist der ursprüngliche Sinn dieser und der folgenden, ähnlich lautenden Tantaliden Sage. Bei der Frage, warum das Kind Pelops von den Eltern gesotten und dem Zeus sammt den Mitgöttern zur Speise vorgefetzt worden sei, geräth auch hier das Alterthum, anstatt von der an den Knochenresten bewirkten Wiederbelebung zu berichten, auf die Behauptung, die Allwissenheit der Götter sei mit diesem Greuel auf die Probe gesetzt worden. Allein diese Probe wurde nicht einmal genügend bestanden, da die Olympier wirklich von Pelops Fleische aßen. Pindar findet sich daher von dieser Rohheit der Tradition mit Recht angewidert und bricht in ihrer Erzählung plötzlich ab: „Ich will keinen der Unsterblichen gierigen Hungers zeihen!“ Für unsre Untersuchung aber ist diese Sage von besonderem Werthe, weil sie die dreifache Methode der Wiederbelebung enthält, das Jungkochen, die Knochenzusammenfügung und das Einsetzen des Erjaknochens. Die Scene dabei ist folgende, berichtet von den Scholien zu Pindars Olymp. 1, nach der Ausgabe von A. Boeckh 2, S. 30. Pelops Körper steht geschlachtet und gesotten den tafelnden Göttern vorgefetzt. Als diese die Täuschung durchschauen und des Knaben Glieder im Sudkessel wieder zusammen fügen wollen, hat Demeter, welche damals wegen Verlustes ihrer Tochter in Kummer versunken war, das ihr vorgelegte rechte Schulterblatt schon so stark benagt, daß sich dasselbe nicht mehr einfügen läßt. Hermes muß ein solches aus Elfenbein machen, Zeus setzt es ein und giebt dem Knaben das Leben wieder, der nun der Stammvater der Pelopiden wird. Daher sind alle Pelopiden von leuchtender Schulter und tragen am rechten Oberarm ein eignes Merkzeichen, das man bald für eine Gorgo, bald für das

Bild einer Speerspitze, bald eines Dreizacks hielt. Letzteres, fügt die Scholie verschönernd bei, zeuge von der besondern Liebe Poseidons zu Pelops. Allein Lanzenspitze und Dreizack führen hier entschieden auf die Gabelzinte zurück, mit der man in den Fleischkessel sticht. In der Medeensage fällt das Gewicht auf den mittels des Kochkessels ausgeübten Sudzauber, daher ist Medeia eine zauberkundige Kolchierin, gleichwie die Hexenkönigin Herodias die am Herensabbath geschlachteten Thiere wieder belebt, oder wie die steinalte Hexe, in Grimms *KM.* Nr. 15, den Wasserkessel aufhängt und das Feuer anschürt, um Hänfel und Grehel zu kochen. In der Pelopidensage dagegen führt die elfenbeinerne Schulter auf den im Bade des Drachensblutes neugestählten Helden Siegfried, dessen Schulter jedoch dabei nicht mit gehärtet wird. Von ihm ist nachher noch besonders die Rede.

In der keltischen Mythe begegnet das Waschbecken der Göttin Ceridwen, die unter ihren drei schönen Kindern den schwarzen Sohn Wragdu hat und ihn gleichfalls schön zu kochen beschließt. Sie läßt dazu einen Kessel fertigen, Fahr und Tag drunter fortschüren und seltne Kräuter zum Bade der körperlichen Wiedergeburt drinnen abkochen. Auf dieses Druidensymbol hin ist der Kesselorden der heidnisch-wälischen Priesterschaft und der bretonische Ritterorden der Tafelrunde gegründet worden. Gleichwie Ceridwen den Sohn körperlich umgestaltet, so gelangt in den Epen des bretonischen Sagenkreises der an Artus Tafelrunde gezogene, und der aus der Gralschüssel gespeiste Ritter zur geistigen Wiedergeburt.

Auch im Orient ist diese Mythe alteinheimisch. Auf die arabischen Parallelstellen in Tausend und einer Nacht braucht nur für den bestimmten Einzelfall verwiesen zu werden, wie es im Nachfolgenden auch geschieht. Inhaltsvoller dagegen ist eine Tatarische Heldensage, aufgezeichnet von Castrén in seinen Ethnologischen Vorlesungen über die Altaiischen Völker, S. 206 und 209; sie erzählt über die Wiederbelebung der Leichen

Al-Chan und seine siebenzig Kinder waren getödtet und

die Leichen der letzteren ins Meer geworfen. Dies hatte sein Feind Sabei Mirgän gethan. Als nun dieser sein Mädchen mit zwei Eimern ans Meer schickt, Wasser zu schöpfen, sieht und erkennt sie am Strande die Kinderleichen, und kommt bitterlich weinend zum Hauptmann ihres Vaters gelaufen, es zu melden. Dieser läßt nun verstellter Weise die Leichen zu den Gezelten herbei bringen. Doch nachdem auf dem Berge ein siebenzig Klafter tiefes Grab gemacht ist, werden in dessen Grund sieben Lanzen mit aufgerichteter Spitze gestellt, darüber zwei Schwerter mit aufrecht gerichteter Schneide ins Kreuz gelegt, die Kinderleichen drauf geworfen, mit Erde überdeckt, mit Steinen belastet und Wachen ans Grab gestellt. Dies Alles that der Hauptmann in der Absicht, des Eigenthums von Al-Chan um so sicherer zu sein. Aber jenes Mädchen des Sabei Mirgän nahm sieben Schläuche Wein, begab sich damit ans Grab, bezechte die Wächter und sang dabei so schön, daß jeder Vogel und alles Wild sich sammelte und lauschte. Darüber verließen zuletzt die trunkenen Wächter den Ort und giengen zu ihren Zelten. Drauf hob sie den Stein, grub siebenzig Klafter tief, kam zu den Leichen, und ob schon diese bereits überriechend und in Verwesung übergegangen waren, band sie die Körper in Filzsäcke und trug sie fort. Da meldet ihr auf dem Wege der Greis Ag-at das Mittel, um die Kinder sammt deren Vater wieder ins Leben zu bringen. Er beschreibt ihr die Birke mit Blättern und Rinde von Gold, die jenseits der zwölf Länder steht auf einem hohen Berge. Von der Wurzel bis zum Wipfel ist sie mit weißem Gras bewachsen (in den übrigen Tatarischen Märchen wird wilder Rosmarin dafür genannt), und eine Spanne tief unter den Wurzeln liegt das Goldgefäß mit Heilwasser gefüllt. Von beidem bringt sodann das Mädchen herbei. Ag-at nahm sogleich beides, bestreute die Gebeine mit dem Grase und besprizte sie mit dem Lebenswasser. Als er das erste mal streute und sprengte, sammelten sich die Gebeine nach Mädchen- und Knabenleichen in zwei Haufen und jeder Knochen fügte sich an seine bestimmte Stelle. Das zweite mal bekleideten die Gebeine sich mit Fleisch, nach dem dritten mal



wurden Ak-Chans siebenzig Kinder alle lebendig. Der Greis verwandelte sich nun in ein Roß und verschwand, um mit dem Grafe und Wasser auch Ak-Chans fernliegende Leiche zum Leben zu bringen; das Mädchen verwandelte sich in ein Füllen und begann Beeren zu pflücken zum Futter für die Kinder. Des Vaters Erweckung ist vollzogen, sein Feind Sadei Mirgän wird überwunden und sammt seinem Wunderrosse lebend an einen Felsen geschmiedet. — Auf gleiche Weise sammelt (ebendasselbst Seite 239) die Tochter Kubailo die Häupter ihres gegen den Feind gefallnen Vaters und Bruders, fügt sie an die Leichen und belebt sie mit dem Heilwasser, welches Kudai der Gott zum Lohn der Treue dem Mädchen schenkt.

Aus der persischen Literatur erzählt Verwandtes Ad. Delearius in seiner Pers. Reisebeschreib. 4. Band, Kapitel 29, 483. Der berühmte Lokhman war hochbetagt und fühlte sein Lebensende nahe. Er übergab nun seinem Sohne drei festverschlossene Flaschen in Verwahrung mit der Erklärung, sie enthielten das Wasser des Lebens. Begösse man einen Leichnam, sagte er, aus der ersten Flasche, so beginne derselbe zu athmen; wenn aus der zweiten, so werde er sich bewegen; und vollends zum Leben werde er erstehen, wenn man ihn noch mit der dritten begossen habe. Es sei Sünde, fügte der Greis bei, etwas zu thun, was Gott allein zukäme, daher möge der Sohn auch nur in einem einzigen und höchsten Falle und zwar nur zu Ehren des menschlichen Wissenstriebes davon Gebrauch machen. Lokhman starb; eingedenk seiner letzten Worte wendet der Sohn an ihm das Lebenswasser nicht an, sondern gönnt ihm die verdiente Ruhe. Aber da er einmal selbst erkrankt, übergiebt er seinem Diener die Flaschen mit dem Auftrage, seine Leiche, wenn er würde gänzlich erstarrt sein, in eine Badstube zu bringen und sie da mit jenem dreifachen Wasser abzuwaschen. Nach Vorschrift handelt der Diener, hat bereits zwei Flaschen verbraucht und sieht den Todten schon athmen und sich regen. Da er aber an der dritten ist und eine Weile sie zu öffnen braucht, ruft der Halblebende dringlich: bris, bris! d. i. geuß, geuß! Ueber dieses unerwartete Sprechen erschrickt der Diener

so heftig, daß er das Glas zu Scherben fallen läßt. So mußte Koffman-Sade sich wieder zum Tode niederlegen. Etliche sagen, ein Engel habe dem Diener das Glas aus der Hand geschlagen. — Diese persische Sage ist abgeschwächt übertragen worden auf Theophrast Paracelsus, dessen Leiche, mit dem Lebenspulver bestreut (anstatt: mit der Goldtinktur begossen), auftragsgemäß neun Monate in Verschuß liegen bleiben soll; doch als der neugierige Diener schon nach sieben Monaten nachsieht, zappelt hier ein noch kleines Kind und stirbt beim Zutritt der Luft sogleich. Zingerle, Tirol. Sag. Nr. 592 und ebenso in etwas andrer Wendung bei Müller, Beitr. zur Gesch. des Hexenglaubens in Siebenbürgen, 26. Die tatarische Sage dagegen ist zunächst ins russische Volksmärchen übergegangen vom Feuervogel und grauen Wolf, das in Kletke's Märchensaal 2, 97 steht. Dasselbe handelt von den drei Zarenjöhnen, die ihren jüngsten Bruder Swan Zarewitsch auf der Reise ermordet und in kleine Stücke zerhauen haben. Schon frißt von seiner Leiche ein Rabe mit den Zungen, als der Grauwolf, der stete Helfershelfer, einen jungen Raben wegfängt und nicht eher wieder losgiebt, als bis der alte das lebendige und das todte Wasser in zweierlei Flaschen herbei zu bringen verspricht. Dies geschieht, der Grauwolf bespritzt das schon in zwei Stücke zerissene Rabenjunge erst mit dem todten Wasser, da wuchs es zusammen; dann auch mit dem Lebenswasser, und das Thierchen flog davon. Darauf that der Grauwolf dem Swan Zarewitsch ebenso. Nach Bespritzung mit dem ersten Wasser wuchs sein Leib zusammen, und als das zweite wirkte, stand er auf und sprach: Ach, wie lange hab ich geschlafen! Ja, sagte der Grauwolf, du hättest ewig geschlafen, wenn ich nicht wäre. Jetzt eile heim ins Vaterland, heute will dorten dein Bruder Hochzeit halten mit deiner Braut. Aber damit du geschwind heim kommst, so setz dich lieber auf mich! Und der Grauwolf lief mit ihm in das Zarenreich. — Derselbe Grauwolf erscheint in der nemlichen Rolle wieder im Walachischen Märchen, bei Schott 261. Hier liegt der von seinen Brüdern erschlagene Prinz als ein verbleichendes Gerippe auf dem Felde, nur behütet

von der aussharrenden Geliebten. Da spricht der Wolf sie an: „Getraust du dich diese Gebeine genau so zu legen, wie sie im Leben waren? Gut, so nimm Laub und Blumen und wirf sie drauf.“ Nachdem das Mädchen dies gethan, blies er (Wasser) über das Gerippe hin und dies war damit in den sanft schlummernden Prinzen verwandelt, den nun die Geliebte aufweckt. Im KM. 3, Nr. 97 trägt ebenso der Nordwind (des Grauwolfs Stellvertreter) den Suchenden in den Schloßkeller zum Lebenswasser, bringt ihn zurück zum alten Fuchs und dieser ihn wieder zum bereit stehenden Reitroß.

Betrachten wir nun noch dieselben Züge im deutschen Kindermärchen.

Im KM. Nr. 81 von Bruder Lustig er bietet Petrus sich dem Könige, die eben verstorbene Prinzessin wieder lebendig zu machen. Er schneidet alle Glieder der Leiche los, wirft sie in einen Kessel und läßt sie kochen. Und wie das Fleisch von den Knochen gefallen, nimmt er das schöne weiße Gebein heraus, reiht und legt es auf einer Tafel nach seiner natürlichen Ordnung zusammen und läßt die Todte im Namen Gottes erstehen. Im Junggeglühten Männlein, KM. Nr. 147 wird ein alter Bettelmann in der Schmiedesse junggeglüht: nachdem der Heiland damit fertig war, trat er „zum Löschtrog, zog das Männlein hinein, daß das Wasser über ihn zusammenschlug“ und nachdem ers fein gefühlt, gab er ihm seinen Segen. Ebenso fehlt „das große blutige Becken“ nicht in der Kammer des Hexenmeisters (Hitchersvogel, KM. Nr. 46), worin die zerhaue- nen Menschen liegen. Als das Mädchen hier eintritt und die Leichen ihrer zwei verloren gegangnen Schwestern im Becken erkennt, sucht sie die Glieder zusammen, legt sie zurecht und als nichts mehr fehlte, schlossen sich die Glieder aneinander, regten sich, die zwei Schwestern schlugen die Augen auf und wurden wieder lebendig. Der mit Knütteln erst zu Brei zerschlagne, dann noch mit Beilhieben gliederweise zerhaue- ne Graf wird das erste mal auf einen Schluck Balsam wieder heil, das zweite mal aber wird er stückweise in ein Faß gethan und dies fest verschlossen. Sobald dies die Prinzessin öffnet, ist er

umverkehrt und schöner als je zuvor. Darauf bezieht sich der sprichwörtliche Ausdruck, „er ist aus dem Kessel gesprungen“ — so erklärt der Erzähler Sommer in den Thüring. Sag. S. 128 und 178, und fügt folgende Variante hinzu: In Stücke gehauen und in ein Faß verschlossen wird auch der Zauberer Virgilius. Doch seine Wiedererstehung nach den neun vorausbestimmten Tagen verhinderte der Kaiser, der den mit der Deffnung des Fasses beauftragten Diener, welcher allein um das Geheimniß wußte, inzwischn hatte hinrichten lassen. In den Niedersächsischen Sagen von Müller-Schambach pag. 254 zerhacken die Gespenster den Prinzen dreimal und nagen selbst noch seine Knochen ab. Aber ein Hirsch mit einem Delfläschlein im Munde sucht die Gebeine zusammen, legt sie in ihre Ordnung und salbt sie mit dem Oele, bis der Todte wieder auflebt. Nach Grimms Altdän. Helden-L. Seite 84 wird der Algrev (d. i. Markgraf) vom eifersüchtigen König in Stücke gehauen. Die mildherzige Königin lieft hierauf die Knochen zusammen und taucht sie in die Quelle Mariboe (auf Laaland). Auf ihren Ruf, Steh auf! erhebt sich der Wiedergeborne. Sogar bis in den scheinbaren Schwanz hinab reicht dieser Zug vom Wasser des Lebens. Der Markgraf Hans zu Schwedt in der Ufermark pflegte, wenn er Fische aß, das Fleisch fein säuberlich von den Gräten zu nagen, so daß das Gerippe unverkehrt blieb. Wenn er dieses dann in eine Schüssel warf und Wasser drüber goß, so waren die gezeßnen Fische wieder lebendig und schwammen lustig herum. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 38, 2.

Waschbecken, Wasserlufe und Faß, Kochkessel und Löschtrog, wie sie eben einzeln aufgezählt worden sind, führen das Märchen auf die übrigen Back- und Kochgeschirre über, daher geht dann die Wiederbelebung auch über der Röchleinpfanne, oder beim Kamin, zuletzt beim bloßen Feuer vor sich. Der aufs Fürchtenlernen Ausgezogene übernachtet auf dem Nichtplage, nimmt hier sieben Gehenkte vom Galgen herunter und wärmt sie neben sich am Nachtfeuer. KM. Nr. 4. In Zingerles gleichnamigem Tirolermärchen Band 2, pag. 283, hat

dieser Furchtmichnit in dem Gespensterichlosse, wo er übernachtet, eben ein Küchenfeuer angemacht, als mehrere Menschenkörper Glied um Glied durch den Schornstein auf den Herd herunter fallen. Der Bursche legt Arm und Bein zusammen, wohin sie gehören, thut die Häupter an ihren Ort, alles wächst sogleich zusammen, die Neugeschaffnen springen vom Herd herab und machen den Unerforschrochnen zum Besitzer des Schlosses. Der kühne Soldat in Wolfs Ndl. Sag. Nr. 433 übernachtet im Gespensterhause und rührt sich da Küchlein überm Feuer ein. Eine Menge Menschenknochen kommen ihm dabei in die Pfanne hereingefallen, unwirsch wirft er sie an die Küchenwand, worauf sie sich zu einem lebenden Gerippe vereinigen, das ihm alle Schätze des Hauses übergiebt. Ähnliches begegnet dem unerforschrochnen Schulmeisterssohne in den Nargau. Sagen Nr. 133. Dem dänischen Edelmann auf der Reise kommen in seinem Schlafzimmer eine Menge Knochen durchs Kamin herunter gefallen, aus denen er sich eine förmliche Dienerschaft zusammensetzt, welche die Tafel deckt, Speisen austrägt und mit ihm schmaust und zecht. Ein großer, mit herbei getragener Silberbecher verbleibt ihm davon zum Andenken. Grimm, D. S. Nr. 176. Zunächst an diese Küchenmärchen reihen sich die klösterlichen Küchenwunder an, jene vorsäglichen Hyperbeln, mit denen die Mönchswelt einen unbegriffnen Glaubenssatz skeptisch verhöhnt. Es lohnt sich nicht zu wiederholen, wie oft sich da die Knochen des am Fasttage verzehrten Kalbsbratens in der Schürze des Tischdieners in Fischgräten verwandeln; wie das gebratene Rebhuhn, über welches der Heilige vor dem Essen das Kreuzzeichen geschlagen hat, dadurch neu belebt wird und zum Fenster hinaus schnurrt. Bekanntlich übt der Pfaffe Amis solche Wunderthätigkeit, so oft er seiner Gemeinde zu weiterem Schaden leben will. Nur ein Schwank solcher Art sei hier ausgehoben, weil er die Travestie ist der Pelopiden Sage und des dorten von Zeus eingesetzten Schulterblattes. Petrus, der dem Herrn auf der Reise ein gebratnes Hühnchen einkaufen muß, hat schon im Herbeibringen ein Schenkelfchen davon weggenascht und auf des Meisters Frage, warum es nur ein einziges Bein habe, deutet

er unverschämt auf die Hühner drüben im Bauernhofe hin, die da schlafend alle auf Einem Bein sitzen. Mit einem Psch! scheucht der Herr sie auf und sie laufen auf zwei Beinen davon. Darauf St. Peter zum Herrn: Hättest du unserm Hühnchen gleichfalls dein Psch! zugerufen, so würde es auch schon zwei Beine bekommen haben. Wolf, DMS. Nr. 32.

Doch wir kehren zum Wasser des Lebens zurück und weisen dieses in den Märcen vom Brunnen nach. „Das Land der Jugend“ liegt nach Grimms Irischen ElfenM. S. XVIII. unter einem See. Im Brunnen der Kölner St. Kunibertskirche sitzen die Ungeborenen bei der Mutter Maria. Wolf, Ztschr. für Myth. 1, 463. Im Kinderreim von den drei Marien heißt es von der dritten Jungfrau:

Die Dritte geht ans Brunnchen,  
Findt ein goldig Kindchen.

Der Rnherr der Grafen von Regenstein haust im Schloßbrunnen und gewährt seinem Stamme die Nachkommenschaft. Pröhle, Aus dem Harz 1851, S. 93. Im Burgbrunnen zu Nürnberg sitzt Kaiser Karl. Grimm DE. Nr. 22. Als die Königstochter mit ihrer Magd eingekerkert im Thurme sitzt, springt ein Wasserstrahl zum Fenster herein, „und da beide davon getrunken, werden sie Mütter zweier Knaben, die man Wasserpaul und Wasserpeter, oder Brunnenhold und Brunnenstark nennt. Der eine findet in einer Kapelle drei gefüllte Becher auf dem Altare und dabei die Schrift: wer diese austrinkt, wird der Stärkste auf Erden. Er thut den Stärketrunf, erlegt sodann den siebenköpfigen Drachen und wird König; als er hernach getödtet ist, erweckt ihn der Bruder mit dem Wasser des Lebens. Grimm, KM. 3, Nr. 60.

Den Mythos von der Schadhastigkeit der Achilleusferse und der Sigfriedsschulter behandeln wir hier zuletzt, weil er die verschiedenartigen Kunstgriffe der Reihe nach angiebt, welche beim magischen Heilverfahren gegolten haben, und zugleich die Lehre vom Ersatzknochen mit wiederholt.

Der Körper wird entweder hartgeglüht oder hartgebadet, beides geschieht an Achilleus und Sigfried. Thetis taucht, nach

der einen Erzählung, ihr neugebornes Knäblein kopfüber in den Alles feienden Styr, und jene Ferse, an der sie es hält, bleibt die eine unbenezte und verletzbare Stelle. Oder sie legt es in die feiende Herdflamme, wird durch den Aufschrei des dazu tretenden Vaters Peleus gestört, und des Kindes Fußknöchel geht dabei in der Flamme zu Grunde. Da gräbt Cheiron den Damyros aus, den schnellsten der Giganten, der in Pallene begraben lag, und setzt dessen Knöchel dem Achilleus ein. Die Mythe läßt aber diesen später von Apollo verfolgt werden und ihm dabei den Erjaknöchel wieder entfallen. Ebenso wird Meleager von der Göttin in die Herdflamme gelegt und bleibt an dem Fuße, der nicht mit im Feuer geglüht worden, nachmals dem tödtlichen Hauer des Wuldebers preisgegeben. Dem indischen Drachentödter Krischna ist prophezeit, er möge seine Fußsohlen in acht nehmen, dort werde ihn, wenn jemals, ein Unheil erreichen; und an dieser Stelle verwundete ihn, wie er lag, der Jäger Djhura. Rhode, Relig. Bildung der Hindu 2, 175. Cervantes im Donquixote 2, Kapitel 32 erwähnt, Roland habe nirgend als an der linken Fußsohle und zwar nicht mit einer Waffe, sondern nur mit einer Nadelspitze verwundet werden können. In der Schlacht bei Roncesvalles tödtet ihn daher Bernardo del Carpio, indem er ihn in den Armen erdrückte. Der Nibelunge Sigfrid hat im Blute des erlegten Drachen ein Flammen- und Stahlbad genommen und dadurch seine Haut in einen Hornpanzer verwandelt. Nur an der Schulter hat ein sich anklebendes Lindenblatt das Schlangenblut abgehalten, und dies ist die Stelle, wo ihn Hagens Speer erlegt. Die Sage lebt noch und heißt in Curze's Waldecker Volksüberlief. S. 29 „der durch die Schlangenhaut stark gewordne Schmied“, welcher mit der Haut einer gekrönten Schlange sich einreibend, so stark wird, daß ihn keine Kanonenkugel tödten kann. Der Scholiast in Homers Ilias 11, 23 bringt über des Ajas Unverwundbarkeit gleichfalls diesen Zug von der Sigfridschulter bei. Herkules, heißt es, habe von Zeus erfleht, den neugebornen Sohn Delamons ebenso hart an Haut und Knochen werden zu lassen, wie den Nemäischen

Löwen, in dessen Haut er hierauf das nackte Kind einwickelte. So wurde des Ajas Leib nur an demjenigen Theile verwundbar, wo die Löwenhaut ein Loch hatte, das an derjenigen Stelle saß, wo Herkules Köchel drüber hing. Nach einem Scholion zu Sophokles Ajas 833 ist dies die Achselgrube gewesen, obichon Ovid (Met. 13, 391) dafür die Brust selbst nennt. Hier stehen wir wieder bei Pelops, dessen Glieder zerstückt und gekocht werden und dessen Schulterblatt durch ein elfenbeinernes ersetzt wird. Alle Heroen also sind körperlich umgeborene, in der Flamme des Herdfeuers und des Drachensblutes ausgebacken oder hartgeglüht, im Bade des Höllenflusses und des Götterkessels gestählt, in der frischen Haut des Löwen, Ebers und Drachens ausgezeitigt.

Nun überblicken wir zum Schlusse das durchwanderte Feld. Aus dreierlei Eddischen Kesseln wird die Welt gebaut, die Götterkost erzeugt und der verklärende Unsterblichkeitstrank gewonnen. Damit beginnt für die Welt- und Menschenschöpfer das Geschäft des Gießens, Siedens und Kochens, und der Kessel oder das darin sprudelnde Kochwasser wird das typische Mittel der Schönheit und Weisheit. Alle Wiedergeborenen, wie Zagreus, Orpheus und Osiris, werden daher in ihren menschlich alternden Gliedmaßen zerstückt, um neu aus dem Bade ewiger Jugend hervorgehoben zu werden. Sie sind die Zerrißenen, deren Auferstehung vom Tode von den Zerreißenden, ihren Priestern und Priesterinnen, in bacchischer Begeisterung gefeiert wird. Alle Stammfürsten der Völker übertragen ihren Enkeln ein körperlich sich forterbendes Mahlzeichen von jener mit ihnen leiblich einst vorgenommenen Umwandlung in Unsterbliche: leuchtende Schulter, goldene Zehe, rothstrieimigen Hals, schwertartig gekreuzte Striemen auf der Stirne. Alle Völker der Reihe nach erzählen die Mythe vom Kessel mit dem Lebenswasser: Hellenen, Kelten, Araber, Perser, Tataren, Walachen, Russen und Deutsche. Der Kelte stiftet dafür den priesterlichen Kesselorden, der Bretoone bildet ebenso daraus den Sagenkreis von König Artus mit der Tafelrunde, der Romanese und Deutsche denjenigen von Parzival und der Gralschüssel. In allen soll



der sterbliche Mensch unsterblich und erhöht werden zum Tischgenossen der Götter. Wenn die im Einzelkampfe gefallnen Germanenhelden nach Walhall gehen, so setzen sie hier den Tag über ihr früheres Kampfleben fort und streiten auf der Walstatt, Abends dann werden sie wieder wundenheil, trinken mit den Göttern Mel und verspeisen zusammen den Eber, der morgen abermals neu in demselben Kessel für sie sieden wird. Ihr späteres Abbild, das Geisterheer der Wilden Sagd, ist darum gleichfalls ein kochendes, der Schloßkoch reitet dem Zuge voraus mit dem Kupferkessel, die Kelle steckt ihm im Sigleder, und hinterdrein rasselt der Rüstwagen voll gewaltiger Wellkessel (Margau. Sag. 1, pag. 145. 288. Nr. 84). Allein die finistre Seite dieses Glaubenszuges kann nicht ausbleiben, wenn Priesterinnen werthtätig in den Cultus sich mit einmischen. Die kräutersammelnde Medeia beschwört zuvor den Mond herab, wenn sie das Jungbad rüsten soll; Heren „kochen und sieden das Wetter“; „der Liebste geht verloren, wenn man das Herdfeuer unter dem leeren Kessel fortbrennen läßt“, sagt unser Volksglaube; die Sprache selbst nennt den Sud im Kessel saudh Dpfer, und zugleich seidh Zauber. Damit droht der Mythos herab zu sinken bis zum Kanibalismus, die Götter essen am Tische des Tantalus Menschenfleisch, am Herensabbath werden Kinderleichen verzehrt, und auf dem Schlosse Loyz in Pommern wird der Grapen hergezeigt, in welchem der Hausgeist Chimmeke den zerhackten Küchenjungen gesotten hat. Grimm, D.S. Nr. 273. Die noch kindische Arzneiwissenschaft des Mittelalters holt Mumien aus den Gräbern Egyptens und verordnet sie gegen gewisse Krankheiten so nachdrücklich, daß heute noch alles baierische Landvolk zwischen Landsberg und Passau gegen das fogen. Schwinden der Glieder sich in den Apotheken „wildes Menschenfleisch“ (Mumie) und Armesünderfett holt. Bavaria 1, 461. In der Böhme, der sich zur Militairrekrutirung stellen muß und losgegeben sein will, sucht seinen Körper momentan ausfäsig zu machen und ist deshalb „Menschenfett“. Grohmann, Abergl. aus Böhmen, S. 152. Trotz dieser Verdüsterungen behält die warme und wahre

Empfindung immer wieder das Uebergewicht, in morgen- und abendländischen Märchen entsteht höchste Gesundheit und Wohlgestalt nicht mittels angewendeten Blutes, sondern durch das Wasser des Paradieses. In der gewaltigste Zauberkessel bleibt doch nur eine Verkleinerung gegenüber dem Frauhollenteich am Meißner, aus dem die neugeborenen Kinder stammen, oder gegenüber jenem Jungbrunnen, *ahd. queoprunno*, in dessen Sprudel Rauchs ihre Haut ablegt und sich in die schöne Sigeminne wandelt. So wird auch die Sage selbst, sobald man in ihre Tiefen niedersteigt, der Mißgestalt wieder los, die ihr durch das hohe Alter angeflogen war. Die Goldtinktur der Paracelsisten, das magnetisirte Trinkwasser der Damen, die Moor- und Schlammäder der Vornehmen, das *Eau de vie* und der Hoffische Malzertrakt — dies waren oder sind die neuen, schwächlichen Ersatzmittel jenes Jungbrunnens, „aus dem ein Trunk den Durst auf ewig stillt“.

### 5. Körperverstümmelung der Götter, Einäschering des Körpers bei der Leichenverbrennung und verstüm- melnde Leibes- und Lebensstrafen.

Wenn im germanischen Strafrechte Leibes- und Lebensstrafe bestand und bei der Todtenbestattung die Leichenverbrennung galt, so zertrümmerte die eine, und vernichtete die andere den Körper. Und wenn außerdem sogar der Glaube an körperlich verstümmelte Götter allgemein herrschte, wie konnte man alsdann zugleich hoffen, nach dem Tode das körperliche Knochengerüste zu bewahren und durch dessen Vollständigkeit zum persönlichen Fortleben zu gelangen? Sind dies nicht Thatsächlich-

keiten, durch welche die eben vorgetragne Lehre vom Knochen-cultus wieder aufgehoben wird?

Ich komme diesen Einwürfen zuvor und beginne mit denjenigen Göttern, welchen die Mythe ein Körpergebrechen beilegt.

Der Eddische Tyr heißt der einhändige Gott, weil ihm bei der Fesselung des Weltenwolves die Hand bis zum Gelenk abgebissen worden; Odhin selbst ist einäugig, da er das andre Auge um einen Trunk aus dem Weisheitsquell zum Pfand gesetzt hat. Beide Verstümmelungen sind redende Sinnbilder. Denn Tyr ist Siegesgott, als solcher kann seine Hand nur einer Partei den Sieg verleihen; und Odhin ist als Sonnengott das große Weltauge, wie ja auch wir nur von einem allsehenden Auge Gottes sprechen. Der Leib der Asengötter ist ganz und ewig. Selbst wenn sie beim Untergange der Welt vom Weltenwolf Fenrir lebendig verschlungen werden, so werden sie doch weder zerrissen, noch zerstückt, sondern gehen in ihrer Ganzheit unter, wie die vom Drachen lebend verschlungenen Helden der Sage lebend und ganz dem Ungeheuer wieder aus dem Leibe gehauen werden. Mone, Heidenth. I, 460. Die gleiche Vorstellung macht auch den Inhalt jener Sturm- und Kampfsagen aus, die wir freilich nur von ihrer gräßlich lautenden Seite her zu betrachten pflegen, ohne ihr geistiges Ziel mit zu erwägen, wie wir ja auch über der Herbheit unsrer siebenmonatlichen Alpenwinter kaum mehr der wirklichen Dauer des Sommers rechtes Vertrauen schenken. Unbarmherzig jagt der Wilde Jäger die grünen Moosweibchen, die weißbusigen Lohjungfern und Holzfräulein; er fängt sie im dichtesten Gebüsch, hält sie vor sich aufs Pferd geschwungen, ihre gelben Haarflechten fliegen, das nackte Bein mit grünem Schuh hängt machtlos übers Ross herab; weithin tönt ihr Geschrei, wenn er sie in den Lüften zerreißt, daß die frischen Glieder auf die Waldbäume niederstürzen. Welch ein sprechendes Bild von der grausamen Uebermacht des Wintersturmes, der die zarte Pflanzenwelt tödtet, die Stämme des Waldes knickt, frisches Schneegewölk aufjagt und wieder zerreißt. „Aber

die Glieder der Moosweibchen — erzählt Schönwerth, Oberpfalz 1, 163 — so oft sie auch zerrissen werden, wachsen immer wieder zusammen.“ Denn Laubwald und Anger ergrünen jeden Frühling wieder, trotz des giftigen Nachtreiſs, der wiederholt die jungen Keime tödtet.

In der Leichenverbrennung meint der moderne Mensch eine Gesamtvernichtung des Körpers wahrnehmen zu sollen und sträubt sich dagegen, wie schon den Christen zur Zeit der Antonine die Leichenverbrennung ein Hinderniß der körperlichen Auferstehung schien. Minucius Felix c. 11 und 38. Allein das klassische und das barbarische Alterthum werden beide durch ein ähnliches Dogma ihres Religionsystems darauf geleitet, in der Einäschung des Leichnams das Mittel zu sehen zur Erneuerung und Verschönerung aller leiblichen und geistigen Qualitäten. Wenn nemlich ihrem Glauben zu Folge im Elemente des Feuers diese vorhandene Erdenwelt schließlich untergeht, um einer vollendeten und ewigen Welterschöpfung Raum zu geben, so durfte auch der Menschenkörper den Flammen übergeben werden, um in ihrem Hegefeuer durchläutert und zu ewiger Dauer umgeschaffen zu sein. Durch zweierlei Mythen bekräftigt der Deutsche diesen Zukunftsglauben, die eine nennt er eddisch Ragnarök, die Götterverdunklung; die andere althochdeutsch Muspilli, Weltbrand. Beim Muspilli verzehrt der Gluthregen Alles, so daß auch der Bäume nicht einer in der Erde stehen bleibt: poum ni kistentit einic in erdu. Beim Ragnarök verdunkelt Feuer und Rauch alle Himmelsgötter und sie gehen unter. Doch die neue Welt tritt aus den Gluthen zu schönerem geistigem Dasein hervor, Götter und Menschen leben um so herrlicher auf. Nach diesem jüngsten Gerichte geht Gott Vidar, wie es sein Name besagt (witu, Holz), aus dem Baume erneut hervor, auch das Menschenpaar Lif und Lifthrasir (Leib und Leben) hat, im Baum Hoddmimir geborgen und von Thau sich nährend, die Flammen überstanden und wird des neuen Menschengeschlechtes Ursprung. Es ist eine Wehleidigkeit spätgriechischer Ausdichtung, wenn es heißt, Thetis habe sich gesträubt, daß man die Leiche ihres Sohnes auf dem

Scheiterhaufen verbrenne, welchen die Griechen bereits prächtig zugerüstet hatten; sie habe den Achilleus da heimlich entwunden und ihn zu einem rühmlichen Leben fortgetragen auf die Insel Leuke im Pontus Euxinus. (Die Belegstellen hiefür bei Grote, Griech. Myth. übers. von Fischer 1, 273.) Der Germane kennt solche Schwachmüthigkeit nicht; Balders, des schönsten Gottes Leiche wird auf den Scheiterhaufen gelegt, ja im Beovulfsliede wird mit besonderem Nachdrucke von der Zerstörung des Leichnams durch Feuer geredet. Nachdem die Königsleiche auf dem Holzstoße mit Helm, Panzer und Heerschild umhangen ist, heißt es: da wand sich die Lohe schwarz von den Scheiten, der Windzug hielt an, bis das Feuer das Weinhaus gebrochen hatte, die Brust durchglühend.

Es steht demnach weder die Mythe von körperlich verstümmelten Göttern, noch die Verbrennung der Leichname dem Glauben im Wege, der in der vollständigen Erhaltung des Knochengeriistes ein Mittel zur Unsterblichkeit sieht, und ebenso wenig konnten ihn die im Kriminalrechte bestehenden Leibes- und Lebensstrafen beirren. Die Gründe für letzteres liegen im germanischen Strafrechte selbst. J. Grimm zeigt in den Rechtsalterthümern, daß die Anwendung der Strafe für den freien Mann Ausnahme war. Die Missethat wurde gebüßt durch Genugthuung, Buße war Zurückführung des Schadens auf Geld und Geldeswerth, Bergeld genannt. Erst wenn die Entrichtung der Buße ausblieb, in so ferne sie der Beleidiger nicht leisten konnte oder wollte, tritt Strafe ein, er ist der Rache der Gegner preisgegeben, sein Leib ist ihnen erlaubt. Nur drei Missethaten können nicht mittels des Bergeldes gebüßt werden, Meineid, Mord und Ehebruch, weil sie Wahrheit, Muth und Treue aufheben, auf diese drei Todssünden ist Todesstrafe gesetzt. Doch als härtestes, selbst über die Todesstrafe hinaus reichendes Strafmaß gilt dem Freien die Verbannung. Daher setzt der altsächs. Heliand an die Bibelstelle Matth. 5, 27 vom Abhauen des Fußes und Ausreißen des Auges (entgegen dem Einwilligen in Sünde) die Strafe freiwillig übernommener Verbannung als eine noch grausamere Selbstbeschädigung. Denn

mit dem Leben in der Fremde ist das angeborne Recht erloschen und beginnt die Knechtschaft, die eben auch darin besteht, der Todesstrafe unterworfen werden zu können. Hingerichtet wurden also nur die eben bezeichneten Verbrecher, sodann ferner Kriegsgefangene und Sklaven. Hier wird es nun für unsern Zweck von höchstem Belang, die Hinrichtungsweise selbst bestimmt kennen zu lernen, weil sie den von uns gesuchten Erweis giebt, daß man bei der Tödtung von Menschen einen zweifachen Zweck hatte, indem man dem zum Opfer bestimmten einen ehrlichen, dem Verbrecher dagegen einen schimpflichen Tod gab, jenen körperlich unzerrissen ließ, diesen aber stückweise vertilgte und vernichtete. Jenem war damit die Fortdauer nach dem Tode gegönnt, diesem war sie abgeschnitten. Dies erweist sich namentlich aus der Vollziehungsweise des Hängens und Enthauptens.

Der Tod am Galgen hatte, weil er den Körper ganz läßt, ursprünglich nichts Entehrendes. Obhins Beiname ist Galgenherr und Gott der Gehentken. Bei heftiganhaltendem Winde pflegen wir zu sagen, Jemand habe sich erhängt. Diese Phrase beruht auf der Voraussetzung von dem Fahren der abgeschiednen Seelen durch die Lüfte. Denn die Luft als allgemeiner Lebensathem geräth durch plötzlichen Hinzutritt der ausgehauchten Seele des gewaltsam Getödteten in Aufruhr, der dem Menschen bei der Geburt eingeblasne Geist wird im Sterben ausgehaucht. Im Sturme herbeifahrend mit seiner Heldenschaar, hebt der Gott den ihm Geopferten vom Galgen und fährt mit ihm dem Himmel zu: „Er soll stehenden Fußes nach Walhall einreiten.“ So sagt man auch in Böhmen bei heftigem Windesbrausen, es werde Krieg ausbrechen (Großmann, Bedeut. der Mäuse 31); das heißt, die unter die Schaar der Einheriar neu eingereichte Seele setzt sogleich den Waffenkampf in Walhall fort. Auch auf den erlittnen Schwerttod wird der Sturmwind bezogen, dieser heißt daher der Hauptlose Mann: Nargau. Sag. Nr. 411. Die Umwandlung des ehrlichen Schwerttodes in den unehrlichen bezeichnet die Redensart, einem den Kopf vor die Füße legen, zwei Stücke aus

einem machen. Man legt, heißt es in der niederd. Sagung, einem Selbstmörder beim Begräbnisse das Haupt dahin: dar de christlichen doden de vote hebbben. N. 727. Aber im epischen Gedichte Waltharius naht nach dem Kampfe der siegreiche Walthar den Leichen der von ihm Enthaupteten, fügt jedes Haupt dem Rumpfe an und betet knieend und das Schwert entblößend: Verleih, o gütiger Herr, daß ich alle diese Hauptlosen (hos truncos) dereinst in dem himmlischen Sitze wieder schauen möge! S. Grimm deutet dies Wort (Latein. Gedichte 385, Myth. 1208) und dies Anfügen der Häupter auf die Wiedererstehung der Erlegten zu einem neuen, allen Unsterblichen unentbehrlichen Heldenstreite. Als Kriemhilt enthauptet liegt und von der Walstatt weg getragen werden soll, fügt Dietrich ihrem Rumpfe noch das Haupt an, Klage 399:

Dò man si leit uf den rê,  
der fürste het ir houbet ê,  
zuo dem libe getragen.

Die Negerflaven auf Kuba sind des Glaubens, daß sie nach dem Tode in ganzer Leiblichkeit in ihrer Heimat auferstehen werden, und aus Heimweh und Leid erhängen sie sich um so häufiger. Die erbarmungslosen Sklavenhalter mußten daher auf ein Gegenmittel sinnen, und seitdem sie die Leiche seciren lassen, hat der Selbstmord unter den Negern sich vermindert; sie wollen nicht in zerschnittner Gestalt in Afrika zum Vorschein kommen. Allg. Augsb. Ztg. 1853, Nr. 232.

Die Strafe des Viertelens und Räderns ist eine entehrende und trifft daher noch in späterer Zeit die Hochverräther. Die Schwyzer und die Glarner Landesjagung setzt auf Landesverrath: Das Herz aus lebendigem Leibe reißen, darauf enthaupten, „darauf in vier Theile zerstückten, und an vier Landstraßen an jede ein Stück (henken), und unter dem Galgen vergraben.“ Blumer, Rechtsgesch. 1, 396. Im Augsburger Stadtrecht vom Jahre 1276 heißt es S. 53: swie der man sin triwe brichet an dem andern mit dem totslage, der ist des mordes schuldic, unde sol man in radebrechen, daz ist reht. Das Rädern, diese griechische Höllestrafe für

Frion, war wie Gregor von Tours es beschreibt, ursprünglich ein Zerreißen der Glieder unter den Rädern von Lastwagen, worauf man die Stücke Jagdhunden und Falken in die Futtertröge warf. Ein Nachklang dieses Verfahrens gegen Treubruchige lebt in der oberpfälzischen Volksmeinung über das Schicksal der armen Seelen im Fegefeuer: Sie sitzen als Kröten in den Wagengeleisen und leiden viel, wenn eine vorübergehende Fuhr schwer geladen hat, man hebt daher diese Thiere vorher aus dem Wege. Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 1, 286. 287. Die Strafe des Viertheilens ist von den Römern auf Westgothen und Burgundionen übergegangen, deren Gesetz durch das römische Recht am frühzeitigsten beeinflusst war. Vier Pferde, zwischen die der Verbrecher mit Armen und Füßen gebunden war, wurden nach allen vier Seiten gleichzeitig angetrieben. So wird Ganelon getödtet, der das Heer der karolingischen Franken an die Heidenschaft verrathen; nach den Worten des Rolandsliedes:

an dem bûche unt an dem rucke

brâchen si in ze stucke.

so wart di untriwe geschendet.

Meineidige, Ehebrecher, Bruder- und Mordmörder werden in der Unterwelt mit Zerreißung bestraft: „da saugt im Schlangensaal Nidhöggr an ihren Leichen, da zerreißt sie der Wolf.“ Auf dasselbe Ende hindeutend, hat man im Mittelalter reißende Thiere, Schlange, Hund und Wolf neben die Hingerichteten mit an den Galgen gehängt. Sie sollen im Tode zerrissen und die Seele zur Wiedergeburt ihnen hinweggenommen sein.

Mit Verbreitung des Christenthums unter den Germanen verbreitete sich auch dessen Abscheu gegen Blutvergießen, mehr aber noch die Lehre von der Gleichheit der Menschen vor dem Gesetze. Das heidnische Volksrecht, das den Freien, der die Composition erlegte, von der Todesstrafe entband, dagegen den besitzlosen Sklaven schonungslos tödten ließ, mußte zuerst aufgehoben werden. Um dies zu bewerkstelligen, suchten die Missionäre den schimpflich erlittenen Tod des Hingerichteten in einen



ehrliehen zu verwandeln, indem sie sich die Leichname von den Richtstätten zur Beerdigung ausbitten. Sie veranlassen damit, daß man allmählich die Strafweise milderte, was man nachmals Nichten nach Gnade nannte. Dies hatte dann die weitere praktische Folge, daß der Verbrecher zuvor beichten durfte, daß sein Leichnam den Verwandten überliefert und in geweihter Erde begraben wurde. Aber vornemlich das barbarische Zerreißen und Zerstückeln der Hinzurichtenden erfüllt die Missionäre mit Schauder, und der Reihe nach bieten sie ihre Wunderkraft auf, solche geschändete Körper wieder zu beleben. Während sonst das Abnehmen der Leichen vom Galgen bei schwerer Strafe verboten war, erwirkte Eligius, der in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts lebte, sich beim Könige die Erlaubniß, alle Geräderten und Gehängten vom Galgen nehmen und begraben zu dürfen; Ludger stellt den gepfählten Pferde dieb Buddo wieder her und schildert das bei der Hinrichtung zuschauende Volk. *NA.* 688, 691. Corbinian macht einen Gehängten wieder lebendig, und der Straßburger Bischof Arbogast macht den Galgen dadurch ehrlich, daß er befiehlt seine eigne Leiche unter denselben zu begraben. *Nettberg, Kirchengesch.* 2, 733. Bis auf den heutigen Tag hört man Aehnliches den Bürgern der Stadt Luzern nachsagen, von denen es heißt, sie hätten einmal zu Rom sich den Leib eines Heiligen erbeten, aber vom Pabst zur Antwort bekommen: Ihr habt daheim heilige Leiber unter dem Galgen, ziehet erst diese zu Ehren. *Lütolf, Zünfort. Sag.* Nr. 410. Die heil. Hildegunde von Neuß wird während der Zeit, daß sie am Galgen hängt, von einem Engel unterstützt und gehalten, wie Cäsarius von Heisterbach erzählt, *Dial.* 1, 40. Derselbe Zug findet sich auch in *F. Wolfs Portugies. und Catalan. Volksromanzen* S. 119 im Liede *El romero*, wo es vom Gehängten heißt:

Hielt St. Jakob ihn am Fuß,  
An dem Kopfe Sanct Maria,  
Und die Engel rings um ihn  
Hatten sich ihm beigeßelt.

Henricus, der zwölfte Abt des Klosters Adewert, kam auf

seiner Ordensreise an einer Nichtstätte vorbei, wo eben ein armer Sünder enthauptet worden war. Da ließ Gott es zu, daß einer das Haupt wieder auf den Leichnam setzte, und alsobald erhob sich der Todte und bat den Abt, seine Beichte zu hören. Nachdem dies geschehen und Henricus die Absolution gesprochen hatte, sank der Missethäter wieder todt hin. Wolf, Niederl. Sag. Nr. 325.

Gleichwie unselige Geister hauptlos erscheinen, so müssen sie auch auf nur halben oder dreibeinigen Rossen und mit einer Meute dreibeiniger Hunde im Zug des Wilden Heeres mitreiten. Nach dänischem Volksglauben reitet die Pestgöttin Hel auf einem dreibeinigen Pferde. Myth. 290. 804. Auch das Gespenst des Viehhelms, dessen Gebrülle als Verkündigung gilt einer kommenden Viehseuche, ist ein Stier, der von Gestalt nur zur vordern Hälfte leibig ist, in der Mitte geht er aus und schlenzt die leere Haut hinten nach. Leoprechting, Lechrain 75. Mithin ist der Körper des Thieres gleichfalls zerstückt, wenn es ein verwünschtes ist. Die Stimme, welche hinter dem vorbeifahrenden Wagen des Guenisheeres laut wird, ruft mit großer Dringlichkeit: Verbind mirs! Aargau. Sagen Nr. 84. Der Sinn dieses Rufes erhellt aus einer Stelle von Trauschens Straßburger Chronik vom Jahre 1516, in Stöbers Elsass. Sag. pag. 434: Zu Freiburg sah ein Weib ihren Mann, der im Kriege umgekommen, also im Haufen des Wütenden Heeres mitlaufen, dem war der Kopf von einander; sie lief zu ihm hin und band ihm den Kopf mit ihrem Schleier zusammen. Dafür erhielt die getreue Frau einen großen Goldbecher geschenkt: „sie soldt drauß trinken.“ Dieser Beisatz deutet auf die heidnische Sitte zurück, zum Angebenken der Verstorbenen aus deren in Metall gefaßten Schädeln den Minnetrunk auszubringen, denn Kopf heißt beides, Haupt und Becher. Nachdem Held Widrich den Riesen Langbein erlegt hat, stellt er die Leiche an einen Eichstamm und setzt das abgeschlagne Haupt wieder auf den Rumpf; doch in frisch aufwallendem Hohne stößt er mit dem Speerschaft gegen den Körper und das Haupt fällt wieder zu Boden; denn dieser Menschenfresser,

Etgeir wird er genannt, verdient nicht, daß man seine Leiche ehre und muß hauptlos bleiben. Grimm, Altdän. Helden=L. pag. 22. Den Leichen der Vampyre, Nachzehrer und Wiedergänger wird das Haupt mit einem Stechseid abgestoßen, damit sie nicht wieder erstehen können, ein Brauch, der im Preußischen im Jahre 1820 vorkam (Temme=Zettau, Preuß. Sag. 1837, 275) und in Siebenbürgen bis auf diesen Tag andauert. Allgem. Augsb. Ztg. 1850, Nr. 223. Fr. Müller von Schäßburg, Hexenglaube in Siebenbürgen 1854, pag. 52. Nachdem die Zwerge den Riesen Gilling in der See ersäuft hatten, war noch sein Weib daheim übrig, das heftig jammerte. Um ihrer los zu werden, riethen ihr die Zwerge, sie solle nach der See hinausblicken, wo Gilling umgekommen, dies werde ihr das Herz erleichtern. Aber so wie sie heraus trat über die Schwelle, ließ man einen Mühlstein über ihren Kopf herab fallen. Dieselbe Todesstrafe trifft im Färöer=Volksliede den Menschenfresser; nachdem ihm die Gliedmaße einzeln abgehauen sind, werden Steine trennend dazwischen gelegt. Der Gott, heißt es in Simrocks Uebersetzung:

hieb ihm ab das andre Bein

Und warf dazwischen Stoß und Stein.

Die Stiefmutter in AM. Nr. 47 hat den Knaben geschlachtet und dem Vater zur Speise vorgesezt, dafür tödtet sie der Vogel, der über ihrer Hausthüre den Mühlstein herab rollt: „bratsch! smeet eer de Bagel den Mählensteen up den Kopp, dat se ganz tomascht wurr.“ Tantalus, der die Götter mit vorgeseztem Menschenfleisch zu versuchen dachte, empfieng die gleiche Strafe für seine Ruchlosigkeit; in die Unterwelt geworfen, muß er nicht bloß beständig hungern und dursten, sondern wie Pindar sagt (Olymp. 1, 56. Isthm. 7, 10) schwebt ein Felsstein, beständig herab zu fallen drohend, über seinem Haupte.

In Wolfs Heff. Sag. Nr. 23 und 62 wird ein Mann von den Burggeistern aufgefordert, auf dem Rodenstein und Schnellerts, den Schlössern des Wilden Jägers, zur bestimmten Nachtstunde sich einzufinden und einen Sack nebst Hacke und

Grabscheit mitzubringen. Die Geister setzen ihn an ihre Gasttafel und nehmen ihn mit auf die Jagd. Hier aber muß er ein Loch aufgraben und die Frauenleiche, die drinnen liegt, in den mitgebrachten Sack stecken; alsdann hat er ebenso die Leiche eines Kapuziners, den die Jagdhunde in Stücke zerrissen haben, den Hunden abzujagen und in den Sack zu thun. Er muß also hier zu zweien Malen die zerstückten Glieder von Leichnamen auffammeln, wie Medeias Vater thut, ja die zerstückt begrabnen in seinen Sack sammeln, damit sie wieder geordnet und zur Ruhe bestattet werden können. Wer aber menschlichen Gesetzen frechen Troß entgegen setzt, der schließt sich selbst von der Allen gewährten Rücksicht aus und geht darüber auf immer zu Grunde. Ein Pandurenhauptmann, der in frevelnder Absicht die Teufelsküche bei Lichtenberg durchreiten wollte, wurde da sammt seinem Rosse in Fegen zerrissen und in der ganzen Schlucht zerstreut, „kein Weinlein war mehr ganz, alles ein zermalnter Dri;“ nun spuckt er hier als feuriger Reiter. Leoprechting, Der Lechrain 115.

Ein Mädchen in Ulten war unter die Hexen gegangen, bestand aber in ihrem neuen Amte schlecht und wurde dafür auf der Versammlung in Stücke zerrissen. Eine empor geschleuderte Rippe erhaschte des Mädchens Geliebter, der von einem Baume herab dem Vorgang zusah. Als nun die Hexen zum Heimgang fertig waren, suchten sie die Stücke zusammen und formten daraus den alten Körper; doch da sie die eine Rippe nicht finden konnten, setzten sie eine aus Erlenholz ein, belebten das Mädchen und hießen sie von nun an Erlene Hexe. Einer andern Dirne setzten sie bei einer ähnlichen Gelegenheit statt des fehlenden Weinchens einen Haselzweig ein und sprachen: Nun bist du wieder ganz, bis dich Jemand Haselhexe heißt. Hiebei hatte aber der Viehbube heimlich zugehört, der mit ihr im gleichen Dienste stand, und als er wieder einmal von ihr mißhandelt wurde, schrie er, du bist die Haselhexe! worauf sie augenblicklich in Stücke zerfiel. Zingerle, Tiroler Sagen Nr. 586. 587. Einer Mutter war ihr Kind im See ertrunken und sie rief zu Gott und den Heiligen, ihr nur wenigstens

die Gebeine zu gönnen zum Begräbnisse. Der nächste Sturm brachte den Schädel, der folgende den Rumpf ans Ufer, und nachdem Alles beisammen war, faßte die Mutter sämtliche Beinlein in ein Tuch und trug sie zur Kirche. Schon da sie hier eintrat, wurde das Bündel immer schwerer, als sie's auf die Stufen des Altars legte, fieng das Kind zu schreien an und machte sich zu Federmanns Erstaunen aus dem Tuche los. Nur fehlte ein Knöchelchen des kleinen Fingers an der rechten Hand; dieses suchte und fand dann noch die sorgfältige Mutter, es wurde nachher zum Gedächtnisse in der Kirche unter andern Reliquien aufgehoben. Grimm, D.S. Nr. 62.

Der Reisende Kohl in seinen Erzählungen (Kitschigami 2, 182) vom Leben der nordamerikanischen Indianer am Oberen See, theilt die Indianersage mit von einem Riesengeschlechte, das Menschen fraß und Windigo hieß. Und noch heute glaubt man, durch Zaubermittel ein solcher Windigo werden zu können. Mißrathenen Söhnen und Frauen der Indianer von zügellosem Gemüthe erscheint ihre Waldwildniß oft noch zu zahm, sie entzweien sich mit den Ihrigen, entlaufen und streben zu völliger Verwilderung hinaus. Da durchstreifen sie die leeren Wüsten, kragen eine arktische Flechtengattung, die man „Kannibalenkraut“ heißt, von den Felsen und sollen, wenn der Hunger sie aufs Aeußerste treibt, Menschen anfallen und auffressen. Sie werden daher auch vom Indianer, wo er sie betrifft, gleich dem Wilde niedergeschossen; jedoch muß man sie nicht bloß tödten, sondern gänzlich zerstückeln, dann erst sind sie vernichtet. Ein französischer Canadier, der beim Fische fange saß, sah plötzlich solch ein altverwildertes Weib, uns femme Windigo, neben sich stehen. Sie nahm die Fische aus seinem Netze heraus und fraß sie roh. Er griff zu seiner Flinte und schoß sie über den Haufen. Aber die herbei gelaufenen Weiber riefen ihm zu: Du mußt sie in Stücke zerhauen, sonst lebt sie wieder auf, dann geht es uns allen schlimm!

## 6. Die Besegnungsformel gegen Gliederverrenkung.

Nachfolgendes Wunder aus der Eligiuslegende ist auf einem altdeutschen Gemälde in der Sammlung der Züricher Wasserkirche dargestellt. St. Eligius, der als St. Loy allabendlich im Alpsegen der katholischen Sennen angerufen wird (der Alpsegen steht: Argau. Sag. 1, 327), war ein Hufschmied, bei dem ein vorüberreitender König sein Pferd mit silbernen Hufeisen beschlagen ließ. Statt die Eisen vor die Schmiede heraus zu bringen, nahm Eligius die Hufe des Rosses mit an die Esse hinein. Sebastian Brant, *Leben der Heiligen*, erzählt den Vorgang also: *sant Loy schneit dem pferd die füz ab nach den gelidern, und als er es beschlagen hett, da setzt er im die füz wider an on allen gebrechen.* Diese Erzählung kehrt wieder norwegisch bei *Asbjørnsen* (*Norske Folke-Eventyr*, Christiania 1866, Nr. 21); belgisch bei *Wolf*, *Ndl. Sagen* Nr. 17; und süddeutsch bei *Meier*, *Schwäb. Sagen* Nr. 330. Bald ist es da der Schmiedknecht, der dem Meister das vorgenannte Kunststück abgesehen zu haben meint und es falsch nachmacht, bald auch ist es der Schmied selbst, dessen Uebermuth durch den König gemeistert wird als denjenigen, der den abgeschnittenen Pferdefuß allein anzufügen vermag; keine der Erzählungen aber giebt zugleich das Mittel an, durch welches die Sache gelingt. Dieses liegt in der Besegnungsformel, deren Alter und Wortlaut uns hier beschäftigt.

In einem der zwei heidnischen Zauberklieder, die man nach ihrem Fundorte die *Merseburger* nennt, ist erzählt, wie Götter und Göttinnen zusammen versuchen, den verrenkten Fuß des Fohlens *Baldurs* zu heilen, wie aber schließlich *Wuotan* allein das wirkende Wort der Besprechung weiß und die Heilung bewerkstelligt. Diese Segensformel des ältesten deutschen Erorcismus heißt:

ben zi bena, bluot zi bluoda,  
lid zi geliden, sose gelimida sin.

Wuotan allein weiß und spricht diesen Spruch; denn er, sagt die Edda, hat erfunden mit Liedern und Zaubersprüchen zu fördern und zu hemmen alles was immer geschieht: Feinde zu fesseln, sich aus Fesseln und Banden zu lösen, Pfeile im Fluge zu hemmen, Waffen zu stumpfen, sich unverwundbar zu machen, den Sieg zu ersingen, Erhängte zu erwecken, Liebe zu gewinnen und zu bewahren. Da nun der Aberglaube der ältesten und der jüngsten Zeit durchschnittlich sich ähnlich ist, wo nicht gar sich gleich bleibt, so haben auch älteste Segensformeln bis auf die Neuzeit sich herüber retten können, und seitdem die wissenschaftliche Aufmerksamkeit hiefür rege geworden ist, entdeckt man dieselben in ihrer echten Gestalt allenthalben wieder. Die eben erwähnte Merseburger Zaubersformel besigt seit jüngster Zeit bereits ihre eigne kleine Literaturgeschichte und ist bis in die entlegensten Gegenden und Perioden hin nachgewiesen. Ihre Spielarten hat J. Grimm norwegisch, schwedisch, niederländisch, schottisch, mittellateinisch und deutsch mitgetheilt in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1842, 21; und in seiner Mythologie 1181. Mit noch glücklicherem Erfolge hat dann A. Kuhn dieselbe Formel schottisch, ehstnisch, lettisch, russisch und altindisch nachgewiesen in v. d. Hagens Germania 7, 425, und in der Ztschr. für Sprachforsch. 1863, S. 51 und 151. Wir selbst waren bei diesen Sammlungen ebenfalls mitbeschäftigt, wie die hier nachfolgenden Parallelstellen zeigen, für welche des Textzusammenhanges und des Wortverständnisses wegen aus Grimm und Kuhn ein paar Wiederholungen gemacht werden müssen.

Hammond ist der erste gewesen, der den altdeutschen Zauberspruch aus dem Volksmunde gehört und ihn in der Nordischen Missionsgeschichte 1787 also veröffentlicht hat:

Jesus ritt zur Heide, da ritt er das Bein seines Fohlens entzwei. Jesus stieg ab und heilte es. Er fügte Mark in Mark, Bein in Bein, Fleisch in Fleisch. Er legte drauf ein Blatt, daß es haften sollte.

In einem unter dem katholischen Landvolke des Fricthals verbreiteten Zauberbüchlein: Albertus Magnus Egyptische Ge-

heimnisse, Brabant (Neutlingen) 1840 — findet sich Heft 1, pag. 11 derselbe Spruch wieder, hier statt des Fohlens angewendet auf den Hirschen. Der Text sagt: Wenn einem ein Bein verrückt, es sei Mensch oder Vieh, so sprich:

Es gieng ein Hirsch über die Heide,  
 Er gieng nach seiner grünen Weide,  
 Da verrückt er sein Bein an einem Stein,  
 Da kam der Herr Jesus und schmierts ihm ein,  
 Schmierts ihm ein mit Schmalz und Schmer,  
 Daß es wieder gieng hin wie her.

Das Hauptsächliche der ersten Formel ist hier schon vergessen, drum liegt die Heilwirkung auch nicht mehr in dem magischen Worte, sondern im Einschmieren der Salbe. Nach bairisch-fränkischem Brauch, den die Bavaria 4, Abth. 1, 223 mittheilt, muß die kranke Stelle dreimal angehaucht und dazu gesprochen werden:

St. Peter saß auf einem Stein und hatt' ein böses Bein. Fleisch und Fleisch, Blut und Blut: es wird in drei Tagen gut.

Ebenso bläst der Lette, wenn ein Kind im Fallen sich weh gethan hat, auf die verletzte Stelle und spricht: Knöchlein zu Knöchlein, Blutchen zu Blutchen, Fleischchen zu Fleischchen!

Der Ehste bestreicht die schadhafte Stelle dreimal mit beiden Daumen; dann macht man in einen rothgefärbten Wollenfaden neun Schlingen, zieht sie unter Hersagung der Formel in neun Knoten zusammen und umbindet damit die verstauchte Stelle. Der Spruch heißt: Haut gegen Haut, Blut gegen Blut, Fleisch gegen Fleisch, Adern gegen Adern.

Im finnischen und russischen Spruche werden die Adern besonders genannt. Im finnischen Epos Kalewala, übers. von Schiefner, pag. 78, Vers 307 und 380 — hat die Mutter ihren ertrunkenen Sohn Lemminkäinen aus dem Wasser gezogen und sucht die von den Fischen schon angefressne Leiche wieder zu beleben:



Füget Fleisch dann zu dem Fleische,  
 Paßt die Knochen an einander,  
 Bindet ein Glied an das andre,  
 Drückt die Adern fest zusammen:  
 „Bein an Bein und Fleisch zum Fleische,  
 Füge Glieder an die Glieder!“

Beim Russen lautet derselbe Spruch in wortgetreuer latein. Uebersetzung: *concrevit corpus cum corpore, os cum osse, vena cum vena; sigillavit ipse Christus in unoquoque homine sigillum.*

Rußwurm in seinem über die Inselfchweden handelnden Werke Sibofolke 2, 401 theilt die schwedische Formel mit, die gegen Verrenkung angewendet wird: *Lê i lê, là i là, alla lêer et Gûs behåg.* Der böhmische Spruch steht in Grohmanns Aberglaube und Gebräuche aus Böhmen und Mähren 1, 154:

Maso k masu,  
 kost k kosti,  
 krev k krevi,  
 voda k vode.

Das Fleisch zum Fleische,  
 Das Bein zum Beine,  
 Das Blut zum Blute,  
 Wasser zum Wasser.

In den Mythischen und magischen Bräuchen der Esten, von Kreuzwald, pag. 97 heilt Jesus die Fußverrenkung des Rosses:

Gehe, Gelenk, an Gelenk hin wieder,  
 Gehe, Sehne, an Sehne wieder,  
 Gehe, Sprung, an Sprung hin wieder,  
 Gehe, Fleisch, zum Fleisch hin wieder!

Wie im Merseburger Liede Wuotan es ist, der oberste Gott, der die Heilung bewerkstelligt, in dem christlich gewendeten Spruche dann Christus die Heilung am Rosse vollzieht, so thut dies auch im altindischen Spruche der Schöpfer und Ordner der Welt. Die nachfolgende Formel gehört dem Atharva-Beda an und ist von Kuhn in seiner Zeitschrift Jahrg. 1863, pag. 58 bekannt gemacht worden:

Mark mit Marke sei vereinigt,  
 Haut mit Haut erhebe sich.  
 Blut erheb sich dir am Knochen,  
 Fleisch erhebe sich am Fleisch.  
 Steh auf, geh hin du, eile fort!

Dieselben Körpersubstanzen, jedoch in umgekehrter Reihenfolge, werden aufgezählt, wenn ein Uebel aus dem Körper hinweg gesegnet werden soll; zur Vertreibung unreiner Säfte nimmt der Exorcist einen Stein aus dem Bache auf, den er nachher genau an dieselbe Stelle zurück legt, und spricht:

Unrein,  
 geh aus dem Mark in das Bein,  
 aus dem Bein in das Fleisch,  
 aus dem Fleisch in die Haut,  
 aus der Haut in den Stein, in den Rhein,  
 dann werden alle meine Säfte rein.

Dieselbe Redefigur der absteigenden Gradation enthält ein Segen gegen die Abzehrung, in Grohmanns Böhm. Aberggl. S. 177. Man mißt die Breite des Patienten nach seinen ausgestreckten Händen, und ebenso seine Höhe vom Kopf bis zur Ferse mit einem Strohhalme. Entspricht die Breite nicht der Länge des Körpers, so ist die Auszehrung aufgefunden und wird mit folgenden Worten verwünscht:

Ich vertreibe die Auszehrung aus dem Körper,  
 Aus dem Kopfe in die Schulter.  
 Aus den Armen in die Knie,  
 Aus den Knien in die Nägel,  
 Aus den Nägeln in das Meer:  
 Daß sie dort das Wasser übergieße und der Sand überschütte,  
 Daß sie die Beine nicht breche und die Adern nicht zerre,  
 Das Blut nicht sauge und das Fleisch nicht reiße.

Wie die Knochensubstanz relativ unzerstörbar ist und daher in den Höhlen und Gräbern eines vorgeschichtlichen Menschengeschlechtes und untergegangener Thierarten bis heute ausgedauert hat; so knüpfte der religiöse Glaube aller alten Völker

die Lehre von der körperlichen Fortdauer nach dem Tode an die Erhaltung der Knochensubstanz, und der darauf gegründete Zauberspruch, mit dem der verletzte Knochen geheilt wird, geht daher gleichfalls durch alle Zeiten und Sprachen.

Zum Schlusse darf auch auf ein paar Auszählprüche in jenen Mährischen Kinderreimen hingewiesen werden, die J. Feisalik in Wolfs Ztschr. für Myth. 4, 341 mitgetheilt; sie kommen dem Sinne der voranstehenden Exorcismen sehr nahe.

Der Hase läuft um den Zaun,  
Zerriß sich einen alten Stiefel,  
Den näht ihm der Fuchs zusammen;  
Das Eichhörnchen lächelte.  
Was hast du zu lachen,  
Da du kein Stückchen Hose hast?

Genug, genug,  
Schon ist es der bloße Knochen;  
Dieser ist es, dieser da,  
Werfen wir ihn hinaus!

\* \* \*

Vater schlachtete einen Widder,  
Sandte der Mutter die Lunge.  
Sie will die Lunge nicht,  
Sie will einen Hasen.  
Uebers Brachfeld läuft der Hase,  
Zerriß sich das Loch hinten.  
Der Fuchs näht' es ihm zusammen,  
Eichhörnchen lächelte.  
Was hast du zu lachen,  
Hast ja nicht ein Stückchen Hosen.  
Holer, holer Knochen,  
Schon ist's Fleisch genug!

Hier haben wir die wechselnden Gestalten des altheidnischen Zauberspruches, die Geschichte seiner Wirkungen giebt uns die

Edða dazu. In Skaldskaparmal c. 50 wird erzählt, wie die Jungfrau Hildir\*) Nachts nach beendigter Schlacht zur Walstatt hingehet und alle, die da todt lagen, durch Zauberei erweckt. Tags darauf kommt es zwischen den beiden Heerfürsten abermals zur Schlacht, und wiederum kämpften vereint unter ihnen alle die, welche gestern gefallen waren, „und so wird dieser Kampf der Hiadhningen fort dauern bis zum jüngsten Tage.“ Es mangelt dieser Erzählung nur die Angabe der symbolischen Manipulation, ohne welche ein gesprochener Exorcismus unwirksam bleibt. Während also Hildir ihren Heilspruch über die zerfleischten Kriegerleichen sang:

ben zi bena, bluot zi bluoda,

lid zi geliden, sose gelimida sin!

durfte sie nicht vergessen, den besegneten Rümpfen Haupt und Glieder anzufügen. Alsdann erfüllt sich an den Hiadhningen das Loos der Einheriar in Valhall: Jeden Morgen wappnen sie sich, um täglich den Streit des Lebens zu erneuen, bekämpfen und fällen einander, Abends dann sind sie wieder heil und tafeln zusammen.

Zum Schlusse vernehmen wir aus dem Munde der Legende, wie der Heidenzauber sich ins christliche Wunder umstellt von der durch gliederweise Zusammensetzung und unter Anrufung Gottes bewirkten Wiederbelebung zerstückter und zerschmetterter Menschen.

Die von Gall-Morel neu aufgefundenene Lateindichtung der Nikolauslegende gehört in dem Einsidlene-Manuscripte unstreitig dem 12. Jahrhundert an und ist auszugsweise bekannt gemacht im Anzeiger des German. Museums 1859, Nr. 6. Sie erzählt, wie der Heilige drei von ihrem Gastfreund im Schlafe ermordete Mönche wieder belebt. Ihre Leichen waren bereits zerstückt und in eine Salztone zum Schweinefleisch geworfen, das man auf den Verkauf inpöckelte, da vereinigten sich die

---

\*) Sie ist eines Namens mit jener Pharaildis, welche den verzehrten Ochsen wieder herstellt, indem sie über seiner ausgepannten Haut den Zaubersab schwingt. S. voraus Seite 222.

zerschnittnen Körperteile auf Nikolaus Gebet, heil sinken ihm die Wiederbelebten zu Füßen. Daher wird Nikolaus mit dem Symbol des Kessels abgebildet, rückweisend auf jenes Salzfaß. In der Lebensbeschreibung des heiligen Emmeram, welche der Freisinger Bischof Aribio im 8. Jahrhundert verfaßte, sammeln die Einwohner die abgeschchnittnen Glieder des verstümmelten Heiligen und verbergen sie unter einem Weißdorn;\*) denn es herrschte unter ihnen der Glaube, daß der Rumpf ohne ärztliche Hülfe heile, wenn man die zerrissnen Theile unter dem Boden berge. Acta SS. 22. Sept. vita Hemmerami, c. 21. Ich theile hier denselben Legendenzug aus einer von mir entdeckten Perg. Handschrift, Groß 8° mit, welche aus dem 1520 aufgehobnen Dominikanerkloster zu Bern stammt und durch Bruder Dietrich von Appolba, Predigermönch zu Erfurt, verfaßt ist. Der Titel heißt: Ein büch von dem leben, dem vsgange vnd den zeichen sant Dominicus. Das zweite Buch, Kap. 4 handelt von dem erkikenne (Wiederbelebung) eines junglinchs, der Inhalt ist folgender. Der junge Vapuleon zu Rom, ein Neffe des Kardinals Stephan, stürzt auf der Straße mit dem Rosse, und das Jammergeschrei der Begleiter, er sei zerschmettert, dringt in die Sixtina herein, wo der Pabst und die Kardinäle eben mit St. Dominicus in Versammlung sitzen. Dominicus läßt den Zerfallnen ins nächste Haus bringen, fügt die zerschmetterten Glieder an einander und legt die im Todeskampfe verzerrten Züge zurecht: vnd leit ellü sinü gelide ze samen ordenlich vnd sin anlüt, das vngestalt was von dem zerzerren, vnd fügt och andrü sinü gelide an ir stat. Hierauf nach einem dreimal wiederholten Gebete rief er Vapuleon mit Namen und hieß ihn in Christi Namen sich erheben. Vnd ze hande vor allen die da warent, do stunde der junglinch vñ, vnd der in erkiket hate, ze dem sprach er: nun vater gibe mir etwas ze essene.

\*) Vgl. voraus Seite 201.

## 7. Das Beinhaus.

*Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.*

Uralte Knochenanhäufungen haben sich im Boden solcher Plätze vorgefunden, wo nachweisbar heidnische Kultstätten gewesen waren; so auf einem Berge bei Schochwitz im Mansfeldischen (Myth. 492), am Augsburger Perlachberg und im Würzburgischen Kloster Heiligenthal (Panzer, Bairische Sagen 2, 448), auf dem Kniggel bei Halberstadt (Prähle, Harz. Sag. 1, XXXIV), im Aarauer Thura auf dem Grabacker der Lorenzkapelle und auf demjenigen zu Dlsberg im Frickthal (Aargau. Sag. 1, 265 und 194). Die beiden Waldplätze im Tann, einer Gemeindewaldung von aargauisch Muheim, welche Alte Gräber und Raibenstatt heißen, sind zugleich Fundorte römischer Alterthümer. Es veranlassen nemlich die zahlreichen Schädel und Knochen besonders von Rössen, die man sichtenweise im Boden solcher Plätze findet, den Volksglauben, jene Gebeine seien in Folge schwerer Viehseuchen hieher gebracht worden, und da man die Seuche, gleich dem crepirten Thiere, Raib und Schelm nennt, so sind diese Orte darnach Schelmenacker, Raibengraben, Raibler u. s. f. genannt. Die seit 1836 zu Schlatt, Kt. Thurgau, aufgefundenen keltischen Gräber liegen in einem Weinberge, Namens Schelmenbühl, und auch hier sind zahlreiche Roßknochen mit zum Vorschein gekommen. Wie man nun einst den deutschen Heiden Roßfresser schalt, so giebt man heute ganzen Dorfgemeinden, die in der Nähe solcher Fluren liegen, den Spottnamen: Schelmen, Raibenschinder, Raibenfresser. Die meisten dieser Plätze haben ihre besondere Localsage von untergegangenen Schlössern oder Klöstern, und auch aus ihr geht mit hervor, daß hier in vorchristlicher Zeit ein allgemeiner Begräbnisort mit einem besonderen Gebäude für die aufgesammelten Gebeine gewesen sei. Ueber die Beschaffenheit solcher heidnischen Weinhäuser steht uns keine einheimische Nachricht zu Gebote, wir behelfen uns daher mit einer An-

schauung aus der Fremde. Arnkiel in der Cimbrischen Heydenreligion 1691 erwähnt Seite 350 aus einem Reiseserke des Ferd. Pinto, es habe derselbe bei den Tataren in einem Bezirke 164 größere Gebäude beisammen getroffen, alle klasterhoch und bis unter das Dach mit Todtenknochen angefschichtet, so daß es das Aussehen gehabt, als wären diese Häuser mit ihrem Giebel erst aus dem Weinhaufen herausgegraben. Auf einem Hügel nebenan stand ein ehernes Kolossalbild, diese Gottheit, sagte man, werde bei der Auferstehung der Todten jedem hier Begrabenen seine Gebeine wieder zutheilen. Somit ist bei einem asiatischen Volksstamme in der Neuzeit derselbe Brauch wieder gesehen worden, welchen Griechen und Römer bereits von den Indern unter der Beifügung melden, daß man die Leichen den wilden Thieren preisgegeben, und welcher bei den heutigen Parzen in Baku der noch immer giltige ist. Man setzt rings um einen außerhalb des Wohnortes gelegnen Thurm die Leichen frei aus und läßt sie von den Raubvögeln bis auf die Gebeine abnagen. Sodann werden diese von einer auf die Höhe des Thurmes führenden Außentreppe in seine Oeffnung hinab geworfen. Ist letztere im Laufe der Jahre angefüllt, so muß ein neuer Thurm errichtet werden. So gewaltig angehäufte Knochenmassen in eigens dafür bestimmten Bezirken versünlichen uns die Stelle bei Hesekiel c. 37: Des Gebeines lag sehr viel auf dem Felde und war sehr verdorret. Und siehe, es regte sich, und die Gebeine kamen wieder zusammen, ein jegliches zu seinem Gebeine, und siehe, es wuchsen Adern und Fleisch darauf und er, der Herr, überzog sie mit Haut.

Aus den vorausgehenden Kapiteln ist ersichtlich, daß der Germane den Grund der Lebensdauer im Knochenbau suchte, er wird also auch den Gebeinen der Bestatteten eine besondere Sorgfalt gewidmet haben. Dahin deutet manches in der Sprache. Starche, härte Knoche hâ heißt dem Berner Oberländer langlebig sein. In der epischen Poesie der Angelsachsen heißt der Leib selber das Weinhaus, bânhus; bânfat (ossium vas), bânloca (ossium septum), bâncofa (cubiculum). Die Plünderung der Leiche ist dem Heiden eine Todssünde und

macht ehrlos, sie heißt hrairoup, Todtenraub, und nur ein barbarischer Hune, sagt das Hildebrandlied, ist ihrer fähig. Sie ist schon in den bajuvarischen, langobardischen und alamanischen Gesetzen verboten und wird nach westgothischem Gesetz mit dem Feuertode bestraft; denn der Todtenräuber frevelt nicht bloß an der Leiche, sondern stiehlt ihr von ihrem Leben, weil man die Seele des Todten noch bei seiner Leiche gegenwärtig dachte. Auch das bloße Gerippe ist unantastbar, weil an ihm die Wiedererweckung vollzogen wird. Das Siegel der Badi-schen Waldstadt Seckingen zeigt den heiligen Fridolin, der ein Todtengerippe an der Hand führt; es ist dasjenige Urso's, den er aus dem Grabe erstehen läßt und vor das Gericht zu Rankwil stellt als Zeuge für die Giltigkeit der dem Heiligen streitig gemachten Schenkung. Die Acta SS. 1. März in Balthers Leben sind die Quelle dieser Tradition.

Die Nachrichten über Errichtungen von Beinhäusern auf deutschen Kirchhöfen reichen nicht weit zurück; die Synoden von Münster im Jahre 1279, cap. 18, und von Köln ao. 1281, cap. 11 verordnen solche. Marzohl-Schneller, Liturgia I, 106. Von weit höherem Alter sind jedenfalls die Meinungen und Ueblichkeiten, die sich an das Beinhaus knüpfen. Hier folgen einige. Jeder Kirchhof hat seine unsichtbare Wache, die von dem hier zuletzt Begrabnen gehalten wird, bis ihn sein Nachfolger ablöst. Sein Geschäft ist, Ruhestörer zu verschrecken, die Gräber mit Weihwasser zu besprengen, das kleine Gebein aufzulesen und es im Beinhaus aufzuschlichten. Trifft die Reihe ein Weib, so heißt sie die Frau Todin und nach dem Rechen, den sie für das kleine Gebein braucht, die Zammrechari. Schönwerth 3, pag. 16. Alpenburg, Tirol. Myth. 1, 347. Das Dörsthier in solothurnisch Erlinsbach, nächst Narau, ist ein in Thiergestalt und zugleich in Priestertracht umgehendes Witterungsgespent, allein sein Lager hat es auf den Knochen des dortigen uralten Beinhauses, dessen vorzeitliche Schädel bei den Craniologen unter dem Namen der Erlinsbacher eine neue Species bilden. In der innern Schweiz sieht man die Schädel, wie sie aus den wieder geöffneten Gräbern kommen, reihenweise auf-



geschichtet und mit des weiland Eigners Namen beschrieben, in Macugnaga am Monterosa sind die der gewesenen Ortsgeistlichen am Granium in Form eines schwarzen Sammtkappchens übermalt. Dabei brennt ein ewiges Licht. Im Anniversarienbuch des aargau. Frauenklosters Hermetschwil steht „unterm vierten Tag des dritten Herbstmonats“ (Allerseelen) eingeschrieben: fröw Hilgart Bissin, conventfröw diss gotzhüss, het gen 20 u. haller, vnd das sol gebrücht werden den armen selen zuo einem nachtlicht in dem beinhüss. Um einem Sterbenden den Todeskampf zu erleichtern, schickt man sieben oder neun Kinder zusammen ins Weinhaus oder, wo ein solches nicht in der Nähe ist, zu einem Feldkreuz und läßt sie da sieben oder neun Vaterunser beten. Dies geschieht in der katholischen Landschaft des Freienamtes. Aber auch der Protestant, dem die Todtenbeine der Gräber nicht weiter zur Schau gestellt werden, widmet ihnen einen stummen Cultus. Es kommt in unsern reformirten Städten vor, daß der Patient einen verlorenen Finger auf den Kirchhof bringen und da eingraben läßt. Im protestantischen Tuttligen wird nach der Einsenkung des Sarges das Lied angestimmt: Ruhet sauft, ihr Todtenbeine! (Birlinger, Schwäb. Sagen) Es ist das äußerste Maß der Verachtung und Schmach, zu sagen: man wird mit deinen Knochen noch die Birnen und Welschnüsse herunter bengeln. Ein Tiroler Viehhirte wirft nach einer widerspenstigen Kuh mit einem Kirchhofsknochen; Nachts darauf sagt der Geist zu ihm:

Bringst du mir morgen nicht mein Bein,  
sollst von mir zerrissen sein.

Zingerle, Tirol. Sagen Nr. 351. Als der Weber von Neukirchen einen Todtenkopf vom Freithof mit heim nimmt, um ihn unters Kopffissen zu legen und sich damit Glücksnummern träumen zu lassen, erscheint der Geist und fordert den Kopf zurück. Schönwerth, Oberpfalz 3, 152. Der Satz, wer Nachts einen Knochen vom Kirchhof holt, dem brechen die Geister den Hals, reicht durch die gesammte deutsche Welt, neuerlich noch hat ihn K. Maurer aus dem Munde einer Frau auf Island

aufgezeichnet. Dorten wettet die Magd Gudrun gegen den Werth einer Tabakdose, sie werde jenen Sack, in welchem hinter der Kirchenthüre die Gebeine aufgehängt werden, ins Haus herüber bringen. Sie thut's, wird aber hierauf unablässig von einer Erscheinung verfolgt, welche spricht: Uebel bist du, Gudrun, mit meinen Knochen verfahren, das sollst du wieder gut machen! Isländische Sagen der Gegenwart\*, Seite 64 und 134.

Besucht man die Todtenkapellen auf einigen Alpenhöspitzen, so sieht man dorten vollständige Skelette in den Mauer-Nischen aufrecht stehen, einige sogar in eine schwarze Mönchskutte gekleidet. Dieser phantastische Todtenkultus soll durch ganz Italien bemerkbar sein und wird im Sinne des kirchlichen Memento mori ausgedeutet. Berühmt sind dadurch namentlich zwei Kirchen zu Rom. Die Todtenkapelle alla Morte an der Brücke Sisto hat eine Unterkirche, deren Wände und Decken ganz und gar mit lauter Menschengelbein überkleidet sind. Ganze Gerippe stehen in den Nischen, ein Theil der Wand ist mit Kinderschädeln, ein anderer mit lauter Gelenkknöchlein arabischenartig geschmückt, die Kandelaber sind aus Knochen zusammengefügt, die Rosetten, Sterne und Kreuze der Decke sind lauter Menschenknochen. In der Todtenkapelle auf der piazza Barberini stehen Gerippe in Kapuzinerfütten herum, an der Decke hängen zwei Kindergerippe in Gestalt schwebender Engel, es waren einst zwei Prinzessinnen des Hauses Barberini.

Diese welsche Sitte erscheint uns grausig, aber noch erschrecklicher wird es dem Italiener zu hören sein, daß man bei uns zum Andenken an die Todten das Brod in Knochenform backt und unter dem Namen Todtenbeine feil hält. Unter den Feinbäckereien der Stadt Aeschaffenburg stehen die sogen. Buben-schenkel und die safrangefärbten Dürrbenerchen obenan. Doch hiervon wird im folgenden Abschnitt vom Seelenbrod besonders die Rede sein.

In W. Wackernagels Basler Gymnas. Programm v. 1835 zu Bürgers Gedicht Lenore finden sich S. 7 zwei Volkslieder, die des Brauches gedenken, Heldenleichen in aufrechter Stel-

lung zu begraben. Ein Klephtenlied aus Fauriels Neugriech. Sammlung 1, 56 legt dem todten Armatolenführer das Wort in den Mund:

Die Grabesstätte hauet mir aus,  
 macht eine breite und hohe,  
 Damit ich aufrecht streiten kann  
 und in die Duere laden.

Ueberaus ergreifend ist dies in einem deutschen Soldatenliede veranschaulicht aus des Knaben Wunderhorn 1, 72; eine Kriegerschaar rückt aus dem Städtlein fort, wo sie Nachtquartier gehabt, stößt auf den Feind und wird insgesammt erschlagen. Da erhebt sich der Trommelschläger, auf den beim heutzigen Auszug noch sein Liebchen vom Fenster herabgeblickt hatte, und trommelt die Leichen der Kameraden auf. Sie schlagen den von panischem Schreck ergriffnen Feind und rücken dann vor der Liebsten Haus:

Da stehen Morgens die Gebeine  
 In Reih und Glied wie Leichensteine,  
 Die Trommel steht voran,  
 Daß Sie ihn sehen kann.

Aus diesen Angaben zusammen wird nun hervorgehen, daß das richtige Abbild des Todes wirklich unser Knöchler und Knochenmann ist, daß er aber als solcher ursprünglich ein Gedenke zu leben, und nicht ein Gedenke zu sterben, gewesen war. Hiemit erleidet auch das Ziel von Lessings Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet“ eine Abänderung nicht zwar des künstlerischen Ergebnisses, wohl aber der culturgeschichtlichen Prämissen. Das Abbild auch des griechischen Todesgottes muß irgend einmal in früherer Zeit dem unsrigen gleich gewesen sein. Auch in Griechenland war das Grabalter dem Brennalter vorausgegangen. Verbrannt werden bei Homer die Pestleichen, um das Heer vor Ansteckung zu sichern; verbrannt wird Patroklos Leiche, weil man während des zehnjährigen Krieges nicht hoffen konnte, die Leiche in die Heimat zurück

bringen zu können. Jene antiken Grabdenkmäler, welche eiserne Gerippe darstellen und deren Geltung und Echtheit Lessing so sehr bestritt, hatten also dennoch ihre antike Geltung typisch gehabt, bis sie später dem Genius mit umgestürzter Fackel wichen. Die sprechendste Beweisstelle hiefür giebt Lessing selbst an (Lachmanns Ausgabe, Band 8, Seite 254), es ist jene von Petronius geschilderte Tafelscene, da der Sklave das silberne Modell eines beweglichen Menschengerippes bei den Gästen umherträgt und diese ausrufen: *sic erimus cuncti, ergo vivamus!*

---

bringen zu können. Seine antiken Grabsteine, welche ehemals  
 Götterdarstellungen aus deren Stellung und Verfall zeigen so  
 sehr bezeugen, hatten also dennoch ihre antike Stellung nicht  
 gehabt, bis sie später beim Bau eines mit ungeschickter Hand  
 nicht. Die interessanteste historische Arbeit ist die von  
 von Schumann's Ausgabe, Band 8, Seite 254, wo sie aus  
 von Schumann's Geschichte, die der Staat des ist  
 keine Arbeit eines bewährten Historikers, die der  
 Arbeit unbedacht und nicht anzuwenden: sie erweist sich  
 ergo vivamus!

# Das Allerseelenbrod.

Aus der Geschichte des deutschen Grabcultus.

---

Das Allertelentod.

aus der Geschichte der neuesten Geschichte.

## I. Das Kornopfer.

Die Keimkraft des Getreidekornes erscheint als etwas nahezu Unvergängliches; ackerbautreibende Völker schütten es daher mit in die Gräber, den ewigen Schläfern zur immerdauernden Speise; Culturvölker haben es zum Sinnbild einer über das Grab hinaus reichenden Fortdauer erhoben. Herkömmlich sieht man auf Kirchhöfen katholischer oberdeutscher Dörfer in dem Weihwasserbecken neben dem Grabkreuze einen aus Kornähren geflochtenen Sprengwedel liegen; er ist ein Symbol des hier gleich einem Weizenkorne in die Erde gesenteten Lebens, das durch den Thau des Weihwassers wieder erweckt und gezeitigt werden soll. So galt es schon vor Jahrtausenden; aus Korn und Brod bestanden die frühesten Todtenopfer, so beweist es der Gräberbefund, so drücken es die Sprachen aus. Den Thraziern und Hellenen waren die Namen für Getreidehaufen, für Korn- und Todtenbehälter sprachlich synonym, den Etruskern und Tusken galt die Pforte der Unterwelt für einen Kornbehälter, wie die ägyptischen Pyramiden sowohl Königsgräber als auch Kornkammern hießen. Bei der Oeffnung antiker Gräber im oberägyptischen Theben, auf denen das Siegel von Jahrtausenden unverlezt geruht hatte, fand man Todtenbrode mit in die Leichenbinden eingewickelt, Weizenkörner in den Händen der Mumien. Als von solcher Frucht der Franzose Guerin Mineville im Jahre 1849 fünf Weizenkörner ausgesäet hatte, erhielt er mit einem 1200fachen Ertrage ein der heutigen ägyptischen Weizenfrucht völlig gleiches Product. Nicht bloß Decandolle's Ansehen verbürgt die Thatsächlichkeit dieser



naturhistorischen Angabe, es haben die seither mit dem Mumienweizen weiter fortgesetzten Versuche in der Landwirthschaft Frankreichs einen entschieden ernstern Charakter angenommen. Doch der Brauch selbst des Korn- und Brodopfers bei Leichenbegängnissen findet sich, wie im alten Nil-Lande, ebenso durch das Morgen- und Abendland verbreitet, bei dem einen Volke bald öffentlich und rituell fortdauernd, bei einem andern nur heimlich geübt oder stillschweigend von Oben her geduldet, und gerade die Art und das Alter seines außerchristlichen Vorkommens wird öfters im Stande sein, ein aufklärendes Licht auf unsere eigene Christensitte zu werfen. Man vergönne uns, zu diesem Zwecke sogleich ein paar Beispiele anzuführen.

Bei arabischen Beerdigungen zu Kairo, wie solchen i. J. 1860 Dr. Franfl aus Wien (Aus Egypten, S. 33) als Zuschauer beiwohnte, eröffnen den Zug zwei Kamele, das eine Brod in Körben tragend, das andere in Schläuchen Wasser, hinter ihnen ein Ochse, der am Grabe geschlachtet und stückweise sammt den Broden unter die Anwesenden vertheilt wird. Der Alttürke füttert gefangene Vögel und läßt sie am Feste der Gräber fliegen; er zerbröckelt viele Laib Brode und wirft sie am gleichen Tage den Fischen ins Wasser; er legt süße Kuchen in die müßigen Flammen und schüttet ganze Meßen Korn in die Ameisenhaufen; er beköstiget und nährt mithin an diesem Tage alle vier Elemente, in denen die Abgeschiedenen ihre Wohnstatt nehmen könnten. Wie müssen wir aber wohl staunen, wenn eben dieses Verfahren und zu demselben Zwecke in den religiösen Bräuchen unserer oberdeutschen Bauernschaft wiederkehrt, wie es in der nachfolgenden Beschreibung des Allerseelenfestes noch weiter mitzuthellen sein wird. Und wer wird dabei voreilig an eine Entlehnung denken dürfen! Denn diese dem Islam jetzt ausnahmslos gebotene Todtenspende war vor dessen geschichtlichem Auftreten schon altarabische Sitte gewesen, wie „das Fest der Todten“, eine besondere Erzählung in Fr. Rückert's Morgenländischen Sagen, 2, 309 unwiderleglich darthut; sie verräth sich aber eben so ursprünglich in jenen Theilen des Orients, in welche der Islam niemals vorgedrungen ist. Als Wilhelm Heine mit der

nordamerikanischen Expedition Japan besuchte (Japan und seine Bewohner 1860, 306), war er dorten Augenzeuge des Todtenfestes, das der Japanese am fünfzehnten Tag seines siebenten Monats begeht. Man pflegt da die Speisen, die man über Tag auf die Gräber gestellt hat, Abends auf kleinen, kerzen-erhellten Booten, mit Papiersegeln versehen, in die Gewässer zu setzen, so daß am Festabende tausende solcher Fahrzeuge auf den Wellen sich schaukeln. Zu Aehnlichem verpflichtet Menu's Gesetzbuch den Inder. Dieser hat alljährlich zehn Tage hindurch zur Beruhigung der Jüngstverstorbenen Reiskuchen zu opfern, Pinda genannt; er hat Grabfeuer anzuzünden für Groß- und Aeltervater, und für sämtliche Ahnen Wasserpenden auszugießen; erst nach dieser Verrichtung kann der Ueberlebende den rechtlichen Besitz des ihm von dem Verstorbenen zugefallenen Erbes antreten, so daß somit Familienverband, Vermögensbesitz und Todtenopfer als eine unzertrennliche Einheit erscheinen. Gans, Erbrecht 1, 80. Damit wird das Todtenopfer zu einer Satzung gestempelt, die unabänderlich über aller Willkür des Lebenden und über dem bloßen Wunsch und Willen des Verstorbenen steht. Die Legende läßt es auch nicht an beweisführenden Beispielen solcher Art mangeln. Sie berichtet im indischen Epos Mahabharata von dem edelmüthigen Wettstreit, welcher zwischen Sajati, einem nach seinem Tode wieder zur Erde gekommenen Könige, und dessen vier Enteln entsteht. Sajati trifft jene am Altare, da sie eben das Opfer für die Ahnen entzünden, und weigert sich großmüthig, die Frucht und das Verdienst ihrer frommen Handlung diesmal auf seine eigene Person übertragen zu lassen. Doch die Biere erwiedern ihm: Allein an den Menschen liegt die Schuld, wenn die Verstorbenen nicht im Himmel zu bleiben vermögen; wenn du durch uns den Himmel verlierst, so ist ja deiner Nachkommen Loos gleichfalls die Hölle. — So tief verwachsen mit dem Organismus des religiösen Gesetzes und des bürgerlichen Sachenrechtes, erweist hier der indische Brauch sich um ein Bedeutendes ursprünglicher, also auch weit folgenreicher, als jene althebräische Satzung, Tobia 4: Stelle dein Brod

und deinen Wein auf das Grab des Gerechten. Denn in dieser Stelle raisonnirt eine bereits nach willkürlichen Ausnahmen sich selbst beschränkende Sitte, dorten spricht ein ausnahmsloses Gesetz. Um so überraschender für uns wird es sein, dasselbe Rechtsverhältniß auch im altdutschen Todtenmahl mitbegründet zu finden. Denn auch nach diesem durfte der Ueberlebende so lange nicht sich in den Besitz der Erbschaft setzen, bis nicht Erbmahl und Erbtrunk (altnordisch Arköl, das Erb-Me) feierlich abgehalten und damit des Verstorbenen Gedächtniß (minne) getrunken war. Der Brauch des Leichtrunkes besteht in diesem rechtsgiltigen Sinne des Erbbieres jetzt noch. Der Schleswig-Holsteiner umschreibt den Namen Grabhier mit der Phrase den Doden sin Hüt vertëren; denn eben die Haut und Bedeckung (Hut und Hütte), aus welcher der Todte gefahren ist, verbleibt nun seinen Erben. Im Aargauer Reuß- und Bünzthale, deren Bevölkerung ungemischt katholisch ist, wird zum Gedächtnisse des Verstorbenen ein dreimaliger Seelgottesdienst abgehalten, am Tage der sogen. Begräbde, am Siebenten darnach, schließlich am Dreißigsten. Eben so oft findet auch im Trauerhause ein Trauermahl statt, das herkömmlich mit Rothrüben-Salat und Rothwein schließt. Bei der dritten Mahlzeit am Dreißigsten werden die Kleider des Verstorbenen verschenkt und zugleich geht hier die Ausscheidung des Erbes vor sich. Ist letzteres geschehen, so legt die männliche Verwandtschaft den am Lande noch üblichen Leidmantel für immer ab; man hat darin dem Freund nach Vorschrift das Geleite gegeben „zu Kirche, zu Straße und übers Grab“, und somit ist seinem Andenken kirchlich und weltlich Genüge gethan.

Der Leser, welcher die innere Uebereinstimmung dieser so verschiedenartigen Völkern angehörenden Leichenbräuche zuzugeben geneigt ist, wird das höhere Alter derselben beim Germanenvolke doch wohl beanstanden, in so ferne er das Todtenopfer auch hier grundsätzlich als eine Kornspende auffassen soll und sich erinnert, daß Cäsar und Tacitus dem Germanen den Ackerbau nahezu absprechen. Dieses ehemalige Bedenken ist aber durch eine richtige Interpretation jener Schriftsteller

ohnedies bereits verringert und durch den neuerlich gemachten Gräberfund vollends zum Schweigen gebracht. Die ostdeutschen Leichensfelder und Opferschanzen zwischen Elbe und Weichsel, also in jenen Landstrichen, wo die früheren Wohnsitze des Vandalenstammes gewesen waren, haben bisher nicht bloß beträchtliche Massen gerösteten Weizens ergeben, sondern auch kugelförmige Klumpen, laibleinartig aus gestoßenem Korn und aus Thonerde zusammengebacken und von der Flamme des Leichenbrandes mitcalciniert, die man mit allem Grunde für Opferbrode anzusehen hat. Solcherlei aus Gräbern erhobene Brodkugeln, in ihrer Gestalt den nachher noch zu beschreibenden Seellaiblein gleich, finden sich aufbewahrt in der Preussker'schen Alterthumsammlung zu Großenhain. Außerdem aber haben die seitdem erst entdeckten Pfahlbauten, die mit der germanischen Urzeit an Alter jedenfalls sich messen, eine immer noch sich mehrende Ausbeute an Weizen, Körnerbrei und Brodkuchen geliefert. Im Bodensee zu Wangen allein hat man an Weizen und Gerste ein zu hundert Sester ansteigendes Quantum aus der Tiefe des dortigen Seedorfes erhoben. Es bewährt sich damit, daß das Korn eine urzeitliche Pflanze, ein Gemeingut der frühesten Menschheit gewesen ist, und in diesem Sinne haben es auch die ältesten Mythen aufgefaßt. Nicht bloß Abraham vermag dem sammt den Engeln zu Besuch kommenden Herrn mit frischgebackenen Weizenkuchen zu bewirthen. Durchwandert einmal der Germanengott Njgr ebenso die Welt, um das Menschengeschlecht in Stände zu ordnen, so findet er dasselbe überall schon mit dem Ackerbau beschäftigt und erhält zur Einfuhr in dem einen Hause grobes Gerstenbrod, in dem andern feine Weizenkuchen vorgesetzt. So erzählt das Eddaische Lied Rígvæda. Das altnordische Alvissmål ist zwar ein um Vieles jüngeres Gedicht, enthält aber sammt einer poetischen Umschreibung der mehrfachen Namen der Gerste zugleich den sprechenden Beweis, daß die germanischen Todtenspenden eben in Korn bestanden haben. Bei den Menschen, erzählt dies Gedicht, heißt das Korn (der Gerste) Bygg, das Gebaute; bei den Göttern heißt es Bar, der Ertrag; bei den halb göttlichen

Banen Bart, das Granige; bei dem Volke der Riesen Aeti, das Essen; bei dem Geschlechte der Zwerge Lagastaf, der Maßstab des Gesetzes; aber in dem Todtenreiche der unterirdischen Göttin Hel wird es Hnipinn genannt. Letzterer Name bezeichnet das wallende, Alles zudeckende Saatsfeld, ein Bild von gleich plastischer Trefflichkeit, wie ehemals des Dendichters Ramler „blonde Ceres, die ganz verhüllt in Aehren geht“. Und wie nun der Getreidebau älter ist als unser geschichtliches und naturgeschichtliches Wissen; wie die Sprache mit dem Namen Gottesgabe, dänisch Gudsgave, das Korn als eines jener Geheimnisse bezeichnet, deren Anfang wir nicht ergründen, sondern nur Gott allein überlassen können; so muß es auch mit in den ursprünglichsten Ideen der Menschheit liegen, wenn man um den Grund fragt, warum die in Korn bestehende Todtenspende in altindischen und altdutschen Sagen unter denselben Rechtsfolgen erscheint. Daraus ergibt sich zugleich der sprechende Beweis, daß ein solcher Brauch sammt seiner Uebungsart nicht aus diesem oder jenem Religionsystem abentlehnt, nicht gleich einer Mode mechanisch auf weitere Völker übertragen worden sein kann, daß er vielmehr aus der überall sich gleichenden Menschenempfindung unmittelbar entsprungen ist und in dem Unentbehrlichsten, dem täglichen Brode, gleichmäßig sich verkörpert hat. Gerade unter solchen Völkern oder Volksstammten wird er daher noch am deutlichsten erkennbar sein, deren ursprüngliches Sittengesetz und Rechtsleben am wenigsten von äußerlicher Gewalt hat beeinflusst werden können.

Ferner ist zu erwägen, daß das Todtenopfer ein von der Treue der Blutsverwandtschaft eingegebener Liebesdienst, ein Sühn- und Dankopfer ist, in Speise und Trank dazu bestimmt, von der gemeinsamen Verehrung dargebracht und in gemeinsamer Stimmung aufgezehrt, consumirt zu werden; denn nur so betrachtet, wird sich jener sittliche Widerwille ermäßigen, mit dem heute ein verfeinertes Urtheil die oft zu greifbare Naturwüchsigkeit manches alten Volksbrauches beanstanden möchte. Nach der Hülle und Fülle, das heißt wörtlich, nach Kruste und Krume aller zu einer Todtenspende aufgebrauchten Brode,

veranschlagt jetzt noch unser oberdeutscher Landmann die seinem Verstorbenen nachgetragene Achtung, wie dauerhaft sein Angedenken, sein Nachruhm in der Gemeinde verbleiben werde und, da dem Abgeschiedenen eine umfassende Erinnerung hiervon zugetraut wird, wie ihn ein diesem irdischen Angedenken entsprechendes Maß von Befriedigung und Seligkeit im Jenseits erfüllen werde. Denn wie sollte er des Anblickes nicht herzlich froh sein, wenn die versammelte Sippschaft, statt in stummer, alle Nahrung abwehrender Trauer zu verharren, seinen Namen nennt, einmüthigen Stolzes die Becher erhebt und mit neugeschöpfter Zuversicht die zaghaften Gedanken und Sorgen niedertrinkt. Eben weil dies so das Naturgemäße war, so mußte ihm das früheste Christenthum auf seinem Wege zu allen Völkern auch allenthalben begegnen. Aber es erging dabei den Glaubensboten wie uns noch; ein solcher Gedankensprung schien ihnen zu vermessen, ein solcher Stimmungswechsel zu unvermittelt, zu erfrecht und roh. Speise und Trank auf die Gräber zu tragen, dorten zu genießen und mit den Armen zu theilen, war zu den Zeiten des heil. Augustin so sehr allgemeiner Brauch, daß dieser Kirchenvater in seinen Confessionen erzählt, wie er noch seine eigene fromme Mutter Monica von dieser Unsitte der Mailänder Christen habe abhalten müssen. Der Abt Augustin Calmet zu Senon meldet in seiner Abhandlung von den Vampyren: Wir haben in der Caritas-Kammer unseres Klosters irdene Gefäße und Teller, auf denen noch Knochen von Ferkeln und Hühnern zu sehen sind; sie sind tief unter der Erde der Klosterkirche des heil. Mansuetus zu Toul aufgefunden worden und beweisen, daß man hier einst den Leichen Speise und Trank beigesezt hat. In der Sammlung Karolingischer Kirchenstatute von Regino ist jedem Bischof aufgetragen, bei der jährlich zur Synode versammelten Diöcesangeistlichkeit Umfrage darüber zu halten: Ob Jemand zur Nachtzeit über einen Todten singe, esse oder trinke und sich gleichsam über dessen Tod freue. Doch die Kirche lenkte nachmals selbst ein, allgemein Menschliches tolerierend, oder es nach Möglichkeit in eine spirituelle Beziehung umkleidend. Sie sezte

den Todtensonntag mit dem Sonntag Vätare auf einen und denselben Festtag zusammen, die Heidenfreude zu gleicher Zeit mittels der Christentrauer ermäßigend; und so konnten schon die Quedlinburger Mönche wiederum die gräßliche Heidenfolgerung lehren, je mehr man bei Todesfällen schmause, um so mehr würden die Verstorbenen gelabt: *plenius inde recreantur mortui*. Flögel, Grottesk-komisches 192. Und da Glauben und Aberglauben keinem Zeitlauf unterthan sind, so ist es denkbar, daß sich dieselbe Behauptung auch jetzt noch unter dem Volke vernehmen lassen kann. Der bairische Oberpfälzer nennt das Abhalten des Leichenmahls das Eindächteln des Todten, ableitend von gothisch dauhts, das Mahl; „Je mehr dabei getrunken wird, sagt er, desto besser ist's, es kommt dem Todten zu gut.“ Dies ist kein beiläufiger Scherz, sondern wird uns durch die Autorität Schönwerth's verbürgt, des landeseingebornen Ethnographen der Oberpfalz. Selbst wenn von dem kirchlichen Todtensonntag behauptet wird, das für diese Frist gebackene Brod ergebe in einer Unze mehr Sättigung als an andern Tagen zwei Pfund, so liegt auch unter diesem abergläubischen Worte eine herbe thatsächliche Erfahrung verborgen, die nemlich, daß ein schmerzlich-frisches Andenken am raschesten und wohlfeilsten zu ersättigen ist. Erst der systematische Aberglaube macht den Satz absurd, indem er aus dieser natürlichen Erfahrung einen Lehrsatz von der magischen Wirkung des Seelbrodes heraus folgert. Doch daß wir uns deshalb nur nicht voreilig gegen ihn ereifern und dann doch thun, wie er! daß wir jene magische Wirkung nicht dem Zweckbrode absprechen und sie doch hinter unsern zahlreichen Zweckessen wieder finden wollen! denn hier wie dorten läuft doch Alles auf die Vorstellung hinaus, die der Essende mitbringt. Bei einem Zweckessen wird von den Meinungs-genossen in der erklärten Absicht gemeinsam getafelt, hier im voraus schon an jenem Frohgeföhle sich ersättigen zu wollen, welches durch eine erst noch zu verwirklichende Idee später einmal der bleibende Besitz dieser Genossenschaft werden soll. Wie viel oder wie wenig dabei consumiert wird, dies hängt ganz allein von der

Stimmungsfähigkeit der Versammelten ab; auf der Spitze des Enthusiasmus und in der Tiefe des Schmerzes pausiert der Appetit gleichmäßig, nur ganz moderne Gefühlsdilettanten und Zweckesser fechten sich zwischen Beiden arglos mit Messer und Gabel hindurch. Sogar das Substantielle der Nahrung und des Geschirres darf aus dem Alltäglichsten bestehen, wenn beides nur die ideellen Beziehungen zuläßt, die einem geweihten Symbol zukommen. Den griechischen Göttern diene das bloße Füllhorn, den germanischen der Kessel als Mittel schmausender Seligkeit; den frommen Aethiopen mußte der Sonnentisch, den Rittern der Tafelrunde der heil. Gral in jeder Nacht frische Paradieseskost spenden, und im Kindermärchen thut's das Wort Tischchen deck dich! So kann auch der Todtentag bald als ein von der natürlichen Trauer gebotener Fasttag, bald als ein von dem Nationalstolze überlaut begangenes Banket gefeiert werden und bei beiden sinnbildlich oder wirklich der Schmerz sich selbst verzehren wollen; auf jeder Stufe der Entwicklung wird der Volksgeist das hiefür ausreichende Mittel, den zu dieser Anschauung verwendbaren Gegenstand ausfindig machen, er braucht nur das Allergewöhnlichste, die tägliche Nahrung zu symbolisieren und ihr eine religiöse Bedeutsamkeit beizulegen. Das deutsche und das griechische Nationalepos, beide der Spiegel unverstellter Menschenart, haben daher von dieser doppelten widerspruchsvollen Gemüthsstimmung zu erzählen und wie sich dieselbe beiderseits ausgleicht. Wenn der erschlagene Nibelungenheld begraben ist, so finden sich manche seiner Freundschaft, die dreier Tage lang vor großem Kummer weder essen noch trinken; doch wahrheitsgetreu setzt das Lied sogleich hinzu: si nerten sich näch sorgen, sie siengen in ihrem Leid doch wieder an, Nahrung zu nehmen. Wenn Vater Priamos die Stadt verläßt und im Feindeslager die Leiche des Sohnes beim Mörder Achilleus sich erbitten muß, erhält er sie zwar, zugleich aber soll der Gebeugte mit Achilleus im Zelte zu Nacht speisen. Hier ist es, wo die Ilias unserer Mißstimmung über einen in seinem Herzeleid essenden Vater eine merkwürdige Belehrung giebt: das Brod ist kummer-



stillend; oder wie Schiller im Siegesfeste jenes homerische Wort übersetzt:

Dem auch Niobe, dem schweren

Zorn der Himmlischen ein Ziel,

Kostete die Frucht der Nehren

Und bezwang das Schmerzgefühl.

Dies ist die erwähnte Nährkraft, die vor jedem andern Brode dem Todtenbrode beigelegt wird. Dasselbe drückt der Spruch in Zend-Avesta aus (übersetzt von Spiegel 1, 85): Niemand, wenn er nicht iszt, vermag etwas; und zustimmend steht Psalm 104, 15, daß das Brod des Menschen Herz erfreue. Es ist aber vom Heilsamen nur ein kleiner Schritt zum Heilkräftigen, daher rühren die tausendfachen Wundercuren, die das einfache Brod verrichten muß. Wer über Land geschickt werden soll, der schneidet sich vom Hauslaib in der Tischlade erst ein Stück ab; in der Tasche mitgetragen, bewahrt es Jung und Alt vor plötzlichem Heimweh, vor Bezauberung, vor dem Anfall der Hunde. Dem armen Soldaten in der Fremde begegnet das Graumännchen und schenkt ihm ein Krüstchen Brod: Hier riechst du dran, dann hast du keinen Hunger, und denkst du dran, dann hast du keinen Durst! Curze, Waldecker Volksüberlieferungen 56.

Wenn nun im Nachfolgenden einige geschichtlich verbürgte Züge aus den Leichenbräuchen unserer heidnischen Vorzeit mitgetheilt werden, so sind sie zu dem besondern Zwecke ausgewählt, zugleich ein erklärendes Licht auf jene Grabspenden, Seelfeste und Seelbrode voraus zu werfen, mit deren genauerer Schilderung sodann vorliegender Bericht abschließt.

Die jetzt noch geltende Benennung Seelgeräthe, Fahrzeit, Anniversarium begreift alles in sich, was ein Verstorbener nach katholischem Ritus kirchlich vergab und zu seinem oder der Seinigen Gedächtnisse alljährlich am Stiftungs- oder Sterbtag zu Wohlthätigkeitszwecken ausbieten läßt. Man lieft Seelmessen, man vertheilt alle Gattungen von Lebensmitteln, man bietet Seelbäder aus, wie jetzt noch in München geschieht, einstens aber gleichmäßig in ganz Süd- und Norddeutschland

geschah, man speist die Armen in Genossenhäusern, die im ältern Nürnberg einst gleichfalls Seelhäuser hießen, und be-  
 köstigt die dienstthuende Geistlichkeit an einer reichbesetzten Tafel. Als sich daraus clericale Schmausereien entwickelten und man das Anstößige heraus zu fühlen begann, suchte man nach be-  
 schönigenden Erklärungsgründen und leitete den Brauch von den Liebesmahlen der ersten Christen her. Allein von dieser entlegenen Beziehung läßt sich in der deutschen Kirchengeschichte auch nicht ein leiser Schimmer erkennen. Eben so wenig reicht das kirchliche Allerseelenfest allein hin, die Entstehung und Uebungsweise des Volksbrauches zu erklären. Bevor Abt Ddilo von Clugny zu Ende des eilften Jahrhunderts an dieses Kirchenfest gedacht und dann Papst Johannes XVI. dasselbe auf den zweiten November festgesetzt hatte, feierten die Heiden um eben diese Zeit Novembers das Fest zugleich des scheidenden Sommers und der mit demselben hingeschiedenen Seelen. Da zog alsdann das große Heer der Todten um, wurde von dem zum Opfer versammelten Volke begrüßt und mit frisch auf-  
 gestellten Speisen zur Weiterreise gestärkt; oder es wurden auch statt der Todten, die keine Wegzehrung mehr begehrten, ihre Stellvertreter, die Armen und Sicken, mit Trank und Speise erquickt. Bedingungsweise wurden solcherlei heidnische Opfer von den Bekehrern zugestanden, von der Kirche alsdann gemildert und umgebildet und eben dadurch für unser geschichtliches Wissen gerettet; denn auch jetzt noch behauptet das Todtenopfer wenigstens in Form des Almosens seine kirchliche Berechtigung. Der Priester Goffine, welcher 1719 starb, fragt in seinen neuerdings stark verbreiteten „Evangelien und Episteln“ (Augsburg 1826. 2, 293): Wie ist den im Fegfeuer leidenden Seelen zu helfen? und antwortet darauf: durch Almosen; denn es steht geschrieben: Veraube den Todten der Gnade nicht. — Sehen wir nun aus den uns erreichbar gewesenenen Quellen, wie unsere deutsche Vorzeit diese Pflicht auf-  
 faßte und erfüllte.

Beim Feste der Goldenen Messe zu Hildesheim, die zum Schlusse der sogen. Gemeinwoche 14 Tage nach Michaelis

(29. September) begangen wurde, hatte das Hildesheimer Stift alle herbei gekommenen Gäste und Fremden nach altbestimmter Norm zu begasten. Aber das dabei Allen gleichmäßig Zukommende war ein obligates großes Zweckbrod. Als der Klosterreformer Bruschius eben zur Zeit dieses Festes das Stift besuchte, erhielt er neben den übrigen sazungsmäßigen Gerichten, dem bestimmten Quantum Tafelwein und den vorschriftlichen vier Schillingen Zehrgeld, ein weißes Weckenbrod von solchem Umfange vorgesezt, daß nach seiner Versicherung alle damaligen Tischgenossen zusammen daran genug gehabt hätten. Eben dieses Fest der altsächsischen Gemeinwoche, die hillige mēnweke, welches in dreitägiger Dauer auf Ende Septembers fiel und das Erntejahr mit Höhenfeuern, Opfern, Volksversammlung und Tänzen schloß, ist uns durch Widukinds von Corvey Annalen als ein vorchristliches bestätigt. Jetzt noch fallen unsere Erntefeste vielfach auf Michaeli (29. September), also ziemlich auf die unserer altdeutschen Jahreseintheilung entsprechende gleiche Zeitscheide, und sind begleitet von landschaftlichen Kinderumzügen, städtischen Festspielen und Ortsbräuchen, in denen sich der Wettkampf des Sommers und Winters scenisch ausdrückt. Denn mit der Bergung des Pfluges begann der altdeutsche Winters- und Neujahrsanfang. Seit nun nach Sultanischem Kalender der Winterbeginn auf Martini, 11. November, gerückt wurde, sind auf diesen Termin auch unsere Schnitter- und Drescherschmäuse, Herbstgerichte und Zinstage mit hinausgerückt, und Martini schließt nun das Pacht- und Ackerjahr ab. Eben deshalb wiederholt jetzt dieser neuere Wintertermin das in dem früheren bereits vorhanden gewesene Erinnerungsfest für die im Laufe des landwirthschaftlichen Jahres Verstorbenen, nemlich das Opfer am Allerseelenfeste, welches nun am 2. November kirchlich begangen wird. Und seitdem das Sonnenjahr nun bei allen deutschen Volksstämmen gleicher Maßen in Geltung ist, gelten nach ihrem übereinstimmenden Volksaberglauben die jezige Neujahrsnacht, die Zeit der Zwölften sammt der skandinavischen Julnacht gleichermaßen wieder als die ehemaligen Fahrtnächte der Geister und Gespenster.

Als eine gleiche in Oberdeutschland bestandene Uebung dieses alten Ernte- und Todtenopfers ist die berühmte Wurmlinger Mahlzeit in Schwaben anzusehen. Sie hat ehemals am Dienstag nach Allerseelen stattgefunden und wird jetzt im October am Dienstag nach der Großen Kirchweih daselbst gefeiert. Keiner dieser beiden Termine hat eine kirchliche Weihe für sich; ja auch von der jetzigen Großen Kirchweih behauptet man zu Wurmlingen im Orte selbst, sie sei kein kirchliches, sondern ein ursprünglich heidnisches Fest. Die Stiftung der Mahlzeit schreiben die schwäbischen Chronisten dem Grafen Anselm von Calw bei, der schon im Jahre 938 gelebt haben soll. Aber ein weit besserer Gradmesser des Alters dieser Stiftung liegt in der ursprünglichen Aufzeichnung ihrer Statuten. Die Stiftung soll nemlich zufolge des Schlußstatuts wieder an das Calwer Grafengeschlecht zurückfallen, wenn sie nicht in Allem treu beobachtet werden würde. Nun ist aber der Calwer Grafenstamm im Jahre 1219 ausgestorben, und somit gehört die ältere Aufzeichnung der Wurmlinger Satzung bestimmt dem 13. Jahrhundert an. Auch die Sage von der Wurmlinger Bergcapelle deutet auf ein sehr hohes Alter, sie wird nemlich unter die sogenannten Wandelkirchen gezählt; denn so oft man sie auf einem andern Plage hat aufführen wollen, namentlich als die Schweden sie niedergebrannt hatten, kehrte sie immer auf ihre alte Standstelle am Remigiussberge zurück. Sie hatte bis zur Reformation ein eigenes Landcapitel in Schwaben gebildet, in welches alle Priesterschaft der Städte Döbingen und Rotenburg sammt den Curaten der umliegenden Flecken gehörte. Jetzt noch steht sie unter ihrem eigenen Dekan und Kammerer. Alle diese Priester, jeder sammt seinem Sigrift und Pfarrschüler, hatten mit beim jährlichen Todtenmahl droben auf dem Berge zu erscheinen. Jeder Pfarrer kam beritten, sein Roß und Knecht, auch jeder des Tages ihm begegnende Fremde war droben zehrungsfrei und erhielt seinen Antheil an dem vorgeschriebenen Mahl. Zur Mahlzeit aber gehörten unabänderlich folgende Einzelheiten: ein heute geschlachteter Stier, dreierlei Mastschweine, ein- bis dreijährig, dreierlei Bier oder dreierlei

Wein, dreierlei Brod nach jeder Einzeltracht, Fische (wohl auch dreierlei: gesotten, gesulzt und gebacken), eine haselbraune Gans für je zwei Gäste, „in der gebratenen Gans soll stecken ein gebraten Huhn, und in diesem, damit aller guten Dinge drei sind, eine gebratene Wurst“. Sobald sodann oben am Berge der Stier ausgeschlachtet ist, so wird seine Haut ins Dorf Sulgen am Fuße des Berges hinabgetragen und auf dem dortigen Kirchhof ausgespannt. Hier nehmen ringsum die Sonderfischen Platz und erhalten jede droben von der Chorherrentafel der Reihe nach abgehobene Speise sammt jeglichem Reste des mit abgeräumten Brodes und Weines. Besonders gekocht ist für sie der saure Pfeffer der Haselgänse nebst den drei gerösteten Schweinsköpfen. Denn gar nichts von Allem soll heute ungenüßt und ungenossen bleiben. Selbst der nicht aufgefütterte Haber, jeder einzelne Tränklübel, jede Rosshalter, neu wie man dies Alles heute droben empfangen hat, verbleibt den betreffenden Reitknechten; und so erhalten auch die Siedchen statt der Brodkrumen, die man ihnen von der Herrentafel doch nicht alle zu Thal bringen könnte, das eigene Ersatzbrod des Hüllwecken. Dies ist ein vorher ausgehöhlter Brodklump, in den gleichwie in einen Opferstock jeder Herr und Gast der Tafel seinen Pfening einlegt, der den Armen drunten Mann für Mann alsbald vertheilt werden muß. Und sollte dereinst, besagt die Urkunde, eine einzige dieser vorgeschriebenen Ueblichkeiten nicht mehr gehalten werden, dann würde die gesammte Stiftung wiederum dem Ältesten der Calwer Grafen zufallen; dieser aber habe dann, auf seinem Rosse im Stegreif stehend, einen Goldgulden über den Thurm der Wümlinger Capelle zu Thal zu werfen und damit Zeugniß abzulegen, daß er und seine Nachkommen die Stiftung voll auszurichten abermals verpflichtet seien.

Seit der Kirchenreformation hatten auch die protestantischen Pfarrer der Umgegend an dieser Mahlzeit theilgenommen, weil sich die eine und unzertrennbare Stiftung nicht nach beider Confessionen Eigenthum ausscheiden ließ, blieben aber in Folge des überall ausgebrochenen Dogmengezänkes schließlich

weg. Nunmehr beziehen die nächstgelegenen Pfarreien statt des Mittagmahles je sechs Gulden, und haben dafür das Seelenamt und die Vesper stiftungsgemäß auf dem Berge zu begehren, mit dem Unterschiede, daß dies nicht mehr wie ursprünglich am Dienstag nach Allerseelen, sondern am Dienstag nach der Großen Octoberkirchweihe geschieht. Den alten und neuen Hergang dabei hat Dtmars Schönhuth (Burgen Württemberg's 1, 418) nach den darüber vorhandenen Urkunden beschrieben.

Nach demselben heil. Remigius, an dessen Capelle das Calver Todtenmahl geknüpft ist, hat sich das Stiftscapitel zu Herford Ramey (Remig) zubenannt und eine nach Alter und Ausgedehnthet eben so merkwürdige Todtenspende abgehalten. Die Herforder Capitelmitglieder mußten sich am 1. October, als am Tage des Heiligen, sammt allen ihren Behörigen auf dem Nordhose bei Enger versammeln, um das Angedenken des hier begrabenen Sachsenherzogs Wittukind mittels der Bekingspende zu feiern. Die benachbarten Höfe und Dörfer steuerten nach ihrer besonderen Pflichtigkeit bei, das ganze Kirchspiel schmauste mit. Dreimann in Dreiern hatte das Gestühle für die Volksmasse aufzuschlagen, Riepe in Westenger gab das Weißbrod, Nordmeier das zur Spende Röhthige. Bei der späteren Verlegung des Festes auf Dreikönige schrumpfte dasselbe bereits zusammen; die Schüler erhielten noch die Timpen-Semmeln ausgetheilt, ein Zweckbrod, die Armen Brod und Wurst, nur für Geistlichkeit, Lehrerschaft und Bürgermeisteramt bestand noch eine Mahlzeit. Seit einigen Jahren unterbleibt auch dieses, wie Heusinger, Sachsenländ. Sagen 38 mittheilt. Bis zu welchem Betrag die jährlich wiederkehrende Vertheilung solcher localen Spenden zuweilen anstieg, darüber geben oft zufällige Bemerkungen der Chronisten überraschenden Aufschluß, z. B. Bruschius in Buchoviano Parthenone. Das schwäbische Kloster Buchau bei Vöhrach war von der Gräfin Adelindis, aus dem Stamme der bairischen Grafen von Andechs, zum Seelenheil ihrer Verwandten gestiftet worden, die in einer Schlacht gegen die Hunnen gefallen waren. Hier war

Bruschius Augenzeuge, wie man am 28. August 1548 allen aus der ganzen Landschaft herzu gekommenen Leuten das Weizenbrod der heiligen Adelindis vertheilte und damals 4000 Menschen dasselbe empfiengen. Die Gestalt dieser Buchauer Spendbrode, welche der Kupferstecher Sadler in Raders Bavaria Sancta 2, 123 (München 1624) abgebildet hat, kommt ganz derjenigen unserer oberdeutschen Seellaibchen gleich. Eine noch größere Zahl dieser Spendbrode hatte das Margauer Kloster Königsfelden jährlich am Todestage des hier bestatteten Kaisers Albrecht auszuthheilen, nemlich 4550. Die Urkunde steht zu lesen in den Eidgenössischen Bünden von Ropp 4, Abth. 2, 272. Häufiger ist es, daß man statt der Urkunden nur Legenden über das Entstehen solcher Stiftungen besitzt, aber trotz ihres Ungeschicks, das sie gewöhnlich in der Zeitrechnung verrathen, sind sie doch schon durch die naive Sicherheit belehrend und orientierend, mit welcher sie ihre Erzählung herkömmlich an die heidnische Vorzeit anzuknüpfen pflegen. Die Wefingspende stützt sich auf die erste Bekehrung der Nordsachsen unter Karl dem Großen, die Adelindispende auf die Hunneneinfälle unter Otto dem Großen, und bei der Wurlinger Mahlzeit müssen dieselben Thiere, Stier, Schwein und Gans, nicht minder vorchriftsgemäß geschlachtet und vertheilt werden, wie sie vorher nach heidnischem Ritus und wohl auf derselben Stelle einst dem Gotte Frö und Wotan geopfert worden waren.

So weit nun auch diese einzelnen Züge in die Geschichte unserer Vorzeit zurückblicken lassen, so sind sie doch noch nicht die älteste erkennbare Form, unter der das Todtenopfer aufgesucht werden muß. Dem Brodopfer muß das einfachere Kornopfer vorausgegangen sein. Noch bleibt beim Kornschnitt in Baiern und Hessen ein letzter Rest der Frucht auf dem Halme stehen und man nennt dies Erntepfer den Aswald, den Vogelzehnten, das Glückskorn, den Halmbock. Wie die Korngarbe allgemeines Erntesymbol ist, so war die Naturalleistung die ursprüngliche Form aller Abgabe und Steuer. Noch beziehen Pfarrer, Förster und Gemeindebeamten den Hauptbetrag ihres Gehaltes hie und da in Haber und Gerste. In den Grund-

steinen unserer Pfarrkirchen findet sich Weizen, die Größe des Thurmknopfes hört man mit der Redensart bezeichnen, er halte so und so viel Malter Korn. Alterthümlich sagt der Däne von einem nach schwerer Krankheit wieder Genesenen, er hat dem Tod einen Scheffel Haber gegeben; wie wir vom unabwendbaren Tod eines Hinsiehenden: dem ist sein letztes Brod gebacken. Gott Donar selbst, der mit seinen Gewittern das Saatkorn aus den Keimen lockt, antwortet auf die Frage, was er auf seinem heutigen Wege zu Nacht gegessen habe: Haberbrei; denn der nordische Bauer hat ihm von der täglichen Abendkost vorgesetzt. Ueberall also ist das Korn, diese materielle Grundlage der Cultur, an den Namen der Götter, an die menschliche Lebensdauer und an das örtliche Gesetz zunächst hingerückt.

Wenn nach altnordischem Rechte bestimmt wird, wie weit der Königs- und Gottesfrieden gehalten werden soll, so heißt die Formel hiefür in Adhelstans Gesetzbuch: Er soll sich von dem Burgthore, wo der König sitzt, nach den vier Seiten erstrecken drei Meilen, drei Ackerbreiten, drei Furchenlängen und neun Gerstenkörner weit. Den größeren Fernen und Maßen sind hier immer kleinere hinzugesügt, so daß offenbar das letzte, das Gerstenkorn, aller Landmessung zu Grunde liegt; ein echtes Zeugniß der Heiligung, in welcher die Gerste stand. S. Grimm, Berlin. Jahrbüch. 1842, 795. Neun Gerstenkörner in einem Glase frischen Wassers getrunken, heilen eine Krankheit, besagt der französische Aberglaube; und nach Berner Landesbrauch muß die Mutter drei Gerstenkörner dem Täufling in die Windeln, und drei Weizenkörner in die drei Tausscheine einbinden, die ihm seine drei Pather ausstellen. Vorzugsweise in Gerste, deren Anbau im Hochnorden bis zum 70. Breitengrade geht und deren Reife, von der Aussaat an gerechnet, nur zwei Monate Zeit braucht, muß der Germane seine Opfer dargebracht haben. Noch gilt im jetzigen Kanton Thurgau der Gerstentag, ein von der Kinderwelt der ganzen Landschaft gemeindeweise begangenes Jugendfest. Er heißt eben so allgemein auch der Eßtag, denn an ihm wird jedes Schulkind des



Landes auf Gemeindefosten ausgespeist. Im Städtchen Bischofszell nennt man ihn Hohlestein-Tag und begeht ihn folgendermaßen: Die Jugend versammelt sich am Osterdientage im Schulhause und hält hier nach Vorschrift eine Zweckrede zum Fenster hinaus. Darauf zieht sie mit der Ortsgeistlichkeit processionsweise singend auf den Grubenplatz in der Vorstadt, wo man zum Gedächtnisse ausgestandener örtlicher Kriegsleiden ein Gebet spricht, alsdann weiter ins Nachbardörflein Hohlestein und in die umliegenden Höfe. Hier in der Nähe der Nagelfluhhöhle, die dem Dörflein den Namen gegeben hat, entzünden die Bauernjungen das Osterfeuer, schlagen die Feuerscheiben und verzehren dabei die auf diesen Tag gebackenen Schmalzküchlein. Dies soll, sagt man, zur Erinnerung an alte Kriegsläufe geschehen, bei denen Bischofszell verbrannt und die Bürgerschaft genöthigt worden sei, in dieser Höhle Zuflucht und Nahrung zu suchen. Daß diese geschichtliche Erklärung bei der Bevölkerung selbst nicht ausreichend ist, geht aus einer zweiten sogleich folgenden hervor; selbstredend aber bleibt hier besonders der Name des Festplatzes Hohlestein. Der Frauen Holl Stein zeigt sich urkundlich in Wertheimer Gerichts-Protokollen (Wolf, Hess. Sag. Nr. 12), ebenso sitzt im Walde bei Andreasberg Frau Holle weinend auf den drei Brodsteinen. Pröhle, Harzagen, S. 135. Diese ihrem entschwundenen Gemahl untröstlich nachweinende Holle ist symbolisirt als die in der Sonne wohnende Götterfrau Huld, im Bann des Winter-solstitiums gehalten und getrennt vom Geliebten, bis dieser, wenn die Sommer-sonne um Johanni den Solstitialpunkt wieder gewonnen hat, die Waberlohe durchreitet und mit einem heißen Kusse die Verzauberte aus ihrem Schlaf erweckt. Dann hält die Erlöste in Goldschuhen ihren Hochzeitstanz, wirft den zu Gaste geladenen Menschen die Hochzeitskuchen aus, man entzündet die verkündenden Osterfeuer und schleudert die brennenden Feuerräder und Holz-scheiben an Schleuderstäben zu Thal. Daher heißt dieses Fest rings am Bodenseegelände auch der Funzentag. Der Thurgauer Eßtag ist früher nicht zu Ostern, sondern auf Sakobi, 25. Juli, begangen worden; und damals

suchte man seinen Ursprung in der angeblichen Stiftung einer Mutter Bilgeri von Bischofszell, die zum Andenken ihrer beiden in der Thur ertrunkenen Söhnelein seit 1430 alljährlich am zweiten Sonntag nach Jakobi jedem Bedürftigen ein Maß Gerste hatte austheilen lassen. Mag nun diese Stiftung geschichtlich richtig sein, so ist doch auch sie gleichfalls nicht der Grund jenes allgemeinen Gerstentages. Denn am gleichen Tage wird im angrenzenden Appenzeller Lande im Dorfe Gonten ein seit unbekannter Zeit gestifteter Tanz- und Schmaustag unter kirchlicher Vorfeier abgehalten, welcher nach einem sogenannten Hersche, dem angeblichen Ahnherrn eines gleichfalls angeblichen Appenzeller Landammanns, die Herschenjahrszeit genannt wird. Es begiebt sich da am Jakobitage die gesammte Sippenschaft erst in Trauerkleidern zu einem Seelgottesdienst in die Kirche des Dorfes Gonten, darnach aber zieht man in rasch gewechselter Stimmung von der Kirche aus ins Weißbad, um hier bei Hackbrett und Geige zu tanzen und zu schmausen. Alles dabei ist traditionelle Vorschrift und kann ohne gesetzliche Abänderung nicht geändert werden. Als man vor etwa 86 Jahren das Gastmahl einmal vom Weißbad nach Gonten selbst verlegte, trat die Obrigkeit dazwischen und küßte den Gontner Gastwirth um 60 Thaler, weil er ohne Befugniß hatte tanzen lassen. Und so steht denn der weitere Verlauf dieses Rechtsfalles in der Gesetzesammlung der Appenzellischen Monatsblätter 1827 mit amtlicher Beglaubigung zu lesen. Bei Todesstrafe hatte Karl der Große einst den Deutschen verboten gehabt, auf den Gräbern ihrer Vorfahren zu tanzen, zu singen und zu schmausen; hier aber ist dieser heidnische Todtentanz noch immer in Übung und sogar obrigkeitlich garantirt. Und wie vieles Aehnliche mag noch anderwärts am Leben sein, das gleichfalls eine harmlosere Form annahm und dadurch unverfolgt, aber auch unbeachtet geblieben ist. Der Bauer im bairischen Lechrain konnte endlich polizeilich gezwungen werden, seine Kirchweih auf den Sonntag zu verlegen und den Kirchestumult durch die gebotene Sonntagsheiligung etwas zu ermäßigen. Doch dafür entschädigt ihn der darauf folgende Montag mit

der Nachkirchweih, und diesen verbringt er gerade so wie die Appenzeller Herzensunft im Weißbad. Des Morgens läßt er ein Seelenamt sammt Vigil, Requiem und Libera für alle verstorbenen Gemeindeglieder abhalten und opfert dabei das Kirchtrachtbrod oder den üblichen Altarlaib; die übrige Zeit und die Nacht dazu wird in der Dorfschenke verschmaust, verspielt und vertanzt. Was hier das Todtenopfer des Altarlaibs genannt ist, so besteht dies hier sowohl als auch in verschiedenen andern Gegenden Baierns und Tirols in einem Quantum Mehl oder Korn. Wollte ehemals der Erbe seines verstorbenen Freundes Sünden büßen, so überschüttete er dessen Grab mit einem Haufen Kornes, bis Grabhügel oder Grabstein davon ausgeebnet oder überdeckt war, und gab diesen Kornberg öffentlich preis; etwas hievon ist katholische Bauernsitte geblieben. In der Charwoche überschüttet der Bauer im Innthal mit Mais, der Bauer in Altbaiern mit Korn das im Kirchenschiff zur Verehrung ausgelegte Crucifix. Ganz so, wie vormals die heidnische Nordbuße in so viel Gold bestand, als die Leiche des Ermordeten schwer war, sucht hier der Bauer das Maß seiner Sünden, für welche der Heiland gekreuziget worden, durch ein der Größe des Kirchencrucifixes gleichkommendes Kornquantum aufzuwägen, und in gleichem Sachzusammenhange überträgt er auch am Allerseelenfeste das Gewicht des von ihm kirchlich geopfertes Kornes auf das Seelenheil seiner Verstorbenen. Die bei solchen Gelegenheiten im Kirchenschiffe aufgeschüttete Fruchtmasse verbleibt entweder der Kirchenstiftung oder wird zur Pfarrer- und Küsterbesoldung geschlagen. Wo der Kornbau weniger vorherrscht, überbringt man auch andere Frucht; so stellen z. B. die Deutschtiroler in Valzunga am Allerseelentag gekochte Bohnen in Holznapfen auf die Gräber. In den bairisch-schwäbischen Kornebenen äußert sich der Luxus der Kornbauern namentlich am Allerseelentage. Die Todtenburg oder Trauertumba, die man alsdann unter dem Hochaltare aufschlägt, wird zum Gedächtnisse und Heil der Verstorbenen etagenweise mit allen möglichen Victualien beladen und garniert. Man nennt dies Opfer den Aufsaß. Er

besteht aus mancherlei Körben, Schüsseln und Säcklein. Die Schüsseln enthalten Mehl, Musbohnen und Kernenfrucht; dies ist der sogenannte Seelnapf, der dem Schulmeister für die Versorgung des Weihbrunnens gehört, mit dem man heute frisch die Gräber besprengt. In dem einen Korbe liegt eine schwarze Henne mit gebundenen Füßen, in dem andern ihr Schock Eier; daneben in Tücher eingeschlagen ist das Rauchfleisch, die Butterballe, der gewundene Wachsstock, dieser in allen Farben und Formen wechselnd, bald nur faustgroß, bald von der völligen Größe eines Scheffels. Je zwischen zwei Seelköpfe, das sind Weizenwecken im vorgezeichneten Werth von 16 Kreuzern, wird ein Laib Roggenbrod gelegt, drunter im Kornsäcklein steht der Meigen Roggen. So ist es in der Augsburger Diöcese üblich. Groß ist der Wettseifer der Gebenden, nicht minder groß die Zahl der Gehrenden; denn außer der Anzahl der armen Seelen sind da heute die wirklich Armen und Kranken zu speisen, die Witwen und Waisen der Gemeinde, die Schulkinder, endlich die Kirche mit ihren Dienern und Chorknaben, die alle zusammen in diese Spenden sich zu theilen haben, alle unter derselben Verpflichtung, der armen Seelen dafür im Gebet besonders gedenken zu wollen. Auch der mit einer Krankheit Behaftete opfert heute, damit der Almosenempfänger ihm das Uebel wegbeten helfe, denn das zur Seligkeit dienliche Korn muß auch zur Gesundheit in Beziehung stehen, Seligwerden und Genesen hieß einst in unserer Kirchensprache ebendasselbe; und abermals meint man nach den Quantitäten des Geopferten um so zuverlässiger die begehrte Heilung voraussetzen zu dürfen. Man opfert in den Gegenden der Eifel Korn für solche Kinder, die nicht zunehmen wollen; in der Capelle zu Allscheid so viel, als das Kinderhäubchen faßt (denn man sucht dabei den Sitz der Krankheit im Haupte), in derjenigen zu Finten zweimal so viel als das Kind wiegt. Der eine Theil gehört der Kirche, der andere den Armen. Schmitz, Eifersagen 1, 65. Gegen chronische Kopfleiden läßt man im Bairischen Walde, namentlich um Bodenmais am Arber, rohe Menschenhäupter in natürlicher Größe aus Thon brennen, füllt

ihr Inneres mit Gerste und hängt sie bei Capellen und an Wallfahrtsbäumen auf. Bavaria I, 1001.

Hier sehen wir den Einwurf voraus, den die Feinfühligkeit eines denkenden Lesers gegen uns in Bereitschaft halten wird. Darf man denn, fragt er, diese zuletzt erwähnten Bräuche schon um deswillen mit zur ursprünglichen Volksitte, ja noch mehr, mit zu unsern religiösen Alterthümern zählen, weil sie so ganz ungewöhnlich derb sind; kann denn das Grobsinnliche nicht noch am neuesten Tage Brauch werden, wie in den untersten Schichten die Rohheit sich überall versteht und methodischen Zusammenhang gewinnt? Letzteres allerdings! Aber dennoch benimmt dieser Einwurf den geschilderten Bräuchen nichts an ihrer Echtheit, Ursprünglichkeit und Berechtigung; denn der Gedanke, den sie ausdrücken, wenn auch bis zum Exceß unbeholfen und bis zum Lächerlichen naiv, ist ja zugleich der von der Naturwissenschaft anerkannte Satz von der Metamorphose der Dinge, wornach nichts in der Welt verloren geht und aus dem Tode sich immer das höhere Leben entwickelt. So wird hier die Fäulniß des Leichnams hineingebettet in die Keimkraft des zugleich mitversenkten Fruchtkorns und aus der Zersetzung des einen wird die Wiederbefruchtung des andern oder gar beider poetisch gefolgert. Ueberdies stammt das ganze Gleichniß und die poetische Lizenz, in welcher es der Bauer anwendet, nicht direct von ihm her, sondern ist nur bei ihm liegen geblieben, wie so manche andere alte Mode in Sprache, Brauch oder Tracht. Dieser jetzige Bauernbrauch war im Jahre Tausend noch Fürstenbrauch gewesen und hatte so viel Geltung, daß er auch in den weit entwickelteren Kulturformen des dreizehnten Jahrhunderts die Gestalt unseres berühmtesten Minnesängers mit einem mythischen, bis heute andauernden Lichtschimmer zu umkränzen vermochte. Dies aufzuzeigen, reichen zwei hervorstechende Beispiele hin.

Graf Richard, Herzog von der Normandie (allbekannt durch Ahlands gleichnamiges Gedicht), starb 996. Er läßt bei Lebzeiten die Abtei Fécamp erbauen und unter ihrer Dachrinne seinen steinernen Sarkophag errichten. Dieser wird

dann, so lange der Herzog noch lebt, alle Freitage mit Weizen angefüllt für die Armen, wobei ihrer jeder eben so oft fünf Rouenser Sous an Geld mitempfängt. Der Autor, welcher diese Stiftung verbürgt, ist Robert Wace, ein normännischer Dichter des 12. Jahrhunderts, dessen Reimchronik uns in der Uebersetzung von Franz von Gaudy (1835, 142) mit dem eben erwähnten Umstande vorliegt.

Hält man mit diesem Berichte die Würzburger Sage vom Tod und Begräbniß unseres Dichters Walthers von der Vogelweide zusammen, so wird dieselbe in dieser Verbindung nicht nur weniger empfindsam lauten als bisher, sondern auch nicht mehr als bloße Namenssage gelten. Die von Oberthür in den „Minne- und Meistersängern Frankens (1818)“ aus einer handschriftlichen Lateinchronik mitgetheilte Stelle besagt nemlich, es habe sich Walthers seinen Sängernamen von der Vogelweide (pascua avium) damit befestigt, daß nach seiner letztwilligen Verfügung in die vier Nischen seines Grabsteins, welcher unter der Linde im Lufamgarten des Lorenzostiftes zu Würzburg lag, täglich frischer Weizen gestreut werden mußte, damit bei ihm die Vögelein noch ihren Azungsherd und ihre Weide fänden. Das Capitel aber im Neumünster habe darauf diesen Opserweizen zu Semmeln verbacken und sie den Kanonikern an des Dichters Fahrzeit austheilen lassen. Man braucht diese Sage in keiner Weise erst umzudeuten, und selbst ihr Schlußsatz, der jetzt einem bloßen Hiebe gegen mönchische Genußsucht gleichsieht, hat als echt und vollberechtigt mit zu gelten. Wiederholen sich doch die gleichen Zeugnisse anderwärts und schon früher, z. B. von Kaiser Heinrich dem Vogelsteller. Nach seinem Tode schickte die Kaiserin Mathilde um seiner Seelenruhe willen stets einen Diener in den Wald, um an derjenigen Stelle auf dem Rothenberge die Vögel zu füttern, wo ihr Gemahl einst seinen Vogelherd gehabt hatte. Prähle, Harzsagen 1, 292. Walthers Beiname von der Vogelweide ist kein dichterischer, sondern ein weidmännischer und bezeichnet das Geschäft des Falkoniers; aber er wurde einseitig umgedeutet, da man auch Walthers Stiftung einseitig auffaßte.

Diese letztere sollte freilich den über dem Dichtergrabe fortfliegenden Vögeln mit zu gut kommen, aber um so weniger die Ueberlebenden vom Mitgenuße ausschließen. Denn wie hätte dies gerade der Dichter zu bestimmen vermocht, dessen höchster Liederpreis die Milde, die Freigebigkeit, die selbst an dem saracenischen Saladin von ihm so hochgeschätzte menschenfreundliche Großmuth ist. Auf daß diese Milde ihn auch im Tode noch schmücke, soll sein Grabstein täglich frisch mit Korn überschüttet werden, damit die Armen ihre Weizenbrot und die Vögel ihr Weizenkörnlein hier finden. Aber haben wir denn diesen Zug der ritterlichen Sage nicht bereits im Vorausgegangenen in seiner häuerischen Anwendung reichlich genug aufgezeigt? Mehl und Frucht stellt der Landmann beim Seelgottesdienste auf die Trauertumba, die Zweckbrode des Seellaibchens, der Böpfelein und Spitzwecken verschenkt er an die Begehrenden, Altar und Kirchencruzifix überschüttet er reichlich mit jeder von ihm gewonnenen Körnerfrucht — Alles, um im Namen der Verstorbenen die Armen zu speisen; bis etwa auf die armen Vögelein. Doch auch sie bleiben bei ihm nicht vergessen. Ihnen stellt er um Weihnachten eine ungedroschene Korngarbe auf die Stange vors Haus, damit auch sie das ihrige mit am Weihnachtschmause haben. Und indeß wir denken, dieß möchte zwar irgendwo, aber doch nur als eine gutherzige Ausnahme geschehen, wird es uns von der Allgem. Augsb. Ztg. (1858, Nr. 7) als ein stehender Bauernbrauch aus Schweden gemeldet, während man durch Birlinger (Volksthümliches aus Schwaben 2, 8) genugsam wissen könnte, daß es bei unserem eigenen Landvolke gleichfalls noch niemals vergessen worden ist.

Dies sind die für den Ruhm und Frieden der Abgeschiedenen gestifteten und den Ueberlebenden gewidmeten Kornspenden. Nun von dem allgemeinen Todtenopfer zum besondern übergehend, berichten wir im Folgenden noch von der vielfachen Art und Form unserer landschaftlichen Seelbrode.

## II. Das Kuchenopfer.

Die Sorge katholischer Landleute für das Seelenheil ihrer Abgeschiedenen bleibt das ganze Jahr über eine stillgeübte Pflicht, die sich mit stummen Zügen allen gedenkbaren Hausgeschäften einprägt. Wenn man die Brotsamen des Eßtisches eine Woche hindurch in der Tischtruhe gesammelt hat, schüttet man sie Samstags Nachts ins Herdfeuer; denn so dienen sie für den kommenden Feiertag den Armenseelen zur Abfättigung. Was beim Heraus schöpfen aus der Suppenschüssel auf den Tisch abfällt, jene Milchstraße von der Schüssel bis zum Kindsteller hin, darf nicht wieder in den Teller herein genommen werden, sondern verbleibt den Armenseelen. Macht die Frau den Brodteig an, so wirft sie eine Hand voll Mehl hinter sich, ein Stückchen Teig in den Backofen, beim Rükchleinbacken erst etwas Schmalz aus der Pfanne, dann auch das erste Rükchlein ins Feuer. Sogar die Holzhauer im Walde legen ihr zu hart gewordenes Brodstückchen auf die Baumstämme hin: Alles für die Armenseelen. Wenn die Hofbäuerin am Samstag ihr frisches Kleinbrod zu backen hat, wie man es für jeden Feiertag begehrt, so werden aus den Teigresten der Backmulde kloßförmige Bröddchen geknetet, Mutschen, Spend- und Almosenbrödlein genannt. Man verschenkt sie an vorüberziehende Fremde und Arme.

Es ist dies ein hier an die Armuth, dorten an das Feuer-element hingegebener, geopferter Theil, damit dadurch dem übrigen Hausbrode die gesegnete Nährkraft verbleibe; zugleich aber geht der Empfänger die stillschweigende Verpflichtung ein, seine vorgeschriebene Anzahl Vaterunser für die Armenseelen abzubeten. Der Brauch ist eben so alt als landschaftlich weitreichend, er findet sich im Süden und Norden. So muß der schwäbische Lehensbauer auf Schloß Hohenkrähen im Namen des dortigen Burggeistes, so oft man backt, jedem vorbei kommenden Bettler einen Laib Brod schenken (Meier, Schwäb. Sag. Nr. 85), und der norddeutsche Edelherr, von welchem



Ab. Kuhn erzählt (in v. d. Hagens Germania 9, 94) hat testamentarisch verfügt, daß jedem Armen, der sein Landgut betritt während man da backt, ein Brod verabreicht werde.

Noch viel lebhafter drückt sich dieselbe Sorgfalt für die Abgeschiedenen aus, wenn die Zeit des Allerjeleinfestes naht. Dann brennt die Nächte durch ein Licht in jedem Hause, die Lampe ist nicht mehr mit Del, sondern nun mit Schmalz gefüllt, die Wohnstube wird vor Schlafengehen gekehrt, die innere Thüre, oder mindestens ein Fensterschalter bleibt geöffnet, das Feuer am Herde ungelöscht, das Tischtuch unabgenommen, das Nachtessen unabgetragen, ja man setzt noch Milch und Krapsen frisch hinzu, oder Wein und Fleisch, anderwärts sogar neuerlei vorgeschriebene Speisen, man geht frühzeitiger zu Bette, Alles um die lieben Engelein ungestört einkehren zu lassen. Denn heute soll ihnen alles im Hause zu Gute kommen. Am Herdfeuer sollen sie, diese Weitgewanderten, sich erwärmen, mit dem Weihwasser neben der Stubenthüre, mit dem Schmalz in der Hauslampe sollen sie sich die Brandwunden des Fegefeuers fühlen, mit dem Nachtlichtlein sich die müden Augen des Grabes erhellen; und ob schon sie keine der neuerlei Speisen berühren, so werden diese doch aufgetischt und Tags darauf mit neuem Korn, mit neuem Obst und frischem Most dieses Jahres den Armen und fremden Kindern vertheilt, welche für die Armenseelen um so mehr beten werden. So ist es Bauernbrauch in den Landschaften Tirols, Altbaierns, der Oberpfalz und Deutschböhmens, über welche die sittengeschichtlichen Sammelwerke von J. B. Zingerle, Jos. Lentner, Schönwerth und Grohmann vorliegen. Jedoch Aehnliches hat ehemals überall gegolten, es war neben und außer dem Christenbrauche beim deutschen und beim welschen Bauern vorhanden, und so giebt es sich durch weite Länderstrecken noch in fühlbarer Uebereinstimmung zu erkennen. Ove Thomsen berichtet, daß der nordische Bauer in den Julnächten, in denen die Himmlischen ihren Umzug halten, die Speisen am Tische stehen läßt und eine Deje Bier dazu setzt für die einkehrenden Alfen; sogar der Schöpfbrunnen wird zugedeckt, damit Nachts kein Unter-

irdischer hinein falle. Der Ehste, über dessen Bräuche Boecler-Kreuzwald im Jahre 1854 besonders geschrieben hat, heizt am Allerseelentag die Badstube, richtet drinnen eine Mahlzeit an und ruft seine Verstorbenen alle dazu mit Namen herbei. Die Speisekammer und die Hausthüre bleibt ungegeschlossen, jeder vorüberreisende Unbekannte wird gastlich aufgenommen, in seiner Gestalt könnte sich ja der Abgeschiedene verbergen, und heute soll der unsichtbare und der wirkliche Gast an nichts Mangel haben. Noch heut zu Tage legen die Ruthenen und Polen in Galizien Getreidekörner, ja auch Bratwürste den Verstorbenen in den Sarg. Die Serben legen am Montag nach dem Weissen Sonntag rothgefärbte Eier auf die Gräber. Am Allerseelentage backt der Böhme das Gebäck *dušičky*, im Taborer Kreise schenkt man es Kindern und Bettlern, damit sie für die Verstorbenen beten. Grohmann, Aberglauben aus Böhmen und Mähren 1, pag. 190. In der heutigen Bretagne dauern jene uralten Todtenbräuche noch immer an, die einst der heil. Germanus daselbst vorfand und als heidnische vertilgt zu haben meinte. Als da der Heilige seinen welschen Gastfreund, bei dem er Herberge genommen hatte, nach beendigter Abendmahlzeit abermals den Tisch decken sah und um sein Vorhaben befragte, erhielt er die Antwort: den guten fräwlin, die dô des nachtes varen, denen bereit man zû essen. So lautet die betreffende Lateinstelle der *Legenda aurea*, übersetzt in der Aulendorfer Incunabel-Legende, die beide in Grimms Mythologie 1011 und im German. Anzeig. 1864, 248 zu diesem gleichen sittengeschichtlichen Zwecke angeführt stehen. Es sei hierauf, berichtet die Legende weiter, ein Schwarm von Nachtfahrern wirklich zu Tische erschienen und von den Anwesenden für lauter Nachbarnleute angesehen worden, bis Germanus ihnen sie als Teufelspuk entlarvte. Dies waren aber dieselben Armenseelen, für welche bis heute in der ganzen Bretagne die Festnacht hindurch alle Glocken geläutet, alle Gräber bei Fackelschein frisch geweiht, alle Höhlungen der Grabsteine mit Milch gefüllt werden. Während dann, berichtet Villemarqué weiter in den Bretonischen Volksliedern, die Mutter Gottes zur Labung der

Begrabenen einen Tropfen Muttermilch mit auf die Grabsteine gießt, deckt man zu Hause neuerdings den Tisch mit frischen Speisen; Bettler ziehen an den Thüren umher und singen im Namen der Todten ein Lied mit dem Refrain:

Ihr schlafet süß und weich zumal:  
 Die armen Seelen sind in Dual.  
 Ihr ruhet aus in sanftem Schlummer;  
 Die armen Seelen sind in Kummer.

So verwandelt sich dieses Tages die ganze Bevölkerung in Gebende und Gehrende, beiderseits zum Heil der Verstorbenen Gaben heischend oder vertheilend. Nicht anders ist in den katholischen Landschaften Oberdeutschlands der Allerseelentag ein allgemeiner Spendtag. Der Bauer beschenkt seine Dienstboten, der Pathe seine Pathenkinder, der Liebende den Schatz, die Gemeinde ihren Pfarrer. Arm und Reich, Alt und Jung empfängt oder giebt das Zweckbrod des Seelzopfes und Spizweckleins. Nach diesem letzteren heißt in der Oberpfalz der Tag der Spizelntag. Aus weit entfernten Gegenden kommen die Armen schaarenweis herbeigezogen, um unter dem Spruche: Gelobt sei Jesus Christus um e Spiz'l! das frische Weizenwecklein in Empfang zu nehmen. Niemand verweigert das herkömmliche Geschenk, das längst das Wahrzeichen der geschichtlichen Helden und Landesheiligen dieser Gegenden geworden ist. Drei solche Weißwecken führt der Schwabenherzog Hiltibrant im Schilde. Seine Tochter, die heil. Hiltegardis, die Erbauerin des zerstörten Klosters Hillemont in Kempten, wird abgebildet, in einer Hand das Modell des Stiftes tragend, in der andern das Ripfbrod des Spizwecken, und Nader in der Bavaria sancta (München 1624. 2, 110) meldet, daß noch zu seiner Zeit im Kemptner Stifte jeden Montag und Freitag an 200 Menschen solche Wecken ausgetheilt erhielten. So trägt auch die heil. Notburga, ferner der Abt August von Einsiedeln und der Wettinger Abt Bernhardus auf Altarbildern und Glasgemälden einen solchen rautenförmigen, der Länge nach geschlizten Ripf in der Hand. So vertheilt man in Tirol

auf Allerjeelentag die Seelstückl, Süßbrode, die für Knaben in Form eines Rößleins oder Hasen, für Mädchen in der einer Henne gebacken werden; in Altbaiern und Würtemberg machen die Bäcker das Mürbbröd der Seelzöpfe und der süßen Zuckerseelen auf den Verkauf. Die Ziebtjenkoeken und Zielenbroodjens, Seelbröddchen, sind in Antwerpen kreuzverzierte Weißbröddchen, welche gesafrant sind, um die Flamme des Fegfeuers anzudeuten. In Flandern glaubt man so viele Seelen aus der Pein erlösen zu können, als man solcher Brode dieses Tages iszt. Daher stellen sich ärmere Kinder in Ypern vor den Thüren auf mit Marienbildchen und brennenden Kerzchen und betteln um einige Sous „zum Kuchen für die Armenseelen.“ Im Limburgischen wird das Seel- und Kreuzchenbröd in der Frühmesse geweiht und beim Frühstück zum Gedächtnisse der Todten verspeist. In Welschtirol und der romanischen Schweiz sind noch die sogenannten Todtenbeinchen, und in niederdeutschen Landstrichen die Stutenbrode altherkömmliche, für dieselbe Festzeit bestimmt gewesene Spendbrode.

Eine nachfolgende kurze Beschreibung dieser Brode beginnt mit dem kleinsten und nun seltensten, um mit dem größten und am meisten verbreiteten abzuschließen.

Man pflegt in Engadin ein Mandelbröd kiffsförmig zu backen und in Dessertschnitten zum Nachtsche zu verspeisen. Diese Schnitten nennt man „Todtenbeindli“. Ein anderes länglich geformtes Süßbröd, das in Samaden in Graubünden beliebt ist, trägt zwar nicht mehr jenen widerwärtigen Namen, dagegen noch vollkommen die Gestalt eines förmlichen Röhrknochens. Es gleicht dem Mürbbröde der sogenannten Dubenschenkel, wie sie in Hessen üblich sind und namentlich an der Bergstraße auf den Verkauf gebacken werden. Auch in der westfälischen Mark, wie aus einer brieflichen Mittheilung von Dr. Woeste in Sferlohn zu entnehmen ist, namentlich in Breckersfeld, ist gleichfalls ein ähnliches Brodgebäck üblich, das wegen seiner auffallenden Gestalt Quertreiber, twäers-triwer, genannt wird. Diese Todtenbrode erinnern zunächst an die Beinhäuser, die auf katholischen Dorfkirchhöfen zur Aufschichtung der ausge-

grabenen Todtenschädel und Röhrenknochen errichtet sind. Es steht außer Zweifel, daß diese Beinhäuser auf deutschem Boden ursprünglich heidnischer Abkunft sind, denn der germanische Knochencultus ist nachweisbar in unseren Landschaften älter als der christliche Grabcultus. An die Erhaltung der Knochensubstanz knüpfte der Germane die Fortdauer überhaupt und gab daher seinen Leichen Ersatzknochen und Ersatzschädel, sogar hölzerne, mit ins Grab. Es ist bereits jener Thonschädel im Vorausgehenden gedacht, welche der Verwundete mit Korn füllt und zu Opfer- und Heilzwecken an Kapellenbäume aufhängt. Man erinnere sich dazu jenes Kindermärchens vom Nachandelböm; das von der Stiefmutter ermordete und verscharrte Kind verwandelt sich alsbald in einen geflügelten Engel, sowie seine Knochen wieder aufgelesen sind. Und daher stammt ja das Volkslied im Goethe'schen Faust:

Mein Schwesterlein klein  
 Hub auf die Bein,  
 Da ward ich ein schönes Waldvögelein.

Diese Voraussetzungen sind durch den Gräberbefund bereits bewahrheitet. In dem Alemannischen Grabfelde am Lupfen, im Würtemberger Oberamte Tuttlingen, hat man solcherlei hölzerne Ersatzfüße in nicht geringer Anzahl erhoben; anderwärts findet man zwei Schädel zu einem einzigen Gerippe im Heidengrab, und eben dahin wird es zu rechnen sein, wenn irgendwo einmal ein kirchlich verehrtes Heiligengerippe, ausgestellt in seinem Glaskasten auf dem Altar, zwei linke Arme oder zwei rechte Beine zu sehen giebt. In der Pfarrkirche zu Hiltisrieden, Kanton Luzern, liegt ein heiliger Leib ausgesetzt, welcher zwei linke Beine hat. Obschon es hierüber manche Nachbarspottereien giebt, entfernt man dieses eine unpassende Bein doch keineswegs. Ob nicht etwa die Errichtung der Beinhäuser auf Christenkirchhöfen erst erfolgt sei, um dadurch dem heidnischen Mißbrauch zu steuern, der in Form des Knochencultus ausnehmend weit um sich gegriffen hatte, läßt sich zwar noch nicht mit Bestimmtheit angeben; Thatsache indessen ist, daß für

Deutschland erst die späten Synoden von Münster i. J. 1279 und von Köln v. J. 1281 die Errichtung von Beinhäusern auf Kirchhöfen verordnen. Der ins Bessere umgeänderte und kirchlich geweihte Brauch führte zwar zu abermaligem Mißbrauch, nahm aber diesmal den Verlauf, daß es die Laienschaft war, welche einer zu weit ausgesponnenen Priesterlehre schließlich ein Ziel setzte. Noch vor dem Beginn der deutschen Kirchenreform begann der sittenreformierende öffentliche Geist gegen die gehäuften Spenden zu eifern, die man dem Clerus für die Ruhe der Verstorbenen gewidmet hatte und widmete, und namentlich die Todtenbeine sind es, die in den hierüber gewechselten Flug- und Streitschriften eine stehende Rolle spielen. Damals schrieb der erste deutsche Dramatiker des sechzehnten Jahrhunderts, der Basler Buchdrucker Pamphilus Gengenbach, ein jemerliche clag vber die Todtenfresser; er legt darin einer Nonne, d. h. der bei Begräbnissen bezahlten Leidfrau, die Worte in den Mund:

die todten bain schmecken uns wol,  
dobei wir tag und nacht find vol.

Gengenbachs Landsmann und Nachfolger in der Schauspiel-dichtung ist der Berner Nikolaus Manuel. Von ihm berichtet der Berner Chronist Valer. Anshelm zum Jahre 1522: „Es sind auch diß Jahrs hie zu Bern zwey in wite Land usgespreite Spil durch den Maler Niklausen Manuel gedichtet und öffentlich an der Krüzgassen gespilet worden; eins, namlich der Todtenfrässer, berührend alle Mißbrüch des ganzen Papstthumbs, uff der Pfaffen Fasnacht“. Damals begann man die Beinhäuser auszuleeren, die Knochen zu beerdigen, die Obrigkeit untersagte den Luxus der gehäuften Todtenopfer, Seelmessen und Leichenschmäuse. Wollte eine Landschaft nicht alsbald die hergebrachten rituellen Schwelgereien unterlassen, so zog sie sich den Scheltnamen Todtenfresser zu, wie er deshalb bis heute der Bevölkerung des Zürcherlandes verblieben ist; vergl. Meyer-Knonau, Beschreib. des Kt. Zürich 2, 154.

Das Stutenbrod, niederländisch stuite, das jetzt noch bei

ostfriesischen Leichenbegängnissen vertheilt wird, gehört seiner Namensbildung nach dem niederdeutschen Sprachkreise an und hat daher seine Verbreitung von Holland und Schleswig an bis Köln und Halle gehabt. Es ist ursprünglich ein großes schenkelförmiges Weißbrod, das an seinen dicken Enden abgerundet, wie der Bäckerausdruck sagt, gestoßen ist und also gar nichts mit dem Thiernamen Stute, niederdeutsch stoot, gemein hat, obschon man Tiroler Todtenbrode auch in Form von Röhlein backt. Eine ganze Last solcher Stuten wird beim Begräbnisse der reichen Frau Richmond in Köln an die Stadtarmen ausgetheilt. Firmenich I, 449. Das Staudenbrod zu Halle ist ein geflozt stehendes Rundbrod und hat also seine ursprüngliche Form verloren; wogegen in Appenzell-Suerrhoden die alte Brodform, jedoch ohne Eigennamen, sich erhalten hat. Bei dem Begräbnisse einer Bäuerin im Hochthale des Sentis i. J. 1863 schritt die Nachbarsfrau dem Sarge voran mit einem kolossalen Wachsstock, dann folgte der Verstorbenen Ehemann, der ein eben so kolossales Langbrod auf einer Schüssel nachtrug. Niebstahl hat die Scene in einem hübschen Delgemälde dargestellt.

Das im deutschen Süden am weitesten verbreitete Weib- und Festbrod ist der sogenannte Züpfen, ein Eierwecken in Form einer spiz auslaufenden Haarflechte. In Handlänge halten es die Weißbäcker das ganze Jahr über feil, in Ellenlänge aber backt es die Haushaltung auf Weihnachten und Neujahr, und der Katholik auf Allerseelen. Alsdann wird es in fast unglaublichen Quantitäten verbraucht. Im Jahre 1860 berichteten die Berner Localblätter, daß am damaligen Neujahrstage einer der Stadtbäcker zu Bern bis zu 1300 Frcs. Züpfenwecken verkaufte. Der Tauf- oder Firmpathe beschenkt sein Pathenkind damit und steckt ihm heimlich ein neues Frankenstück hinein, ebenso der Bäcker seine Kunden, der Wirth seine Stammgäste, der Herr sein Gefinde. Gänd üs au ne Wegge mit sibezieh Zöpfe! betteln da die Kinder selbst guter Familien vor fremden Fenstern herum. Keinem wird die Gabe abgeschlagen, dem Dürftigen auch noch ein Geldstück, ein Kleidungsstück dazu verabreicht. Im Berner Randerthale nennt

man dies Brod geradezu den Ziebel (Zipfel), in Baiern Seelzopf, Seelwecken und Seelzelten, die Schwaben zuckern es und nennen es Zuckerseelen; mit Bierhefe angemacht nennt man sie Hefenseelen, mit Eiweiß bestrichen und als mürbe Ringlein gebacken, sind es die nackenden Seelen. Freilich bedeutet das Wort Seele hiebet auch die überschüssige oder nicht richtig ausgebackene Brodfülle, woher denn auch die Bäckerfagung stammt: Brezen sollen keine Seele (Teigfülle) haben; allein Name und Bestimmung des Gebäckes bleibt dadurch unangefochten, es ist ein Todtenbrod, dessen Verwendungs- und Benennungsweise besonders nach Südosten so weit über das deutsche Sprachgebiet hinaus sich erstreckt, als dorten deutsche Niederlassungen bleibende gewesen sind. Bei Ungarn und Serben sogar ist es einheimisch, nur ist es dorten einen Tag nach dem Allerseelenfeste auf Allerheiligen verlegt und trägt davon den Namen Allerheiligen=Strizeln. Eine Südslavin, die Tochter eines ungarischen Geistlichen in Szobb, hat ihren deutschen Verwandten in der Schweiz eine briefliche Beschreibung der Vorgänge gemacht, unter denen man in Ungarn dies Festbrod backt. Am Vorabend von Allerheiligen pflegen die Bäckermeister sämtliche junge Leute ihrer Nachbarschaft zu sich ins Haus zu laden. Hier hat der Meister mit den Gesellen den Kolatschenteig bereits ausgeknetet, zu gleichen Theilen abgewogen, in lange Teigstriemen geschnitten und geordnet auf die blanke Tafel gelegt. An dieser bittet er die erschienenen Jungfrauen und ihre Galane Platz zu nehmen und aus je vier solcher Teigstriemen einen Zopf zu flechten. Man legt je ihrer zwei übers Kreuz, slicht davon vierfache Zöpflein und drückt sie an ihrem Ende in eine gerundete Schleife zusammen. Die kleinen einfachen kosten ein paar Kreuzer und entsprechen unserm oberdeutschen Marktbrod von ähnlicher Form; die mehrzöpfigen und größeren unserm ellenlangen Züpfenbrod. Während das Fräulein slicht, hat ihr der beigeordnete Galan den Hof zu machen; er nimmt ihr die fertigen Strizeln ab, füllt damit das Einschub Brett und überbringt es dem Bäckergesellen, der es in den Ofen schießt. Dies dauert bis Mitternacht. Schlag zwölf



Uhr trägt die Beckenfrau den Kaffee und die ersten frischen Strigeln auf, ein paar Stunden wird getafelt und geschertzt, dann geht es an den zweiten Theil der Arbeit. Den Mädchen werden nun längere und breitere Teigstriemen vorgelegt, aus denen fünfstheilig gezöpft Rosinenkuchen geflochten werden. Man nimmt an, dieser Brauch, der in den reformirten Gegenden Ungarns herrscht, stamme aus sehr alter Zeit. Ehedem, heißt es, da man hier zu Lande noch reicher und freigebiger war, hat man solche Strigeln in jedem Hause die ganze Festnacht hindurch gebacken und sie Tags darauf an die Kinder und Armen verschenkt. Heute noch ist es daher dorten Kinderglauben, die lieben Heiligen brächten dies Süßbrod auf ihren eigenen Namenstag mit vom Himmel herab.

Auch dieses besondere Gebäck der Strigeln vermöchte hier seine eigene Geschichte zu erzählen, zieht sich doch sein Schmalzgeruch halb unangemessen bis in den Anbeginn der klassischen Periode unserer deutschen Litteratur herein. Da ist es Lessing, der Leipziger Student, der mittellos und bei harter Winterkälte von den Eltern nach Camenz heimberufen wird, um sich darüber zu verantworten, daß er die ihm von der Mutter überschickten Weihnachtsstrigeln mit den gottlosen Schauspielern der Reuber'schen Bande verzehrt hatte. Diese Anekdote lehrt mindestens, daß unsere Klassik, so häufig sie auch von den griechischen Göttern redete und mit Nektar und Ambrosia sehr verschwenderisch umgieng, in bäurischer Einfalt und Entbehrung aufwuchs und eben daher den verloren gewesenen Ton der Naturtreue und Wirklichkeit wieder anzustimmen vermochte. Doch anstatt hier noch weiter abzuweichen, ist es Zeit, das geschilderte Zweckbrod des Seelzopfes zu seiner noch ausstehenden Erklärung zu bringen und damit diesen Bericht abzuschließen.

Die Form der Haarslechte und des Frauenzopfes verräth sich außer an den eben geschilderten Seelzöpfen, als einem Opferbrode zum Angedenken an die Verstorbenen, auch noch beim Ernteeopfer. Wenn man einen Kornacker bis auf ein paar letzte Aehrenbüschel, ein Flachsfield bis auf wenige Stengel abgeschnitten hat, so läßt

der bairische Bauer die noch übrigen Halme durch seine Schnitterinnen in einen Zopf zusammenflechten und sie bekränzen; dafür lohnt er dann die Mädchen mit Jungfernmilch und Jungferschmarren, d. h. er setzt ihnen außer dem Schnittermahl auch noch Milch mit Schmalzbrod vor. Jener geflochtene Aehrenbüschel wird der Aswald genannt, man umtanzt ihn singend, weicht ihm die letzten Krumen des Brodkorbcs und eine Libation des Restes vom Schnitterbier; jener Flachsbüschel wird ausdrücklich zu Ehren der Flurgöttinnen und Waldfrauen geflochten, der Spruch dazu lautet in Panzers Baier. Sag. 2, 161:

Holzfräule, da flecht i dir ein Zöpfle,  
So lang als wie Weiden,  
So klar als wie Seiden.

Berwandte Volksvorstellungen in verschiedenen deutschen Landstrichen zeigen, daß man das besondere Merkmal eines Segensgeistes oder eines Koboldes je nach der Pflege oder Verwilderung seines Haupthaars bemast. Dieses wallt bei guten Geistern lang und zart hinab, bei verwünschten ist es struppig und verworren. Schweizerischer Volksglaube ist es, daß die guten Hauszwerge den Rossen im Stalle Mähne und Schwanz höchst kunstvoll flechten, während der Hauskobold selbst den Kühen das Haar verfilzet. Der hübsch in einen Haarfranz gerundete Frauenzopf heißt nach Aargauer Benennung Aehrizopf, Kornzopf; das ungeordnete Haar dagegen Heuel und Holle. Dieselbe Anschauung herrscht in Thüringen, wo man den Wichtel- und Weichselzopf Saellocke nennt; auch in Bremen, wo er Selkensteert, Seelentost heißt und auf Sterz, Schwanz und Locke der verwünschten Geister bezogen wird; in Sachsen und der Mark heißt er Hollenzopf, in Schlesien Alpschwanz. Unter Aufsicht der Göttin Holle wird wohl das Haupthaar der Kinder und Mütter gestanden haben, so gut wie der Flachs, welcher in Oberdeutschland gleichfalls Haar heißt. Wer daher um Neujahr den Rocken nicht abgesponnen, das Haar nicht sauber geschlichtet hat, dem wird Beides von der durch den Ort ziehenden Göttin in einen Hollenzopf verzaust. Das am Aller-

jeelentag in Bopfform gebackene Brod versinnbildlicht daher nur die Fortsetzung jenes Liebesdienstes, unter welchem man einst den Verstorbenen ins Grab gelegt hatte. Die Edda schreibt vor: „Ein Hügel soll dem Heimgegangenen erhoben, gewaschen und gekämmt soll er bestattet werden.“ Käämme und Scheermesser aus Bronze, in Heidengräbern aufgefunden, verzeichnet Weinholds Schrift, Heidnische Todtenbestattung 1, 89. Eiserne Haarscheeren sind in den Alemannengräbern zu bairisch Nordendorf und in der Gegend des mittleren Kochers in Würtemberg erhoben worden. Es ist noch Aargauer Bauernbrauch, dem Todten seinen Kamm mit in den Sarg zu geben; wer sich sonst damit kämmen würde, verlöre die Haare. Nur der eingefleischten Lieblosigkeit soll diese Pflicht der Pietät nicht gewidmet sein, der Hartherzige soll mit seiner Münze bezahlt werden; daher behauptet die Volksrede: Käufliche Richter und schlimme Waisenvögte werden einst von den Läusen gefressen. Aus solchem Grunde ist es schon bei Homer höchster Beweis liebender Hingebung, wenn Achilleus in Trauer um seinen geliebten Patroklos sich das Haupthaar abschneidet und es dem Grabe des Freundes weiht. Nicht bloß des eigenen Hauptes Sinn und Gedanke sendet man damit dem Verstorbenen zu den Schatten nach, sondern dieser soll unter ihnen erscheinen wie sonst im Leben, nach dem Ausdrücke der Hellenen als ein hauptumlockter Achäer, nach christlicher Anschauungsweise als ein goldlockiger Engel. Die griechische Mutter weihte vor der Niederkunft und für die Gesundheit des Neugeborenen ihren Haarschnitt der Gesundheitsgöttin Hygieia; und so eifrig, versichert Pausanias, war die mütterliche Liebe bei solchem Opfer, daß manche Bildsäulen dieser Göttin vor der Fülle umgebundener Haare kaum zu erkennen waren. Der sich noch selbst überlassene deutsche Leichenbrauch weiht zwar den Todten nun keine Locke mehr, er schneidet sie ihnen wohl eher ab und bewahrt sie zum Angedenken; aber er überdeckt einmal des Jahres ihr Grab mit Opferbroden, in deren Form, Größe und Anzahl noch immer der Wunsch sich ausdrückt, wie vollkommen und stattlich das geliebte Haupt unter den Seelen erscheinen möge

in der Lockenfülle seiner Jugend oder Männlichkeit. So lebt die Sitte und Urtheilsweise der Ahnen, wenn die Geschichtsquellen nicht einmal ein nur kärgliches Zeugniß darüber ablegen, oft noch fort in dem unverstandenen Volksbrauche der Gegenwart. Diesen Brauch immer mehr verstehen und ihn in seinen humanen Gründen an die unsere Zeit bewegenden Gefühle anschließen zu lernen, ist deshalb ein gedeihliches Unternehmen, weil darüber nicht bloß unsere Heimatskunde, unsere Kunde aus der Vorzeit wächst, sondern zugleich auch deren bestes Kind, dieses patriotische Bedürfniß unserer Tage, unser deutsches Gesamtvaterland.

